

kürbiskern



Die
Wende—
ein
Bumerang?

4/85
OKTOBER



HEINRICH BÖLL

21. Dezember 1917 – 16. Juli 1985

„Nachdem die große Literatur getan hat, was sie immer wieder und immer schon getan hat, nachdem sie Tabus durchbrochen hat, hat sich ja in der zweiten, dritten bis fünfundzwanzigsten Hand, auf Magazinebene, auch in fortschrittlichen Publikationen, die Darstellung des Sexuellen zu einer schneckenhaften Schlüpfrigkeit degradiert, die der bürgerlichen Schleimigkeit entspricht, der zu entgehen die große Literatur ausgezogen war. Wenn Tabudurchbrechung Mode und Masche wird, ist es Zeit für die Literatur, wirklich vorwärts zu blicken und der kommerzialisierten Tabu-Durchbrechung mit dem Degen der Verhaltenheit und Ironie entgegenzutreten.“

Heinrich Böll in: Hinweis auf Josef W. Janker, kürbiskern 2/1967, S. 6-7.

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

DIE WENDE – EIN BUMERANG?

<i>Ljubomir Levčev: Die Zeit ist Hoffnung</i>	3
<i>Oskar Neumann: Die Rechtswender sind aufhaltbar</i>	6
<i>Uwe Gardein: Ruth</i>	10
<i>Jochen Zierau: Individualität</i>	12
<i>Günter Godor: John</i>	13
<i>Tamás Ungváry: Höllenkreise</i>	28
<i>Hilde Rubinstein: Oh Morbidezza</i>	34
<i>Walle Sayer: Verblichene Photos</i>	38
<i>Artur Troppmann: Vision</i>	41
<i>Wolfgang Bächler: Meine zwei Befreiungen</i>	42
<i>Donald Barthelmes: Unglaube 54 / Den Leibwächter betreffend</i>	56
<i>Detlef König: aufschwung</i>	59
<i>Jörn Laue: Jan</i>	60
<i>Gerhard Bölaender: Hölderlins Traum</i>	65
<i>Gerd Herholz: Licht...</i>	65
<i>Britta Bogdan: Neuseeland ist ja so weit</i>	66
<i>Roman Ritter: Der Revolutionär 67 / Schwere Flügel</i>	68
<i>Bert Wollersheim: sprache und herrschaft</i>	68
<i>Horst Wessolek: Rückweg</i>	69
<i>Stan Dahl: Der Riß</i>	70
<i>Erika Stöppeler: Liebeskummer</i>	76
<i>Adolf Höfer: Verstehen oder verurteilen</i>	82
<i>Marion Lehmicke: Antifaschismus als Motiv kulturellen Schaffens</i>	108
<i>Donal MacLaughlin: Zum Nachleben von Alfred Andersch</i>	111
<i>Hans-Jürgen Heise: Lyrik zwischen Selbst- und Fremdbestimmung</i>	115
<i>Salim Kureishi: löns, hermann</i>	125
<i>Dieter Arendt: Till de Vos und Reinke Ulenspiegel oder Kleine Diebe hängt man, die Großen lässt man laufen</i>	126
<i>David Chotjewitz: Die Niederkunft des Zettelkastens</i>	135
<i>Dagmar Scherf: Dialetktische Qualen beim Schreibtischschreien</i>	147
<i>Franziska Sellwig: Autorin am Strand oder eine Schinkenbrot mit Gurke</i>	150
<i>Florian Lordick: Die neun Stationen im Leben des Roman Schawinsky</i>	153
<i>Martha Grünter: Die Frau am Bildschirm</i>	154
<i>Jürgen Kuczynski: Sind alle Maschinenstürmer heute reaktionär?</i>	156
ANMERKUNGEN	160

Ljubomir Levčev Die Zeit ist Hoffnung

Die Zeit ist Hoffnung.
Zeit,
wo wir Luft holen können.

Ihr Erbauer der Dämme und Deiche,
ihr werdet verstehen.
Ihr Boxer,
ins Knockout getrieben,
werdet verstehen.
Partisanen, versteckt in vietnamesischen Sümpfen.
Und all ihr Männer,
alle von unserer Idee mobilisiert.
Ihr werdet verstehen.

Ich brauche verdammt
viel Zeit!
(Oder ein wenig Hoffnung.)
Hundert Jahre.
Oder
sieben gottgleiche Tage.

Ich hatte den Auftrag, eine Welt zu erschaffen,
die noch nicht da war:
die rote
verheiße Welt,
in der die Wahrheit gesagt wird.
Dann spüre ich plötzlich,
ich war doch selbst der Kalender!

Ich sah mich an.
Ich lag auf dem Tisch
in der Brigadiersbaracke,
mir selbst gegenüber aufgeschlagen.

Ich habe mich durchgeblättert.
Ich war ein einfaches Ding.
Wie ihr alle:
mit schwarzen Arbeitstagen
und roten Feiertagen
Und jeder Tag pflichtdurchlöchert
zum Selbstabreißen, vorbei,

zum Selbstwegschmeißen,
wie jeder von euch.

Dann sah ich mich übervoll,
randvoll
mit Notizen von menschlicher Größe:

12. Juli
Getötet Emil Markov.

13. Juli
Geboren Giordano Bruno

14. Juli
Tag des Bauarbeiters
Gestürmt die Bastille

15. Juli
Geboren Rembrandt van Rijn.
Gegründet die Kommunistische Partei in Japan.

Ja.
Das ist unser Inhalt.
So sind wir bedruckt.
Nicht wahr.

Doch ich weiß ganz gewiß,
daß es dort noch etwas gibt,
mit Bleistift gekritzelt
oder mit Kugelschreiber,
undeutliche Zeichen
an jedem Tag:

13. Juli
Die Rechnung für den Kindergarten.
Kohlepapier.
Das Darlehen.
Eine Fahrkarte.

14. Juli
Ich lege den Schlüssel unter die Matte.

15. Juli
.....

Das sind genauso große Tage.

Teile von uns.

Das sind wir alle
mit unserer Geschichte.

Warum mache ich mich selbst zum Kalender?
Warum mache ich aus dem eigenen Blut
eine tropfende Uhr?

Weil die Zeit Hoffnung ist.

Darum werde ich Zeit.
Und wenn ich in Zeit mich verwandle,
brauche ich verdammt viel Zeit für mich selbst:

Daß ich die Fabriken zu Ende bau.
Daß ich die Kanäle zu Ende grabe.
Daß ich meine Wahrheit zu Ende bringe.
Und die Gedichte euch gebe
wie eine Hand, eine Hand
voll von Schwielen.

Ich,
der Handlanger
dieser Fabrik
Hoffnung.

Oskar Neumann Die Rechtswender sind aufhaltbar

Ernst Jünger hat den Goethe-Preis schon, 1985 erhält ihn nun Golo Mann, der Anfang der siebziger Jahre die *Tendenzwende* starten half. Damals ging es ihm darum, den roten Faden aus der Geschichte herauszuziehen, dessen Entdeckung, besser: Wiederentdeckung für die demokratische und sozialistische Kulturströmung bedeutungsvoll geworden war, um von daher ihr Traditionverständnis zu begründen und ihre aktuellen Aufgaben zu bestimmen. Aus der Tendenzwende ist inzwischen die *Rechtswende* geworden. Als offizielle Regierungspolitik installiert, öffnet sie sich mehr und mehr nach rechtsaußen, zur Kooperation von Rechtskonservativen, Revanchisten und Neofaschisten. Das entspricht den zunehmend extremen Anforderungen der psychologischen Kriegsvorbereitung unter den Bedingungen der Raketenstationierung und neuerdings der Star-wars-Initiative. Aus dieser Perspektive erscheinen dem Bonner Staatssekretär Spranger nicht die Erfahrungen der Menschen mit Millionenarbeitslosigkeit und Hochrüstung als Ursachen von Angst und Katastrophenstimmung in unserem Land, sondern die Fernsehprogramme der öffentlich-rechtlichen Anstalten. Dagegen sollen die Konzern-Medien Abhilfe schaffen, und Siemens und Springer stehen kartellbereit am Start.

Neben der Aggressivität mehren sich Zeichen von Hysterie. Dieses Überdrehen hat zu tun mit den Rückschlägen, die die Rechtswender in den Auseinandersetzungen um die 40. Wiederkehr des 8. Mai 1945 und dann auch bei den Wahlen in Nordrhein-Westfalen hinnehmen mußten. Die Berufsvertriebenen revanchieren sich mit der Einreihung des Bundespräsidenten unter die „Verzichtler“. Geißler kriminalisiert Gespräche der SPD mit Politikern aus sozialistischen Ländern als „Verrat am Westen“. So sieht sich denn auch die *Bildzeitung* veranlaßt, sogar auf der Titelseite ihr Verständnis von geistig-kultureller Rechtswende zu artikulieren: „Setzt die Schweinerei ab!“ – womit natürlich nicht die Provokationen der SS in Nesselwang oder die Umrübe der Revanchisten in Hannover gemeint sind, sondern das Kroetz-Stück an den Münchner Kammerspielen „Bauern sterben“. Die Wendung ans gesunde Volksempfinden mit den Reizwörtern „eklig, widerlich, gotteslästerlich“ forciert den Angriff, der ins Zentrum der Kunstfreiheit zielt: Darf einer angesichts der fortschreitenden Zerstörung menschlicher Existenzgrundlagen und Lebenschancen überhaupt noch die Frage nach Menschenrecht und Menschenglück stellen? Das soll auch dann nicht mehr geduldet werden, wenn da weit und breit kein roter Faden zu sehen ist, noch keine Perspektive erkennbar wird.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Signale, die etwas besagen über die geistige, moralische, politische Verfassung der Künstler, überwiegend auf Verunsicherung, auf Krisengefühle hindeuten. Die Regel wird bestätigt durch so eindrucksvolle Ausnahmen wie die Haltung von Günther Anders, der weder in einem Blatt neben Ernst Jünger erscheinen, noch den Gryphius-Preis annehmen mag, gar aus der Hand des Innenministers Zimmermann im Düsseldorfer „Haus des Deutschen Ostens“. Günther Anders hat dafür keine Zeit, er braucht sie für

seinen Kampf gegen die Kriegspolitik, zu deren Tarnung er von den Preisgebern – bewußt oder auch in Unkenntnis seines Werkes – eingespant werden sollte. Soviel Konsequenz kann wohl nicht jedermanns Sache sein, der Zweifel meldet sich zu Wort, etwa mit Meßmers *Gedanken*: „Man könnte, aber man kann nicht.“ Denn: „Mir fehlt jetzt der Mut, den man braucht für einen Sinn.“ Damit wurde Martin Walser oft zitiert, mit dem Ergebnis, daß seine Position in solcher Verkürzung unkritischer erscheint als sie in *Meßmers Gedanken* tatsächlich spürbar wird. Indem der Autor schreibt: „Das, was man auch sich selbst gegenüber verschweigen muß, ist die Wahrheit“, spricht er eben doch eine ganz wesentliche Wahrheit aus, sich selbst gegenüber und vor seinen Lesern, die dann ihre eigenen Erfahrungen in und mit dieser Gesellschaft daran messen und werten können.

Wie groß heute die Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit gerade auch für sehr engagierte Autoren sind, lassen Dagmar Scherfs gedankliche Hochseilakte zwischen Hurra und Verzweiflung, ihre angespannten Versuche einer Vermittlung zwischen den Alternativen *Schreiben oder Schreien* verspüren. Sie sind in diesem Heft nachzulesen. Das ist nun eine Autorin, die zu den streikenden Kollegen der IG Druck und Papier vor die Fabriktore gegangen ist; dabei hat sie Lieder zur Klampfe gesungen, der Möglichkeit mißtrauend, dort, gerade dort eines ihrer großartigen Gedichte zu sprechen – vor Angehörigen der Klasse, die auf die großen Fragen der Menschheit die umfassendsten Antworten bereithält. Oder ist Bertolt Brecht damit einer Illusion aufgesessen, ist es an der Zeit, sich davon zu trennen und Abschied zu nehmen von der Arbeiterklasse?

Für die künstlerische Intelligenz hieße das Abschied nehmen vom eigenen Interesse, vom Engagement für den Fortgang der Menschheitsgeschichte, von dem Anspruch, ihren sozialen und demokratischen Besitzstand zu verteidigen, von der Hoffnung auf Reformen in dieser Gesellschaft und auf Veränderungen darüber hinaus. Denn überall dort, wo für diese Ziele gekämpft wird, treffen Frauen und Männer aus der Intelligenz ganz selbstverständlich auf Menschen aus der Arbeiterklasse. Und auf beiden Seiten wird deutlich: Der Erfolg hängt wesentlich ab von der Gemeinsamkeit. Aus dieser Erfahrung resultieren die jüngsten Beschlüsse zur Bildung der Medien-Gewerkschaft, ohne Zweifel eine Grundvoraussetzung, die Rechtswender zu stoppen, gegen sie mit vereinten Kräften in die Offensive zu kommen.

Da können es sich wohl vor allem die Kolleginnen und Kollegen der Linken nicht länger leisten, daß wir – jedenfalls laut *Meßmers Gedanken* – alle glücklich sind, nichts miteinander zu tun zu haben. Die Gründe dafür in einer sich zusätzenden Konkurrenzsituation sehen und verstehen, heißt nicht, sich mit Solidarisierung abfinden und sie verzeihen. Die Arbeiterbewegung hat das nie getan, zwischen den Kollegen im Betrieb so wenig wie zwischen Beschäftigten und Arbeitslosen.

So bleibt es auch nach dem Tod von Heinrich Böll bei der Notwendigkeit, daß wir sein gutes Wort vom Ende der Bescheidenheit und seine Mahnung zur Solidarität der Einzelgänger zu einem Stück Wirklichkeit der Kulturszene, unseres Umgangs miteinander machen. „Es stirbt täglich Freiheit weg, wie täglich Boden weggeht, für Straßen und so weiter“, sagt Heinrich Böll in einem Gespräch vom

11. Juni dieses Jahres. Und er benennt den Herd, von dem diese Bedrohung, ja Zerstörung von Kultur ausgeht: „Industrialisierung, Konzentrierung, das ist die große Gefahr.“ Die Politiker, „die ja täglich mindestens zehnmal von Freiheit sprechen“, wird das – Heinrich Böll hat es oft und bitter genug erfahren – wenig interessieren. Uns, die Betroffenen, muß es interessieren. Und wir müssen lernen, daraus die Konsequenz zu ziehen. Das gilt auch für die Arbeit an dieser Zeitschrift; wir halten die Entfernung von der Isar zum Rhein und zur Elbe für zu groß, wir brauchen engere Kontakte, um miteinander zu diskutieren, zu planen, die Arbeit zu organisieren. Da es sich bei alledem gewiß nicht bloß um das Geben und Nehmen von Streicheleinheiten handeln kann, sollten wir uns nach Verfahrensweisen und Normen eines kritischen Miteinander umsehen.

Davon waren auch immer wieder die Überlegungen der Referenten und der Teilnehmer an der Kulturkonferenz der DKP in Bochum bestimmt. Häufig waren Sätze zu hören wie: „Ich möchte merken, daß ich mit meinem künstlerischen Angebot angenommen, mit meinem Werk gebraucht werde“, und das oft genug mit dem Hinweis auf Defizite, die sich in den letzten Jahren eher vermehrt als vermindert haben. Auch dafür sind Gründe leicht zu finden: Es sind Erwartungshaltungen, die auf ein Mehr an positiver Antwort, an aktiver Zukunftsgewißheit drängen, die auf Ganzheit aus sind in dieser zerrissenen Welt. Das mögen allenfalls noch sinnvolle Ansprüche sein an die Gesamtheit der Weltliteratur. Sie gehen fehl, richtet man sie an den einzelnen Künstler, an das einzelne Werk hier und heute, in einer Situation, da Franz Xaver Kroetz den Zustand äußerster Entfremdung seiner Figuren nicht mehr anders als im „Fragment“ darzustellen weiß, da Gisela Elsner die Entwicklung dieses Landes zum Polizeistaat so quälend empfindet, daß sie jetzt nichts anderes als die Fortsetzung ihrer „Zerreißprobe“ schreiben kann.

Das ist, mißt man die Inhalte an dem, was die Rechtswender haben wollten, wirklich nicht wenig Resistenz. Es trifft sich mit Johannes R. Becher: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“ Seither hat sich noch weit stärker eine Autorenhaltung verbreitet, die davon bestimmt ist, daß der Schriftsteller sich selber zunächst als Betroffener, als Suchender zu Wort meldet, als Fragender, der Antworten auch für sich erst aus dem Dialog mit den Lesern, aus dem Wirksamwerden von Literatur erhoffen kann. Daß er durch seine Sensibilität hilft, andere in gleicher Sache betroffen zu machen, daß er durch seine Fragen – ich denke an Dieter Lattmanns Roman „Die Brüder“ mit dem wiederholten, auf die Tabus gegenüber „denen drüber“ zielen „Was wißt ihr denn schon von uns?“ – zum Nachdenken auffordert, trägt ebenso zu den demokratischen Chancen gegen die Rechtswende bei wie die vielfältigen Initiativen, die in Stadtteilen und Kommunen, Jugendzentren, Bibliotheken und Theatern, Funkhäusern und Fernsehanstalten kulturellen Besitzstand verteidigen und Vorstöße über das Erreichte hinaus vorbereiten. Das alles ist ein weites Feld für die Linke, sich in Kunstprozesse einzuschalten, neue in Gang zu setzen, dabei Lesarten zur Diskussion zu stellen, bewußt auf die Vorgänge der Rezeption einzuwirken.

Die Hinweise auch auf positive Seiten der Bilanz können nicht bedeuten, daß wir mit dem Stand der Dinge zufrieden wären, daß wir Einbußen bagatellisieren, die Resultate der Rotstiftpolitik übersehen dürften, daß wir die Folgen der Konzen-

tration und der Rechtsentwicklung in Verlagen und Medien nicht bitter ernst nehmen müßten. Der Absturz indes, der von den Rechtswendern der demokratischen und sozialistischen Kulturströmung hierzulande zugeschrieben war, hat nicht stattgefunden.

Das macht keineswegs ungeschehen, daß in dieser Zeit so mancher die erlebten Enttäuschungen und die Nackenschläge, die ihn getroffen haben, nicht verkraften konnte und resignierte. Einige haben sich damit auch der Möglichkeit entzogen, durchaus vorhandene neue Kampfgefährten zu entdecken und sich mit ihnen zur Lösung der jetzt anstehenden Aufgaben zu engagieren. Die Gründe werden im einzelnen zu untersuchen sein. Sie liegen wohl nur in Ausnahmefällen dort, wo die *Düsseldorfer Debatte* sie vermutet: Mit dem von der DKP programmatisch aufgegriffenen Satz Gorkis „Kultur ist, wie der ganze Mensch lebt“ sei ausgangs der sechziger Jahre die Illusion geweckt worden, die Arbeiterklasse der Bundesrepublik habe „ihre eigne, hochentwickelte, zum Sozialismus fähige Lebens- und Bewußtseinsform erreicht“. Wer ein so realitätsfernes Bild unserer Wirklichkeit im Kopf gehabt hat, mag jetzt der Kehrtwendung bedürfen, um „wenigstens in der Diffusion Kultur Neues zu ertasten“.

Uns ist das zu diffus, zum einen mit dem Blick auf die großen humanistischen Potenzen, die sich in allen gesellschaftlichen Bereichen, nicht zuletzt in denen des kulturellen Schaffens, vorfinden, und zum anderen angesichts der zwingenden Entscheidungen, die soeben 350 Experten der Physik und Mathematik, der Informatik und Technik an den Münchener Universitäten und Max-Planck-Instituten zu der Erklärung veranlaßt haben: „Wir werden mit allen Kräften dazu beitragen, die Öffentlichkeit über die geplante Entwicklung aufzuklären, wir lehnen die Mitarbeit am SDI-Projekt ab.“

Hier sind Aufgaben benannt, die auch nach Meinung der Initiatoren keinesfalls auf Wissenschaftler und Techniker beschränkt bleiben dürfen. Sollten sich daraus nicht Konsequenzen für das Schreiben der Wahrheit auch beim Machen von Gedichten und Erzählungen, Romanen und Dramen ergeben? Unter den vielen guten Gründen, die dafür sprechen, findet sich dieser von Bertolt Brecht: „In der Kunst genießen die Menschen das Leben. Genuß bietet die Kunstmöglichkeit der Abbildungen. Genuß bietet eine Sinngebung der Erscheinungen. Genuß bietet eine Rechtfertigung des Standpunkts. Genuß bietet eine Stärkung des Lebenswillens.“

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rbh., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Hermann Friedrich Kopp, Anschrift wie Redaktion.

Verlag: Dammitz im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postcheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 10043).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

Uwe Gardein Ruth

Es war Samstag. Samstagvormittag, um genau zu sein.

Irgendwann in der Nacht war ich erwacht. Es war kein Traum, aus dem ich Entkommen gesucht hatte. Es war ein Entschluß. Der Entschluß, am nächsten Tag, diesem Samstag, nach Dachau zu fahren. Ich war durch den Entschluß erwacht, das KZ zu besuchen. Dieser Entschluß war so ungewöhnlich nicht. Ich hatte es mir nie so recht erklären können, warum, war aber bereits häufiger mit diesem Entschluß erwacht. Lag es an der Abgestumpftheit meiner Umwelt? Oder an der Notwendigkeit, sich selbst immer wieder vorzuführen, wohin innere Wut und vermeintliche Ohnmacht den Menschen führen und zur Bestie degradieren können?

Der Tag war kalt, regnerisch, schmutzig, unwirtlich. Die S-Bahn hinaus ins Dachauer Moos schmal besetzt. Menschen mit Gesichtern, die sich aus den gegenseitigen Blickfeldern hielten. Nur ein alter Mann versuchte ein Kind in ein Gespräch zu locken, alt und einsam, ungeschickt und mißlingend. Die werbenden Kaufhaustüten erzählten über die soziale Lage ihrer Besitzer. Eine Dame hielt die Tüte eines teuren Modehauses sichtbar auf dem Schoß, so, als habe sie an diesem Vormittag etwas Außerordentliches vollbracht. Mir sind solche Menschen unangenehm und tun mir gleichzeitig leid.

Der KZ-Parkplatz liegt weitgehend leer. Das ist mir angenehm. In dieser ausgebrannten Hölle kann ich nicht unter vielen Menschen, wie in einem Park, spazierengehen.

Obwohl ich diesen Schritt schon mehrfach getan habe, fällt er mir auch diesmal wieder schwer, freiwillig diesen Boden, dieses KZ zu betreten. Die Steine auf dem Appellplatz lassen mich nicht leise gehen. Sich wie auf leisen Sohlen davonstehlen, lassen sie nicht zu. Sie knirschen unter den Füßen. Weit hinten, nach dem abgetragenen Barackenfeld, einige Personen.

Sie stand in der Nähe des Prügelstocks. Klein, mit schmalen Schultern, nußbraunem Haar, trug ein dunkelrotes Tuch um den Hals zu einem marineblauen Regenmantel. Als sie mich kommen hört, passiert ein kurzer Blick über die Schulter und davon ausgelöst einige Schritte zur Seite, als fürchte sie, ich hätte die Absicht, sie zu berühren. Danach nur noch Rücken.

Außerhalb der Ausstellung, draußen, naßfrostige Kälte. Ringsum die Stacheldrahtzäune, die Wachtürme. Ob auf jeden hier liegenden Kieselstein eine Qual, eine Demütigung, ein Mord kommt? Es ist unfasslich. Bleibt unvorstellbar. Für Massenmord hat unser menschliches Gehirn offenbar seine eingebauten Begrenzungen.

Zwei alte Menschen gehen an mir vorbei. Eine Frau, ein Mann. Sie halten sich an den Händen. Schreiten eng aneinander geschlossen. Noch enger. Gehen fast ineinander auf, vereinigen sich, damit niemand sie je zu trennen vermag. Gehen. Fliehen. Immer ineinander.

Der Bach. Die schmale Brücke. Der Galgenplatz. Die Öfen. In mir die Blutleere des Grauens.

Ist es abhängig vom Datum der Geburt, jetzt hier zu stehen, lebend, ohne jede Schwierigkeit den Ort verlassen zu können? Nein. Sie haben die Bücher niemals gelesen, die sie verbrannten. Die „Herrenrasse“ war ungebildet. Ließ sich lieber vorschreien, was und wozu man selbst zu denken nicht imstande war. Und heute? Wie sieht es aus mit den Büchern, der Kultur? Es bleibt doch der ewige Kampf um die Gehirne, gegen die Schläger und Schlächter.

Vor dem Denkmal der Ermordeten jüdischen Glaubens die nußbraunen Haare im roten Tuchrahmen, die marineblaue Mantelhülle. Ich ging zügig zurück, strebte dem Ausgang zu.

Auf dem Parkplatz war ein Bus angekommen. Menschen versuchten sich zu fassen, begannen sich einzustellen auf das, was sie nun erwartete.

Ich lehnte mich an eine Eisenstange, die ein blaues Parkschild trug, und rauchte eine Zigarette, als sei es mir soeben gelungen, den dreifachen Zaun zu besiegen, besonders den mittleren, den elektrischen, sofort tödenden.

Als sie mich ansprach, mußte ich mich erst aus den Gedanken zwingen. Nußbraunes Haar, dunkelrotes Tuch, marineblauer Mantel. Das Gesicht blaß, schmal. Große, dunkelbraune Augen. Sie fragte nach dem Weg zur S-Bahn, auf englisch. Nach meiner Antwort wußte sie, daß ich Deutscher bin. Sie schien erstaunt, überrascht, unsicher. Ich ging langsam hinter ihren kleinen Schritten her, verstand den Wunsch nach Einsamkeit.

Am S-Bahnhof ihr fragendes Hin- und Herblicken. Sie stand vor dem Fahrkartautomaten, der, viel größer als sie, sich weigerte, ihre Fragen zu beantworten. Ihre suchenden Blicke griffen nach mir, fragten, also mischte ich mich ein in diese unergiebige Zwiesprache zwischen Maschine und Mensch. Sie brauchte eine Fahrkarte nach München, wußte nicht die einzuwerfende Geldsumme und wieviel Streifen abzustempeln waren. Es war keine Mühe, ihr zu helfen. Diesmal aber war ich der Überraschte, Erstaunte, Unsichere. Sie sprach deutsch, wie ich, hochdeutsch zumal, ohne die Einfärbung eines bestimmten Landstrichs erkennen zu lassen. Gemeinsam fuhren wir Richtung München. Schwiegen bis an die Stadtgrenze. Dann begann sie ein Gespräch, zögernd, ruckartig, distanziert. Frage allgemein nach der Stadt, Sehenswürdigkeiten, Museen, Theatern. Wir sprachen miteinander und vermieden dabei den Ort, von dem wir kamen, als hätten wir dort gemeinsam etwas Unrechtes getan.

Ich erbot mich, ihr die Stadt zu zeigen, löste damit heftiges Kopfschütteln aus. Das Gespräch erlosch.

Bevor wir uns am Marienplatz trennten, reichte ich ihr meine Telefonnummer, versuchte dies ohne Aufdringlichkeit zu tun, jederzeit bereit, die ausgestreckte Hand zurückzuziehen. Sie nahm an, steckte die Karte schnell in die Manteltasche, und wir trennten uns.

Daß sie mich am Sonntag anrief, habe sie viel Überwindung gekostet, erzählte sie während des Stadtrundgangs. Am Nachmittag, vor einem Bild Caspar David Friedrichs in der Neuen Pinakothek, blieb sie lange stehen. Wieder die kastanienbraunen Haare, das dunkelrote Tuch, der marineblaue Regenmantel.

Plötzlich riß sie sich los von dem Bild, drehte sich abrupt um, stellte sich dicht vor mich und sagte herausfordernd: ich bin eine Jüdin. Ihr Blick stach mir in die Augen, als wolle sie sofort in meine Gedanken eindringen. Aber, was sollte ich sagen? Das stört mich nicht? Ich habe mit dem Holocaust nichts zu tun? Ich sagte einfach, wir haben uns den Spitzweg noch nicht angeschaut.

Später, beim Kaffee, lockerte sich die Distanz, aber es blieb die Verkrampfung, etwas Falsches zu sagen, etwas Unbedachtes zu tun. Daher war es mir angenehm, ihre Fragen zu beantworten, selbst passiv bleiben zu können. Sie machte nicht den Versuch, sich tastend heranzufragen. Warum warst du in Dachau? Was haben deine Leute damals gemacht? Ich antwortete korrekt, wie ein abgefragter Schüler. Sie schien die Antworten zu akzeptieren, emotionslos, abhakend. Ihre Hände sprachen weiter von Zweifel, ihre Mundwin-

kel blieben im Zeichen von Mißtrauen. Sie wollte sich zwingen, sachlich zu bleiben. Ich zwang mich, sachlich zu antworten. Wir tranken Kaffee mit Sahne, eine schüchterne Gemeinsamkeit.

Daraus entstand eine halbe Woche Zusammensein. Am Mahnmal für die zerstörte Synagoge, am Platz der Opfer des Nationalsozialismus, auf dem jüdischen Friedhof. Dann Gespräche, immer mehr Gespräche, ein ganzer Tag im Kaffeehaus. Wir zimmerten an einer Brücke, unserer Brücke, über das tiefe Tal, die Schlucht, den Höllenschlund, jeder von seiner Seite aus beginnend mit dem Wunsch, uns in der Mitte die Hand zu geben.

Dann stand der alte Mann an der Kreuzung. Ich folgte ihren Blicken, die sich festrannen in den alten Körper. Ich spürte es, wie die Brücke zwischen uns an ihrer Seite zerbrach. Sie sagte, was mag er damals getan haben? Jetzt ist er alt, stützt sich zitternd auf einen Stock, braucht Hilfe, um die Straße überqueren zu können. Hat er geschlagen? Gequält? Getötet?

Ich schaute sie hilflos an. Würde es etwas nützen, wenn ich antwortete, vielleicht war er einer von denen, der auch über den Prügelbock gespannt lag? Einer, der gerade noch entkam, gequält und geschunden?

Ihre Augen kehrten an den Tisch zurück, schauten mich an. Wenn ich hier bleibe, rufe ich dich morgen wieder an. Oder du kommst und klopfst an meine Tür. Ich könnte das auf die Dauer nicht ertragen. Wie soll ich meinen Leuten unter die Augen treten? Einfach ohne unserer Toten in Auschwitz, Birkenau, Dachau zu gedenken? Ich bleibe in einem Land, diesem Land, bei einem Deutschen?

Es gab danach nichts mehr zu sagen. Die Völker haben noch die Blutgräben zwischen sich. Weite Entfernung. Vielleicht kann erst die nächste Generation, oder die übernächste, wieder miteinander sein? Ohne zu vergessen. Adieu Ruth.

Adieu.

Jochen Zierau Individualität

Gerne sähe ich klar
aus meinen Fenstern ins Freie.
Aber mein warmer Atem beschlägt
immer aufs neue die Scheibe.

Günter Godor John

In einem gutbürgerlich eingerichteten Wohnzimmer verrichtet ein kleines mobiles Fernsehteam die letzten Handgriffe vor dem Interview. Johns Frau Jenny ist etwa Mitte Dreißig, dunkelhaarig, mittelgroß, und wirkt wohl wegen der vielen Technik um sie herum ein bißchen verschüchtert.

Das rote Aufnahmlicht leuchtet auf. „Können wir?“ fragt der Regisseur, und der Reporter stellt seine Frage:

„Nun, wann haben Sie denn die ersten Anzeichen bemerkert?“

„Das war damals, als über diese Raketenstationierung diskutiert wurde“, sagt sie mit zunächst noch stockender Stimme.

„Waren Sie dafür oder dagegen?“

„Also, ich war eigentlich dagegen. Mein Mann war dafür.“

„Gab es da nicht Meinungsverschiedenheiten?“

„Natürlich gab es die. Vor allem in der ersten Zeit hatten wir schreckliche Auseinandersetzungen. Ja, denn wir wußten ja noch nicht, worauf das alles hinauslaufen würde“, sagt sie.

„Hatte Ihr Mann schon Vorahnungen in der ersten Zeit?“

„Also, wenn überhaupt, dann eher unbewußt. Ich glaube, es fing damit an, daß er immer wegfliegen wollte. Am Anfang sind wir mindestens drei- oder viermal in Urlaub gefahren pro Jahr. Mein Mann hatte unser Bankkonto schon um 6000 Mark überzogen, und trotzdem wollte er immer gleich weg, kaum daß wir zu Hause waren.“

„Wohin fuhren Sie?“ fragte der Reporter.

„Also, gefahren sind wir ja eigentlich nie, nur geflogen, immer nur geflogen.“

„Aha!“ sagte er.

„Ja, merkwürdig, nicht? Aber das ist mir damals zuerst gar nicht aufgefallen.“

„Und wohin sind Sie geflogen?“

„Nur nach Osten. Immer nur nach Osten. Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien. Und kaum waren wir von der letzten Reise zurück, wollte er noch nach Moskau. Es war schrecklich.“

„Hatten Sie oder Ihr Mann irgendeine Erklärung?“ will er wissen.

„Nein, überhaupt nicht. Er wußte ja selber nicht, was mit ihm los war. Er sagte immer, es sei wie ein Zwang, wie ein innerer Zwang. So als hätte ihn jemand programmiert und würde ihn fernsteuern.“

„Aha, das hat er also schon in diesem frühen Stadium gehahnt?“

„Ja. Und dann begann die Sache mit den Manövern.“

Ein Ford Escort fährt zwischen zwei Panzern in einer kleinen Militärkolonne von Fahrzeugen. John sitzt genießerisch am Steuer. Seine Frau scheint seine Ruhe nervös zu machen.

„Warum überholst du denn nicht endlich?“ fragte sie ihn gereizt.

„Weshalb sollte ich?“ fragte er ruhig zurück.

„Damit wir schneller vorankommen, deshalb.“

„Hast du irgendeinen eiligen Termin?“

„Nein, aber wir könnten doch wirklich überholen und weiterfahren, oder macht dir dieser Lärm und Gestank Spaß?“

„Spaß direkt nicht, aber er stört mich auch nicht.“

„Merkwürdig . . .“, sagte sie.

„Was soll daran merkwürdig sein?“

„Wie du redest. Du warst doch früher nicht so.“

„Glaubst du, ich hätte mich verändert?“

„Irgendwie bist du eigenartig geworden. Zuerst diese dauernden Flüge nach Osten, und dann noch dein Manövertick.“

„Was heißt hier Tick. Nur weil ich nicht überhole.“ Er weiß wirklich nicht, was sie will.

„Du tust so, als gehörten wir dazu, wenn du verstehst, was ich meine.“

„Und? Irgendwie gehören wir doch auch dazu. Oder nicht? Für wen meinst du eigentlich, daß sie diese ganze Arbeit hier tun? Doch für uns, für unsere Sicherheit, oder nicht?“

„Ohne sie kämen wir sicher genausogut zurecht“, wagt sie einzuwerfen.

„Mein Gott, bist du naiv. Der Russe würde uns doch sofort überfallen, wenn hier ein militärisches Vakuum wäre.“

„Du weißt, daß ich von deiner männlichen Logik keine allzu hohe Meinung habe. Bis jetzt wurden seit den Amazonen alle Kriege nur von euch Männern angefangen.“

„Du meinst den Politikern“, schränkt er ein.

„Na gut, den Politikern. Und wenn von denen einer einen Krieg wollte, fand er immer einen Grund um zurückzuschließen. Also bitte, laß mich mit deiner Logik in Frieden.“

Sie sitzt wieder neben dem Reporter am Tisch und erklärt ihm, daß sie sich in dieser Frage schon früher nie einigen konnten.

„Und jetzt?“ will der Reporter wissen.

„Jetzt bin ich von dieser männlichen Logik immer noch nicht überzeugt.“

„Obwohl er . . . ?“ fragt der Reporter.

„Ja, trotz alledem. Aber bitte, sagen Sie ihm nichts davon, falls er kommen sollte.“

„Glauben Sie, daß er kommen wird?“

„Ich kann es Ihnen nicht sagen. Seit er der Geheimhaltung unterliegt, ist er sehr zurückhaltend in diesen Dingen. Aber er deutete an, daß er heute erst am frühen Abend zurück sein wird.“

„War es in jenem Herbst?“, fragt der Reporter, „daß er das erste Mal mit dem militärischen Abwehrdienst zu tun bekam?“

„Ja“, sagte sie, „da wurde er das erste Mal überprüft.“

„Waren Sie dabei?“

„Nein. Wissen Sie, er begann ja damals seine Fahrten zwischen den Militärfahrzeugen meistens nachts durchzuführen. Mit Vorliebe schloß er sich kleinen Konvois an, die im Schutz der Dunkelheit zwischen elf und vier Uhr auf Autobahnen und Landstraßen über das Land fuhren. Mir war das einfach zu spät.“

„Darf man vermuten, daß er schon damals, sozusagen unbewußt, die Richtung einschlug, in die er später gehen wollte . . . ?“

„Ja, ich glaube schon.“

Es ist Nacht. John fährt mit seinem Wagen einer Eskorte von Jeeps und anderen Militärfahrzeugen hinterher. Ab und zu greift er sich ans Herz. Es pocht laut und schnell. Er weiß selber nicht, weshalb er so erregt ist. Er tut doch nichts Verbotenes. Oder etwa doch? Ein Jeep vor ihm bremst. Ein Militärpolizist dirigiert ihn mit einer roten Kelle an den Straßenrand und steigt aus.

„Zeigen Sie mir bitte Ihre Papiere“, sagt er. Das blaue Licht schweift gespenstisch über ihre Gesichter. John holt sie aus seiner Jackentasche und gibt sie ihm. Der Militärpolizist blickt erst sie prüfend an, dann ihn.

„Danke“, sagt er und behält sie in der Hand.

„Das ist jetzt schon die dritte Nacht, daß Sie hinter uns herfahren.“

„Nein“, sagt John.

„Wollen Sie leugnen?“

„Nein. Ich wollte nur richtigstellen. Es ist bereits die fünfte Nacht.“

„Aha!“ sagt der MP. „Und warum tun Sie das? Sind Sie in der Friedensbewegung?“

„Im Gegenteil“, sagt John.

„Ein fremder Dienst?“

„Nein“, sagt John.

„Also was dann?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie wissen es nicht? Was wissen Sie nicht?“

„Was mich dazu treibt. Ich muß es einfach tun. Es ist wie ein innerer Zwang.“

„Sind Sie leicht zu beeinflussen?“

„Nein, ich glaube nicht. Warum fragen Sie?“

„Wir haben die Russen in Verdacht, daß sie neuerdings verstärkt mit PSI arbeiten!“

„Wie soll das vor sich gehen?“

„Z. B. indem sie Leute fernhypnotisieren, ihnen Aufträge geben und die Informationen, die sie dabei gewinnen, anschließend von ihnen abrufen.“

„Und Sie glauben, daß ich auch . . . ?“

„Solange wir nichts Genaues von Ihnen wissen, müssen wir Ihnen alles zutrauen. Steigen Sie doch einmal aus.“

John tut es.

„Und jetzt sagen Sie mir bitte genau, wann Sie diesen Zwang verspüren.“

„Ich weiß es nicht. Er kommt plötzlich irgendwann, und dann muß ich raus, mich in den Wagen setzen, und . . .“

„Und sich dem nächsten Militärkonvoi anschließen, einfach so, ohne irgendwelche Hintergedanken.“

„Ja.“

„Und das soll ich Ihnen glauben?“

„Ja.“

„Und weshalb, bitte?“

„Weil es so ist.“

„Und woher wollen Sie wissen, daß es nur ein innerer Zwang ist und nicht der Auftrag eines fremden Dienstes, der sich Ihrer als gefügiges Medium bedient?“

„Davon würde ich doch etwas spüren, glauben Sie nicht?“

„Woher sollen wir wissen, was Sie spüren? Sagen Sie, wie stehen Sie eigentlich zu unserem Verteidigungsauftrag?“ „Ich stehe voll dahinter.“

„Und die neuen Raketen? Halten Sie die für notwendig?“

„Ja, sehr. Ich bin sogar der Meinung, wir bräuchten viel mehr davon.“

„Hmhm. Haben Sie gedient?“

„Ich war leider untauglich.“

„Weshalb?“

„Wegen meiner Sehschwäche. Ich bin auf einem Auge blind.“

„Das heißt, Sie wären gerne Soldat geworden?“

„Brennend gern.“

„Verstehe“, sagt der Militärpolicist und nickt.

„Übrigens, wissen Sie eigentlich, welche Konvois das sind, denen Sie andauernd folgen?“

„Nein.“

„Dann will ich es Ihnen sagen: Raketen.“

„Ja?“ fragt John erstaunt.

„Ja. Und wie Sie wissen, sind diese Bewegungen geheim. Das ist auch der Grund, weshalb wir sie nachts durchführen.“

„Aha“, sagt John.

„Und je weniger Leute davon wissen, desto besser. Und jeder, der davon weiß, ist ein potentieller Verräter. Das verstehen Sie doch, oder?“

„Ja“, nickt John.

„Und daß wir davon so wenig wie möglich haben wollen, verstehen Sie sicher auch. Oder?“ fügt er etwas schärfer hinzu.

„Ja“, sagt John wieder.

„Außerdem gefährden Sie mit Ihren nächtlichen Eskapaden nicht nur sich selbst, sondern auch uns. Das ist Ihnen doch hoffentlich klar?“

„Nein“, sagt John.

„Mann, je mehr geheimes Wissen Sie anhäufen, desto interessanter werden Sie auch für andere Dienste. Sie verstehen?“

„Ach so meinen Sie das.“

„Ja, so ist das. Und das ist auch einer der Gründe, weshalb wir es Ihnen hiermit strikt untersagen, sich noch einmal in der Nähe eines unserer Konvois sehen zu lassen. Ist das klar?“

„Ja“, sagt John bedauernd.

„Andernfalls müssen wir jedes Detail Ihres Lebens durchchecken, um herauszufinden, ob Sie nicht doch im Dienst irgendeiner feindlichen Macht stehen, vielleicht ohne es zu wissen. Haben Sie mich verstanden?“ fügt er noch schärfer hinzu.

„Ja“, sagt John wieder.

Eine kurze Zeit beäugen sich die beiden Männer im Blaulicht. Dann steigt der Militärpolicist ein und braust davon.

„Seitdem fühlt er sich bedroht“, sagt seine Frau zum Reporter.

„Kann diese Begegnung dazu beigetragen haben?“ fragt er sie.

„Ich weiß es nicht. Er erzählt mir ja nicht viel. Vielleicht hatte er auch noch andere Erlebnisse.“

„Aber, daß er für einen anderen Dienst arbeitet, halten Sie für unwahrscheinlich, oder?“

„Ausgeschlossen. Ich glaube nicht, daß sich ein Mensch so verstellen kann. Außerdem hat er sich ja mit Leib und Seele für die Raketenrüstung eingesetzt.“

„Kann man sagen, daß er sich damit identifiziert hat?“

„Ja, ich glaube, das kann man sagen.“

„Als nächste Phase folgten dann die nächtlichen Streifzüge durch die Innenstadt. Ist das richtig?“

„Ja, das ist richtig. Am Anfang mußte ich noch ab und zu für ihn Schmiere stehen.“

Das Ehepaar steht in einer Seitenstraße zur großen Verkehrsader der Stadt, in der auch nachts noch häufig Automobile unterwegs sind.

„Du gehst vor ans Eck zur Hauptstraße“, weist John sie an, „und rufst Vorsicht!, wenn du einen Polizeiwagen kommen siehst.“

„Wäre es nicht besser, wenn ich dir zuwinken würde, falls Gefahr droht?“

„Nein, denn ich kann dich ja nicht sehen, während ich spraye.“

Sie stellt sich an die Kreuzung, während er beginnt, mit der Sprayflasche überlebensgroße Raketenmänner an die Hauswände zu malen.

Sie ruft: „Vorsicht!“ Er läuft über die Straße und versteckt sich in einem Garteneingang neben einem Haus.

„Alles O. K.!“ ruft sie kurz darauf, denn der Polizeiwagen ist auf der Hauptstraße geblieben und weitergefahren. Inzwischen hat er schon die Wände von sieben Privat- und Geschäftshäusern mit seinen Raketenmännern bemalt. Irgendwie hat er das Bedürfnis nach mehr Risiko und geht vor zur Hauptstraße. Dort wagt er sich an die Staatsbibliothek. Zwei große Raketenmänner, die von je einer Seite an der Wand entlang die Treppe hinaufgehen.

„Ist das nicht zu gefährlich, hier an der Staatsbibliothek?“, fragte sie.

„Nein.“

„Und wenn die Polizei kommt?“

„Dann warnst du mich und wir verstecken uns hinter den Statuen.“ Sie zittert. Ihr Herz klopft wie rasend. Er handelt schnell und selbstverständlich, so als würde jemand seinen Namen in das Gästebuch eines Hotels eintragen. Dann geht er weiter, malt seine Raketenmänner auf andere öffentliche Gebäude in der Hauptstraße. Als sie schon wieder im Wagen sitzen und zurückfahren, sagt sie:

„Ich kann es nicht noch ein zweites Mal tun.“

„Was, Schmiere stehen? Was ist denn da schon dabei. Du riskierst doch nichts.“

„Es regt mich wahnsinnig auf. Ich habe Angst, verstehst du das denn nicht?“

„Merkwürdig“, sagt er.

„Du nicht?“

„Nein, für mich ist das irgendwie alles ganz selbstverständlich.“

Das nächste Mal geht er allein. Und da er auch in der Hauptstraße ohne Aufsehen zu erregen sprayen kann, wird er immer sorgloser. Plötzlich sieht er, wie der Raketenmann, den er zuletzt gemalt hat, in zuckendem Blaulicht aufleuchtet. Er steckt hastig die Spraydose in die Jackentasche und geht weiter. Der Wagen mit dem Blaulicht fährt langsam neben ihm her.

„Kommen Sie doch einmal her“, sagt der Polizist durch das Wagenfenster. Er geht zu ihm. Der Polizist steigt aus. Er greift ihm in die Jackentasche und zieht die Spraydose daraus hervor:

„Gehört die Ihnen?“ fragt er ihn.

„Ja.“

„Aha“, sagt der Polizist. „Haben wir ihn also endlich, den Sprayer . . . Sie wissen schon, daß das verboten ist, was Sie da tun.“

„Schon möglich“, hört John sich sagen.

„Geben Sie mir doch einmal Ihre Papiere“, forderte ihn der Beamte auf. John gibt sie ihm. Im Gesicht des Polizisten ist nur Routine zu lesen, als er sie überprüft.

„Haben Sie das schon öfter gemacht?“

„Nein“, lügt er.

„Und weshalb tun Sie so etwas, Sie als erwachsener Mann. Sind Sie womöglich bei der Friedensbewegung?“

„Im Gegenteil.“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich meine, wir haben noch viel zuwenig Raketen, verglichen mit denen der anderen Seite.“

„Aha“, sagt der Beamte. „Und Sie glauben, es werden mehr, wenn Sie einige an die Wände sprayen, oder?“

„Nein, aber vielleicht kommt den Menschen die Gefahr zu Bewußtsein, in der wir alle schweben, wenn sie sie sehen.“

„Ich weiß nicht . . .“, sagt der Polizist. „Aber daß ich Sie jetzt anzeigen muß, ist Ihnen schon bewußt, oder?“

„Wenn Sie meinen.“

„Das heißtt, Sie sind mit einer Anzeige einverstanden?“

„Wenn Sie meinen, daß Sie jemanden anzeigen müssen, der sich um unser aller Sicherheit kümmert, bitteschön. Aber Sie wissen schon, daß auch Sie betroffen sind, wenn der Feind eines Tages glaubt, daß seine Überlegenheit auf dem Raketensektor so groß ist, daß er entweder eine Erpressung oder gar einen Angriff riskieren kann. Es profitieren also auch Sie davon, wenn ich hier nachts versuche, bewußtseinserweiternd zu arbeiten.“

„Da ist schon etwas daran, an dem, was Sie da sagen“, geht der Polizist auf ihn ein. „Ich bin da ganz Ihrer Meinung.“

„Und trotzdem wollen Sie mich bestrafen lassen?“

„Irgend etwas müssen wir unternehmen“, sinniert der Polizist. „Lassen Sie mich nachdenken.“ Er steigt in den Wagen, denkt nach und steigt wieder aus. „Passen Sie auf. Ich notiere mir jetzt Ihre Personalien, sozusagen privat, und Sie versprechen mir, daß Sie keine weiteren Schmierereien machen.“

„Also, wenn Sie glauben, daß das Schmierereien sind, dann zeigen Sie mich lieber an.“

„Nein, nein, nicht nötig. Also Sie hören auf zu sprayen und ich sehe von einer Anzeige ab. Einverstanden?“

„Meinetwegen“, sagt John ohne Begeisterung. Eigentlich hätte er sich von amtlicher Seite mehr Verständnis für sein nächtliches Engagement erwartet.

„Und die Spraydose?“ fragt er.

„Die behalte ich“, sagt der Polizist.

„Als Corpus delicti, für den Fall, daß Sie noch einmal rückfällig werden.“

„Wenn Sie meinen“, sagt John wieder.

„Und keine neuen Raketenmänner mehr an den Wänden. Versprochen?“

„Versprochen“, sagt er.

„Sie werden doch noch eine andere Möglichkeit finden, um Ihre Bedürfnisse auszudrücken, glauben Sie nicht?“

„Ich hoffe schon“, sagt John, und als der Polizist bereits wieder in seinem Wagen sitzt, ruft er ihm noch nach:

„Und vielen Dank auch!“

„Wofür?“ fragt der Polizist.

„Für Ihr Verständnis.“

„Damit war ihm also diese Form, seinen Bedürfnissen Ausdruck zu geben, versperrt.“ sagt der Reporter.

„Ja“, seufzt die Frau. „Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, wenn man ihn nicht erwischt hätte, oder einfach hätte weitersprayen lassen.“

„Er muß damals unter schrecklichem Druck gelitten haben, ich meine, wo ihm doch die eine Möglichkeit, sich auszudrücken, versperrt war und er noch keine andere gefunden hatte.“

„Er? Ich, meinen Sie.“

„Sie, wieso Sie?“

„Weil er doch die ganzen Aggressionen, die sich in ihm angestaut haben, an mir ausgelassen hat.“

„An Ihnen?“

„An wem sonst lassen die Männer ihre Wut oder ihren Ärger aus als an uns Frauen. Ich kann Ihnen sagen, wie der mich damals schikaniert hat, das war wirklich nur schwer zum Aushalten.“

„In welcher Form hat sich das denn ausgewirkt?“ möchte der Reporter wissen.

„Ach“, sagt sie und seufzt tief. „Ich möchte gar nicht mehr daran denken müssen, so schrecklich war die Zeit für mich. Ersparen Sie mir bitte, darüber zu reden. Es war wirklich sehr schwer für mich. Gott sei Dank hatte er dann diese Begegnung, also das hat ihm echt weitergeholfen, zumindest hat er mir das später gesagt.“

„Wann war das?“ fragt der Reporter.

„Das war eines Nachts, kurz nach der Sache mit dem Polizisten. Er war ja immer noch fast jede Nacht unterwegs, nachdem sie ihn damals erwischt hatten. Zuerst habe ich vermutet, er sprayt heimlich weiter. Aber er hatte mir doch versprochen gehabt, daß er das nicht mehr tut. Dann habe ich gedacht, vielleicht ist es eine andere Frau, die ihn jede Nacht aus dem Haus treibt. Als Frau denkt man ja immer auch an so was. Aber das war es nicht . . .“

Es ist Nacht in der Stadt. Schritte hallen durch die Straße. Es ist nicht genau auszumachen, ob es die einer Frau oder eines Mannes sind. Der Frisur und Figur nach könnte es eine Frau sein. Plötzlich löst sich eine männliche Gestalt aus dem schwarzen Schatten eines Hauses und folgt ihr. Ihre Schritte trappeln schneller. Auch die Schritte des Mannes werden schneller, holen sie ein.

„Was wollen Sie von mir?“ fragt die Frau. Ihre Stimme ist dunkel und voll.

„Haben Sie keine Angst“, sagt John. „Ich möchte nur mit Ihnen reden.“

„Aber nicht hier“, sagt die Frau.

„Darf ich Sie auf einen Drink in die Bar da drüben einladen?“

„Bitte“, sagt sie.

Sie überqueren die Straße. Treten ein. Setzen sich auf zwei Barhocker.

„Was trinken Sie“, schreit John. Er muß schreien, weil die Musik so laut ist.

„Einen Gin-Tonic“, schreit sie zurück.

Als die Getränke da sind, bedankt sie sich und stößt mit ihm an. Endlich stellt der Barkeeper die Musik leiser.

„Normalerweise bin ich nicht so aufdringlich“, sagt John. „Aber bei Ihnen, ich weiß nicht. Ich mußte Ihnen einfach hinterherlaufen.“

„Bin ich für Sie so anziehend?“ fragt sie mit einem verführerischen Unterton in der Stimme.

„Nicht als Frau . . .“

„Danke“, sagt sie trocken.

„Das heißtt, ich meine, es war nicht direkt sexuelle Anziehung, weshalb ich hinter Ihnen hergelaufen bin . . .“ stammelt er, erschrocken über seine Ungeschicklichkeit.

„Sondern?“

„Sondern etwas anderes . . . ich weiß selbst nicht genau, was.“

„Finden Sie mich als Frau nicht attraktiv?“ fragt sie zurück.

„Nein, ja, sehr sogar, nur das ist nicht der Grund, weshalb . . . Sie verstehen?“

„Welcher Grund ist es denn?“ fragt sie mit dunkler Stimme zurück.

„Es ist irgend etwas an Ihnen, was für mich wichtig ist.“
„Und, was soll das sein?“
„Ich weiß es noch nicht. Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht helfen, das herauszufinden.“
„Sie erwarten etwas von mir und ich weiß nicht, ob ich es Ihnen geben kann, ja?“
„Ja?“
„Weil ich erst etwas mehr von Ihnen wissen müßte. Verstehen Sie?“
„Ja natürlich, verzeihen Sie, stellen Sie mir Fragen, auch sehr persönliche, wenn es sein muß. Ich werde sie alle wahrheitsgemäß beantworten.“
„Haben Sie an sich in der letzten Zeit irgendwelche Veränderungen festgestellt?“
„Ja, doch, ziemliche sogar. Ich bin wahnsinnig unruhig, streife nachts ziellos umher, tue Dinge, die mir früher nicht einmal im Traum eingefallen wären...“
„Zum Beispiel?“
„Zum Beispiel habe ich zuletzt öffentliche Gebäude mit Raketenmenschen besprayt und bin sogar dabei erwischt worden. Früher hätte ich so etwas nie möglich gehalten.“
„Hmh“, sagt sie, und: „Sind Sie verheiratet?“
„Ja“, sagt er.
„Wie steht es mit Ihrer Ehe?“
„Wie meinen Sie das?“
„Ich meine, läuft noch etwas?“
„Auf welchem Gebiet?“
„Zum Beispiel sexuell.“
„Ja natürlich läuft noch etwas, sonst wären wir ja nicht mehr beisammen.“
„Sagen Sie das nicht. Viele Paare leben noch weiter zusammen, obwohl absolut nichts mehr zwischen ihnen läuft, aus Trotz, aus Bequemlichkeit, aus Angst vor neuen Beziehungen oder davor, allein zu leben. Was weiß ich.“
„Nein, zwischen uns läuft schon noch etwas. Aber es ist nicht mehr so wie früher...“
„Wie war es früher?“
„Warm, herzlich, spontan...“
„Und jetzt?“
„Jetzt ist alles viel kälter, mehr Routine, fast funktionell... Wenn Sie verstehen, was ich meine.“
„Irgendwie mechanisch?“
„Ja, ziemlich sogar.“
„Eher lustlos?“
„Ja genau. Funktionell, mechanisch, lustlos. So ist es.“
„Was haben Sie sonst noch an sich bemerkt? Ich meine jetzt Veränderungen an Ihnen, nicht an Ihrer Ehe.“
„Diese Unrast, dieser unerhörte Bewegungsdrang. Das Bedürfnis wegzufliegen. Am liebsten würde ich gleich wieder ins nächste Flugzeug steigen, kaum daß ich aus einem ausgestiegen bin.“
„Und sonst?“
„Sonst ist da noch dieses Gefühl der Bedrohung.“
„Bedrohung, wovon?“
„Von der unerhörten Hochrüstung.“
„Auf unserer Seite?“
„Der anderen natürlich. Wir tun ja leider noch viel zuwenig.“

„Finden Sie?“
„Ja, leider.“
„Und Sie, wie steht es mit Ihnen?“
„Ich möchte ja viel mehr tun, die anderen darauf hinweisen, darauf aufmerksam machen, daß unser Einsatz noch viel zu gering ist. Daß jeder noch viel größere Opfer bringen muß.“
„Trotz des Overkills von 50 oder 60, den beide Seiten bisher zustande gebracht haben?“
„Ja, denn wir sind leider immer noch unterlegen. Wir brauchen endlich wieder eine Position der Stärke.“
„Wissen Sie, wie lange Sie dieses Gefühl der Unterlegenheit schon haben?“
„Seit einiger Zeit schon... Und jetzt wollte ich Sie fragen...“
„Glauben Sie nicht, daß Sie eher einen Psychiater fragen sollten, als mich?“
„Nein, nein, um Gotteswillen, nur keinen Psychiater.“
„Warum, haben Sie schlechte Erfahrungen gemacht?“
„Nein, das nicht, aber ich kann mir schon vorstellen, wie das ablaufen würde.“
„Wie?“
„Er würde versuchen mir klarzumachen, daß das Problem entweder bei mir liegt oder bei der Gesellschaft.“
„Ja, und?“
„Und dann würde er mich zwei oder drei Jahre lang behandeln, bis er mir vielleicht klargemacht hätte, daß das Problem nicht bei mir, sondern bei der Gesellschaft liegt, bzw. umgekehrt. Nein, nein. Ich glaube nicht, daß uns noch soviel Zeit bleibt.“ „Wozu?“
„Zu den radikalen Veränderungen, die jetzt notwendig sind, um der Bedrohung zu entgehen.“
„Welche sind das?“
„Ich dachte ja, daß Sie mir dabei helfen könnten, das herauszufinden.“
„Ich, wieso ich?“
„Ich habe irgendwie das Gefühl, daß Sie etwas fertiggebracht haben, was nur ganz wenigen Menschen in ihrem Leben gelingt.“
„Merkwürdig...“
„Was ist merkwürdig?“
„Nichts...“
„Seien Sie bitte so offen zu mir, wie ich es zu Ihnen gewesen bin. Wer weiß, womöglich sind Sie der einzige Mensch, der mir weiterhelfen kann.“
„Ich wollte gerade sagen, merkwürdig, daß Sie es gespürt haben.“
„Was?“
„Daß ich eine ziemlich tiefgreifende Verwandlung durchgemacht habe. Ich war früher ein Mann. Jetzt bin ich eine Frau.“
„Sehen Sie, ich wußte ja, daß Sie so eine Erfahrung hinter sich haben. Sagen Sie, wie ist das vor sich gegangen?“
„Mein Gott, zunächst so, daß ich mich als Mann nicht mehr wohl gefühlt habe in meiner Haut. Ja es ging soweit, daß ich Männer überhaupt verachtet habe. Dann kam die Zeit der Suche.“
„Welche Symptome hatten Sie da?“
„Eine starke innere Unruhe, bis zu nächtlichem Umherstreifen, wie bei Ihnen. Mit einem ähnlichen seelischen Druck. Man führt da so eine Art Doppel Leben. Bis man weiß, worauf die Entwicklung hinauslaufen soll.“
„Und wenn man es weiß?“
„Dann kann einen nichts mehr zurückhalten, weder moralische noch religi-

öse Skrupel. Dann weiß man, ich will endlich so leben, wie ich es will. Und in meinem Fall stand zwischen der einen Existenzform, von der ich loskomm'en wollte, und der anderen, zu der ich hinstrebte, nur der Operationstisch, und auf den wollte ich rauf.“

„Und dann, die Umstellung danach, war sie sehr schwer?“
„Verglichen mit den Problemen, die ich davor hatte, eigentlich weniger. Sie waren eher technischer Art.“

„Können Sie mir Details verraten?“

„Zum Beispiel, wenn ich früher als Mann mit Frauenkleidern in den Betrieb bin, wurde ich sofort zum Chef zitiert und er hat mir mit Kündigung gedroht, wenn es noch einmal vorkommen sollte.“
„Und dann?“

„Als es noch einmal vorkam, hat er mir gekündigt. Später wurde er vom Ge richt gezwungen, die Kündigung zurückzunehmen.“
„Später?“

„Ich meine nach der Operation. Dann kam noch der ganze Ärger mit den Ämtern dazu. Sie wissen ja vielleicht, wenn Sie Ihren Vornamen und Ihre Geschlechtsbezeichnung im Paß ändern lassen wollen, müssen Sie mindestens drei Jahre lang in der anderen Geschlechtsrolle leben. Und das ist ziemlich kompliziert, denn Sie sind ja praktisch schon eine Frau, fühlen sich auch als Frau, heißen aber offiziell noch wie ein Mann und werden auch noch als Mann geführt. Aber daran gewöhnt man sich.“
„Und Ihre Frau?“

„Nach der Operation haben wir uns scheiden lassen.“

„Sie haben jetzt diese ganze ... Umstellung hinter sich. Welchen Rat würden Sie jemanden geben, der sie noch vor sich hat? Soll er es tun oder nicht?“
„Wenn er es tun muß, gibt es ohnehin keinen anderen Weg für ihn, als es zu tun. Ich meine, wenn der innere Zwang so groß ist für ihn, daß er nicht anders leben kann, bleibt ihm sowieso kein anderer Ausweg.“
„Und mir persönlich? Was würden Sie mir raten?“

„Wenn ich wüßte, in welche Richtung Ihre Verwandlung tendiert, könnte ich Ihnen vielleicht einen Rat geben. Aber so ... Haben Sie das Gefühl, daß es eine sexuelle Umwandlung werden wird?“
„Nein, ich glaube nicht.“

„Sehen Sie, ich auch nicht. Und ich könnte Ihnen ja nur zu etwas raten, worin ich selbst schon Erfahrungen gesammelt habe.“
„Da haben Sie recht.“

„Und den Weg, den Sie vor sich haben, wer weiß, vielleicht sind Sie der erste Mensch, der ihn beschreiten wird, so wie es den ersten Menschen auf dem Mond gab, den ersten Transsexuellen, das erste Retortenbaby, usw. Nur soviel noch: Wenn Sie glauben, daß diese Entwicklung für Sie notwendig ist, sollten Sie sie machen.“

„Danke. Ich glaube, Sie haben mir wirklich geholfen“, sagt John. „Darf ich Sie noch zu einem Gin-Tonic einladen?“

„Nein“, sagt die transsexuelle Frau mit dunkler Stimme. „Jetzt bin ich an der Reihe. Was darf es sein?“
„Noch einen Whisky, bitte. Schottisch, on the rocks.“

„Noch einen Gin-Tonic, und einen schottischen Whisky bitte!“, ruft sie den Barmann zu.
„On the rocks.“

Der Reporter läßt die Fernsehschminke auf Wangen und Stirne der Frau noch einmal nachpudern, ehe er sie weiterfragt.

„Glauben Sie, daß diese nächtliche Begegnung mit der Transsexuellen die Weichen gestellt hat für seine weitere Entwicklung?“

„Die Weichen gestellt? Ja, gewiß. Ab da war ihm klar, daß die Umwandlung tiefgreifender Natur sein mußte, nicht nur irgend so ein oberflächlicher Eti-kettenschwindel.“

„Er wußte zwar noch nicht wie, aber er wollte ein weithin wirkendes Zeichen setzen?“

„Ja, das kann man wohl sagen. Die Zeit war wirklich nicht leicht für mich – für ihn auch nicht. Er litt ja damals schon die ganze Zeit unter organischen Störungen, hatte nur noch einen halben Magen, nur noch eine Niere und dann jede Nacht diese Hustenanfälle ...“

John liegt neben ihr im Bett und fängt plötzlich an, lange und qualvoll zu husten.

„Was hast du denn?“ fragt sie ihn besorgt. Er hustet noch tiefer und verzweifelter.

„Es muß alles raus.“

„Was denn, John?“

Er hustet weiter. „Alles.“

„Hast du dich erkältet, John? Soll ich dir einen Tee machen?“ Er keucht unter Husten: „Du verstehst wieder einmal nichts, aber auch gar nichts“, und hustet weiter.

„Soviel verstehe ich noch, daß dir ein guter Pfefferminztee schon immer geholfen hat.“

„Das ist es ja, bei einer Erkältung.“

„Was?“ fragte sie.

„Was ich sage.“

„Was sagst du denn?“

Er hustet wieder, und als sich der Anfall legt, sagt er: „Daß du nichts verstehst, das sage ich.“

Seine Stimme klingt ihr irgendwie fremd, rauher, viel kälter als sonst, fast so, als spräche er in einem Stahlmantel.

„Wieso denn, John?“ hört sie sich ängstlich fragen.

„Weil ich keine Erkältung habe. Oder klingt so die Stimme von jemandem, der eine Erkältung hat.“ Seine Stimme klingt nun schnarrend, kalt und stählern.

„Nein“, sagt sie gehorsam. „Aber vielleicht hast du dich doch ...“

„Nein!“ unterbricht er sie so bestimmt, daß keine Widerrede mehr möglich ist. „Und ich habe es auch nie mehr vor.“

„Was?“ fragt sie.

„Anfällig zu sein für Krankheiten, wie Erkältungen, vegetative Dystonie, Magen- oder Darmgeschwüre, Krebs, Herzattacken und und und!“

„Aber wir sind doch Menschen, und als Menschen sind wir doch alle anfällig ...“

„Schwächerlinge!“ schnarrt seine Stimme verächtlich. „Wie wollen die mit der Bedrohung von drüben fertigwerden, wenn sie schon an ein paar lächerlichen Bakterien oder Viren zugrunde gehen können.“

„Wir sind eben Menschen und als solche sind wir ...“

„Unsinn!“ unterbricht er sie scharf, „damit ist jetzt Schluß.“

„Aber wir müssen doch alle einmal sterben“, ruft sie fast verzweifelt.

„Eben“, schnarrt er, „aber wenn schon, dann müssen wir sicher sein, daß die andere Seite zuerst über den Hades geht.“

„So hat er geredet. Und immer mit dieser Stimme. Zuerst habe ich mich ja geängstigt, aber dann habe ich mich langsam daran gewöhnt“, sagt sie zum Reporter.

„Und zu jener Zeit hat er angefangen, sich auch äußerlich zu verändern?“ fragt er. „Nicht sofort. Zuerst hatte er noch einige Operationen, bei denen ihm ein paar weitere Organe ersetzt wurden, und dann erst . . .“

„Wie haben Sie darauf reagiert?“

„Erst habe ich mir gedacht, mein Gott, das ist ja schrecklich, wie er jetzt aussieht, aber wie ich dann gemerkt habe, wie glücklich ihn diese Verwandlung gemacht hat . . .“ Sie stockt.

„Ja?“ muntert sie der Reporter auf.

„Naja, als Frau ist man ja immer auch zufrieden, wenn nur der Mann zufrieden ist. So war es bei uns auch. Natürlich, gewisse Dinge konnte er mir nicht mehr geben . . .“

„Die waren . . .?“

„Also, daß man sich wieder einmal so richtig gemütlich aneinandergekuschelt hat, oder daß . . .“

„Ja?“ fragt er.

„Darüber sollte ich eigentlich nicht reden, meint mein Mann.“

„Sie meinen das eheliche Zusammenleben?“

Sie nickt mit dem Kopf.

„Das war wohl nicht mehr so wie früher?“

Sie schüttelte den Kopf.

„War . . . oder ist überhaupt noch etwas, sexuell meine ich?“ hakt er nach. Sie schüttelt den Kopf wieder: „Nein, damit ist nichts mehr. Aber darüber sollte ich eigentlich gar nicht mit Ihnen reden . . .“

„Sagt Ihr Mann das?“

„Ja, das Thema ist ihm peinlich, wissen Sie.“

„Und für Sie . . .?“

„Ach wissen Sie, wenn man einmal so lange mit jemandem zusammengelebt hat, dann ist das nicht mehr so wichtig. Und außerdem, was John mir geben kann, das könnte mir kein Mann sonst geben: dieses ganz starke Gefühl der Sicherheit.“

„Sagt er das?“

„Ja. Er sagt immer, also bei mir bist du so sicher wie bei keinem anderen, sozusagen bombensicher.“

„Wie hat die Öffentlichkeit auf sein verwandeltes Aussehen reagiert?“

„Naja, zuerst haben die Leute ihn angestarrt und getuschtelt, wenn wir zum Beispiel einkaufen gegangen sind. Aber nachdem dann die ersten Artikel über ihn erschienen sind und die ersten Fernsehberichte, hat man sich langsam daran gewöhnt.“

„Aber es gab doch Belästigungen von Seiten der Friedensbewegung?“

„Naja, die haben sich öfter an den Händen gefaßt und einen Kreis um ihn gebildet, oder sich vor ihm auf den Boden gesetzt und den Weg blockiert, also das war schon unangenehm. Aber die Polizei hat ja immer gleich eingegriffen und die Störenfriede zerstreut oder festgenommen. Also da gab es Schlimmeres . . .“

„Und was war das?“

„Naja zum Beispiel der Besuch von diesem Sicherheitsmann.“

Der Sicherheitsmann sitzt in einem der Wohnzimmersessel und verkündet: „Also nachdem Ihr Mann jetzt diese . . . ähm . . . Verwandlung durchgemacht hat, werden Sie verstehen, daß wir bestimmte Sicherheitsvorkehrungen treffen müssen . . .“

„Warum?“, sagt Johns Frau, „wir fühlen uns sicher genug.“

„Laß den Mann ausreden“, schnarrt John.

„. . . als da sind, wir müssen Sie beide zu Geheimnisträgern erklären mit den damit verbundenen Pflichten, über die wir Sie noch im einzelnen aufklären werden.“

„Aber . . .“, wagt sie einzuwenden.

„Einverstanden“, schnarrt John dazwischen.

„Außerdem“, fährt der Sicherheitsmann fort, „wird es sich wahrscheinlich nicht vermeiden lassen, daß wir ihn der Obhut einer . . . Einheit . . . unterstellen, bei der er regelmäßig . . . ähm, gewartet werden kann.“

„Mein Mann braucht keine Wartung. Es genügt, wenn ich für ihn sorge“, verwahrt sich seine Frau.

„Ob Sie, gnädige Frau, in der Lage sind, die nötigen Wartungen durchzuführen, wagen wir zu bezweifeln.“

„Hören Sie, Sie wollen ihn warten, während ich für ihn sorge! Was glauben Sie wohl, was besser für ihn ist?“

„Nach Lage der Dinge und der . . . ähm, sehr speziellen Entwicklung, die Ihr Mann in der letzten Zeit durchgemacht hat, halten wir es schon aus Sicherheitsgründen für notwendig, daß wir ihn unserer Obhut unterstellen.“

„Ich schlage Ihnen einen Kompromiß vor“, schnarrt John mit der ganzen Autorität seiner neugewonnenen Identität: „Wir sind mit dem Status als Geheimnisträger einverstanden und beachten die Auflagen, die damit verbunden sind. Außerdem komme ich regelmäßig, sozusagen ambulant, bei der dafür zuständigen Einheit zur Inspektion vorbei, bleibe aber weiterhin hier stationiert. Klingt das für Sie akzeptabel?“

„Für mich schon. Aber Sie verstehen sicher, daß ich eine so heikle Frage, bei der höchste Sicherheitsinteressen berührt werden, erst mit meinem Vorgesetzten besprechen muß.“

„Ich mache Sie jedoch jetzt schon darauf aufmerksam“, schnarrt John bestimmt, „daß ich Ihnen in dieser Frage keinen Zentimeter weiter entgegenkommen kann. Ich habe diese Entwicklung bis hierher allein gemacht und ich beabsichtige nicht, mir meinen Sonderstatus durch Kasernierung bei irgendeiner Einheit . . .“ „Einer Sonderseinheit“, sagt ihn der Sicherheitsbeamte zu unterbrechen, — „. . . auch wenn es eine Sonderseinheit ist, nehmen zu lassen“, fährt John unbeirrt fort. „Auf Wiedersehen. Wir bedanken uns für Ihren Besuch.“

„Und das haben Sie durchsetzen können?“ fragt der Reporter.

„Ja, denn da war mein Mann eisern. Er hat immer gesagt, er läßt sich nicht vereinnahmen. Wo die ihm doch alle sowieso viel zuwenig engagiert waren. Also da wären wir bis zum obersten Gericht gegangen und hätten einen Casus belli daraus gemacht. Sagt man so?“

„Einen Präzedenzfall meinen Sie?“ fragt der Reporter.

„Ja, so etwas ähnliches hätte er daraus gemacht, sagt mein Mann.“

„Ist Ihr Mann eigentlich scharf?“ fragt sie der Reporter unvermittelt.

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, jetzt wo er die Form hat, läge es doch nahe, daß er auch scharf ist oder geladen.“

„Ach so, Sie meinen geladen.“

„Ja, denn das Zeug dazu kann man ja heutzutage schon bald in jeder Apotheke oder jedem Supermarkt kaufen.“

„Also soviel ich weiß, bis jetzt noch nicht, obwohl er ja schon einige Male Angebote in dieser Richtung bekommen hat. Aber das Zeug ist ja noch relativ teuer und bis jetzt hatten wir noch nie soviel Geld beisammen, um uns das leisten zu können. Obwohl . . .“ Sie unterbricht sich.

„Ja?“ muntert sie der Reporter auf. „Sprechen Sie ruhig!“

„Also, vor kurzem hat er gesagt, da wäre jemand, der würde ihm sehr günstige Zahlungsbedingungen einräumen. Aber ich weiß nicht, ob er schon . . . Sie wissen, was ich meine.“

„Ja“, sagt der Reporter. „Wenn Sie gestatten, hätte ich noch eine letzte Frage.“

„Bitte, fragen Sie.“

„Weiß Ihr Mann von diesem Interview?“

„Nein, um Gotteswillen. Seit er Geheimnisträger ist, darf er ja keine Interviews mehr geben, also soweit die Fragen Sicherheitsinteressen berühren zumindest. Und ich auch nur über ganz allgemeine Themen. Drum sage ich es ihm meistens gar nicht mehr, wenn ich einmal ein Exklusivinterview gebe, weil er ja immer gleich in die Luft geht, wenn er das hört.“

„Und wo ist er jetzt?“

„Er hat gesagt, er muß heute zu einer Sonderinspektion und kommt erst gegen Abend zurück. Sonst hätte ich Sie gar nicht empfangen können.“

Ein knarrender, sehr schwerer Schritt ist draußen zu hören, wie von jemandem, der eine große Last trägt. Dann wird die Tür aufgestoßen, und John kommt herein. Er ist entsetzt, als er die Fernsehleute sieht und zwei Kameras, die die Kameraleute in einem Reflex auf ihn gerichtet haben, als er die Tür aufmachte. Er geht auf sie zu und dreht ihnen die Objektive nach hinten.

„Was soll das, Fernsehleute in meinem Haus?“ schnarrt er seine Frau an.

„Du weißt, daß wir Geheimnisträger sind und keine Interviews mehr geben sollen.“

„Ich habe ja auch nur auf ganz allgemeine Fragen geantwortet.“

„Und wahrscheinlich sehr detailliert, wie ich dich kenne.“ Seine Stimme ähnelt nun schon mehr einem Zischen. „Nein, nur ganz allgemein“, versucht sie sich zu entschuldigen. „Außerdem, irgendwo muß das Geld zum Leben ja herkommen, jetzt, wo . . .“

„Wo was?“ fährt er sie an.

„Wo du nicht mehr arbeiten darfst! Mein Gott, bist du heute wieder geladen“, faucht sie zurück.

„Das hast du ihnen auch schon erzählt?“

„Was?“

„Daß ich geladen bin“, zischt er.

„Das habe ich ja nur so gesagt. Ich habe ja gar nicht gewußt, daß du . . .“

„Aber jetzt weiß es jeder hier herin und morgen weiß es das ganze Land.“

Er ist kurz vor dem Explodieren. „Und außerdem brauche ich mir von dir nicht vorwerfen zu lassen, daß ich dich nicht ernähren kann. Das, was ich dir biete, kann dir kein Mann sonst bieten“, schreit er.

„Was ist das schon“, schreit sie zurück.

„Sicherheit! Absolute Sicherheit!“ brüllt er.

„Ja, wirklich“, ihre Stimme ist nun fast dem Heulen nahe, „bombensicher“

fühlt man sich bei dir. Und vor allen Dingen sooo gemütlich und behaglich und geborgen.“

Die Szene weitet sich vor den Augen und Ohren des überraschten Fernseh-teams immer mehr zu einem Ehekrieg aus.

„Behaglichkeit und Gemütlichkeit willst du, wo auf der anderen Seite schon hinter jedem Haus und jedem Gartenzaun eine Rakete auf uns gerichtet ist? Aus was glaubst du, daß die gebaut sind? Aus Geborgenheit?“ schreit er.

„Nein meine Liebe, aus Stahl und Plutonium und Wasserstoff. So sieht die Gemütlichkeit drüben aus.“

„Ja, ihr habt es geschafft, ihr habt es wirklich geschafft, daß ihr aus der Welt ein Nagelbrett voller Raketen gemacht habt“, heult sie, „und wir sollen uns darauf gemütlich fühlen . . .“

„Wer ist ihr?“

„Ihr Männer. Und was habt ihr damit bewiesen? Wie wahnsinnig männlich ihr seid? Nein, mein Lieber, eher wie sehr ihr versagt habt.“ Sie scheint seinen Nerv getroffen zu haben, denn seine Stimme ist kurz vor dem Umkippen, als er schreit: „Du willst also damit sagen, daß ich als Mann ein Versager bin, das meinst du doch, oder nicht.“

„Na und“, schluchzt sie, „das ist doch so, oder nicht? Aber deswegen brauchst du ja nicht gleich an die Decke zu gehen. Das seid ihr doch alle.“

Ein fernes Grollen ist zu hören, wie von einer Düsenmaschine. „Pssst“, sagt John, „hört ihr sie? Sie kommen. Ich muß los.“

„John“, ruft sie, „das war doch nicht so gemeint, deswegen brauchst du doch nicht durchzudrehen. John, was ist denn?“ Angst liegt in ihrer Stimme.

„John, sag doch etwas . . .“ Johns Stimme klingt kalt, als er sagt: „Jetzt ist keine Zeit für Privatgespräche. Jetzt geht es um Leben und Tod.“

Einen kurzen Augenblick lang herrscht Totenstille. Aller Augen sind auf John gerichtet, der sich leicht in östliche Richtung neigt. Dann der ohrenbetäubende Lärm und Qualm einer startenden Rakete, das Bersten eines Haussdachs und schließlich, als das Dröhnen der Rakete schon entfernt klingt und alle erleichtert aufatmen und sich vor Freude über die überstandene Gefahr umarmen, die Explosion einer nuklearen Bombe direkt über dem Zentrum der Stadt. In wenigen Augenblicken zerstören der Atomblitz, die Druckwelle und der Feuersturm Häuser und Menschenleben.

Da niemand informiert ist, vermuten die Verbündeten einen Angriff der Gegenseite und die Gegenseite eine geschickte Provokation der anderen Seite und sie schlagen beide gleichzeitig los.

Tamás Ungvári Höllenkreise

Mit dem folgenden Romanauszug tritt der ungarische Schriftsteller und Literaturwissenschaftler (geb. 1930) zum ersten Mal mit einem belletristischen Werk vor den deutschen Leser. Mit Essays, Sonderdrucken und Forschungsberichten in Anthologien und literaturwissenschaftlichen Zeitschriften hat er bereits Zugang zum deutschen Sprachraum gefunden.

In seinem Roman „Höllenkreise“ (erschienen 1978 im Szepirodalmi Könyvkiadó Budapest unter dem Titel „A Torinoi Szemfedő“) schildert er die Verhaltensweise eines Mannes, Alexander Luria, der nach dem Zweiten Weltkrieg, zurückgekehrt in seine Heimatstadt Budapest, in die Mühle der Schauprozesse der stalinistischen Ära gerät. Man wirft ihm, dem ehemaligen französischen Partisanen, seine früheren Kontakte zur westlichen Welt vor. In einem Scheingeständnis benutzt er historische Fakten des Turiner Grabtuches – sie sind ihm aus Erzählungen eines Kameraden bekannt – und formt sie zu einem Bericht über die Tätigkeit der Partisanengruppe um. Diesen Alpträumen reist er bei der ersten Möglichkeit, ein Auslandsvisum zu bekommen, nach. Er will für sich und die Welt das Turiner Grabtuch fotografieren. Aber er ist in seinem Bemühen nicht allein, mafiose Gruppen haben ebenfalls Interesse daran.

Der Roman spielt auf mehreren Ebenen: Einerseits ist er ein literarisches Rätsel mit Pastiches und Stilparodien, mit Andeutungen und Anspielungen auf zeitgenössische Phänomene, andererseits ist er eine temporeiche Kriminalgeschichte um das Grabtuch Christi. Dabei wird nicht nur eine erfundene Jagd nach dem heiligen Linnen erzählt, sondern auch die Historie des Tuches in einem interessanten Zeitenspiel.

Erika Bollweg

Leos Wimmern war unerträglich. Man ließ sie beide in dem abgedunkelten Zimmer allein, in das Luria von den beiden Männern mit weißer Krawatte gebracht worden war.

Die Autofahrt hatte etwa zwanzig Minuten gedauert. Sie konnten in den Norden der Stadt gefahren sein, dann waren sie von der Landstraße auf einen Waldfeld abgebogen und hatten vor einem alleinstehenden Haus, dessen Tür offenstand, gehalten. Luria wurde über eine Holztreppe zum Obergeschoß geführt. Im Zimmer nur ein Tisch und zwei Stühle, an der Wand ein Bild, eine Gobelinitimation: Eine Katze rollt graziös mit den Pfoten ein Knäuel. Das Fenster bedeckte ein Esslinger Rollo, von der Decke hing eine Lampe mit grünem Schirm.

„Die behaupten, ich wäre nicht Leo Schlesinger.“

Er war furchtbar zusammengeschlagen. Ein blauer Bluterguß unter seinem Auge verriet den gezielten Faustschlag. Das linke Ohr war eingerissen, darüber aber klagte Leo nicht.

„Die verwechseln mich“, flüsterte er.

Sie waren am Anfang der Arkaden auf ihn gestoßen. Zu dritt. Eine fröhliche, lärmende Gesellschaft. Der eine schwenkte eine Sektflasche, ein anderer trug ein gestreiftes Trikot.

„Trink!“ hatte der eine gesagt und ihm vom Sekt angeboten. Er sang laut die Bajazzo-Arie, als er und seine Kumpane Leo umringten.

„Erinnerst du dich nicht?“ schrie der zweite auf ihn ein. „Rom, neunzehnhundertvierundvierzig.“

„Er hat versprochen, meine Schwester zu heiraten“, schrie der dritte.

„Das müssen wir feiern“, hallten die fröhlichen Schreie.

Luria fiel es nicht schwer, sich die improvisierte Komödie vorzustellen: Menschen mit Aktentaschen eilen zur Arbeit, junge Bankangestellte auf dem Weg zur Frühstückspause, zu einem Stellidchein hastende Frauen stehlen sich aus dem Sonnenlicht in den Schatten, weißbehandschuhte Polizisten bemühen sich zu ihren Podesten unter den Verkehrsampeln – und dann tritt in der Routine des Scheinwerferlichts das Ruzzante-Ensemble auf, angeführt vom hoffnungsfrohen Direktor, unter den Arkaden aber kleidet sich eine rothaarige Frau an. Féliciens Püppchen.

„Sie haben mich wie in einem Triumphzug auf den Schultern getragen, mich im Angesicht von Turin geraubt. Sie drückten meine Schenkel so, daß ich nur lachen konnte. Sie steckten mich in einen Minibus, den sie ordentlich geschmückt hatten. „Zur Jahresfeier“, war mit roten Buchstaben draufgeschrieben. In Turin gibt es heute keinerlei Jahresfeier.“

Luria nahm sein Taschentuch und trocknete das Blut hinter Leos Ohr.

„Sie haben gesagt, sie reißen es ab“, jammerte Leo, „wenn ich nicht gestehe, wer ich bin.“

Die Idiotie des Geständnisses, dachte Luria. Ohrabreißen, Augenausstoßen, wenn man nicht sagt, wer man ist. Ist es nicht gleichgültig, wessen Körper man zur Übung wählt? Ist es nicht gleichgültig, wessen Körper das Damaszener, im Fischgrätenmuster gewebte Tuch hüllte, und wessen Blut das Grabtuch aufsog? Der Mörder will anonym bleiben, seinem Opfer aber solange kein Ende bereiten, solange es sich nicht zu erkennen gegeben hat. Leo Schlesinger. Ihm schien es nicht einmal erlaubt, mit diesem Namen zu sterben. Luria hätte ihm gern sein eigenes Geständnis aus dem Schauprozeß geliehen, das er damals mit Eid und Unterschrift beweiskräftig gemacht hatte. Doch Leo würde das kaum verwenden können, und er selber besaß kein weiteres Eigentum, nur den Filmstreifen mit dem Turiner Grabtuch in seiner Tasche und dessen Geschichte.

„Wenn ich nur wüßte, mit wem die mich verwechseln, ich würde ihnen den überlassen“, flüsterte Leo, als hätte er Lurias Gedanken erraten.

„Haben Sie keine Angst“, hatte ihn ein hochgewachsener, schwarzhaariger Mann empfangen. „Sie werden keine Unannehmlichkeiten haben. Aber dem anderen, dem reiße ich die Leber heraus!“ hatte er geflucht.

Leo verriet ihm nun, wer dieser Mann war:

„Collini“, flüsterte er und fügte hinzu, daß er alles vorausgesagt habe. Schon im Frühstücksraum seien sie beobachtet worden. Er machte Luria Vorwürfe. Wenn der seinen Verdacht nicht eingeschlafert hätte, dann wäre er auf der Straße wachsamer gewesen und hätte keinesfalls mit dem Schlängenledergürtel kokettiert und wäre der bekannte Hosenträger-Schlesinger geblieben. Luria bedrängte Leo, ob er nicht wüßte, was man von ihnen beiden wolle. Leo versicherte, daß man ihn verwechselt haben müßte mit einem, der ihn nichts anginge. Verhängnisvoller Irrtum.

„Wieso aber komme ich hierher?“ fragte Luria.

„Sie haben uns beobachtet. Schon im Flugzeug. Sie nehmen an, wir wären Spießgesellen.“

Was wir in Wirklichkeit auch sind, dachte Luria und sah mitleidig auf seinen zusammengeschlagenen, blutverschmierten Leidensgenossen. Wenn es stimmte, was Leo sagte, dann lag der Fall gerade umgekehrt. Er, Luria, war es, der Böses übertrug. Die Infektion, die er mit sich herumschleppte. Hirngespinst oder Irrtum in der Anklage, das war für ihn nur zu vertraut, als daß er

es mit dem Schicksal eines anderen verwechseln könnte. Das gehörte ihm, war sein Besitz, wie das auf dem Balaton schaukelnde Schiff, wie das Grab von Magdalena Ruritán. Es hatte genügt, daß sich einer neben ihm in die Maschine setzte, und sofort war die Alpdruckkrankheit übergesprungen. Welche Beruhigung konnte er Leo bieten, wenn Leo tatsächlich der war, für den er sich ausgab? Ihm fiel die Gideon-Bibel im Chambéryer Gefängnis ein.

„Wie lautete die Anklage gegen Jesum wirklich?“

Leo antwortete ohne Zögern. Er wunderte sich nicht über das Unerwartete der Frage, auch darüber nicht, daß sein Mitgefängner von ihm in der Dunkelheit des Esslinger Rollos die Auslegung einer Bibelstelle erwartete. Er fühlte sich erleichtert durch die Frage. Die Geschichte Jesu brachte ihn zurück in die Wirklichkeit. In seine Wirklichkeit.

„Wir wissen sogar mehr von dem, was Barrabas betrifft. Pilatus fragte vergabens die Menge, was Jesu verbrochen habe. Von einer Anklage hat man nie etwas gehört, man kennt nur das Urteil, ‚Kreuzige ihn!‘ schrie die Masse, als ob das so dringend wäre. Es war deshalb so dringend, weil die Anklage fehlte. Hier ist die Historie am unklarsten. Warum aber mußte man diese Masse Mensch, die in den Augen des römischen Statthalters doch nur zum jüdischen Gesindel zählte, überhaupt abstimmen lassen? Nehmen wir indessen an, daß die Römer der judäischen Aufrührer wegen einer Pseudodemokratie eingeführt hatten, dann ließen sie zwar durch das Volk abstimmen, gaben aber die Gesetzesdurchführung nicht aus der Hand. Erinnern Sie sich an die Sätze bei Johannes, der den Körper Jesu zur Beisetzung von Pilatus erbitten mußte? Verstehen Sie das? Die Juden kreuzigten ihn, sein Körper aber gehörte trotzdem Pilatus? Inzwischen hatte ein jeder die fehlende Anklage vergessen. Die vier Evangelisten behelfen sich, indem sie von vielen Anklagen gegen ihn schrieben, und daß auch der Neid der Priester mit zu seinem Schicksal beigetragen habe.“

Dieser Satz entzündete bekannte Lichter in Luria. Neid ist bekannter als römische Soldaten, als ‚Kreuzige ihn‘ schreiender Pöbel. Er saß plötzlich in Kommissar Bachelards Gefängnis, dann wechselte das Bild zu einem anderen Gefängnis über. Sie sind alle gleich, wie Krankenhäuser oder Kreißsäle. Sogar noch die katatonisch auftauchenden Gedanken sind uniform. Leo war nach lebenslangen Forschungen – wenn Leo tatsächlich Leo war – zur selben Schlußfolgerung gekommen: Es gab keine Anklageschrift. Luria erinnerte sich darüber hinaus, daß er nirgends eine Verteidigungsrede gefunden hatte. Schubgefängnis hatte man Doktor Boncza neben ihm auf die tadellos hygienische Strohpritsche gestoßen. Doktor Boncza wurde gut im Schubgefängnis behandelt. Er war dort Dauergast. Bei jedem Regierungswechsel tauchte er da auf und hatte bereits am nächsten Tag maulaufreibend sein Renommee verbreitet. Er suchte nur Antwort auf wesentliche Fragen: ob es eine Prädilektion des Gefängnisses gibt? hatte Boncza von glücklich Unglücklichen, von Taschendieben und Politikern gefragt. „Das steht außer Zweifel“, hatte Doktor Boncza statt des Gefragten selber geantwortet. „Der Neid, ich bitte“, war er dann fortgefahren. „Es ist erwiesen, daß hierher nur der kommt, den man verpfissen hat. Ich habe mir schon für mein ganzes Leben Singvögel verschafft. Was immer auch geschieht, die werden verpfeifen.“ Luria hatte Boncza immer ausgelacht, obwohl er im Grunde seines Herzens wußte, daß er die Wahrheit sprach.

„Ich habe mein Leben so geführt, daß niemand neidisch sein kann“, sagte Leo. Ich habe keine Frau, von meiner Familie ist keiner mehr da. Neunzehn-

hunderteinundvierzig trat ich in die amerikanische kommunistische Partei ein. Es schien alles so einfach. Wir nannten Stalin nur Uncle Joe. Der konnte mit phantastischer Einfachheit konzipieren. Stalin auf Englisch klingt so wie die an die Polynesier ausgegebene Missionsbibel. Als Ogden das Basic-Englisch einführte, diese tausend Worte, die Kolonialvölker auch leicht erlernen könnten, klang die Kreuzigung in diesem primitiven Englisch: Unseren Herrn, den armen Kerl hat man krepieren lassen. „The fella buggered out.“

„Mit wem verwechselt man Sie hier?“ fragte Luria.

„Das ist mir gleichgültig. Die Situation ist nur bekannt. Neunzehnhundert-neunundvierzig war George McBundy Präsident der Universität. Ich stand vor der Ernnennung. Ich hätte angeben müssen, daß ich Parteimitglied gewesen war. Ein Jahr lang. Danach blieb ich fort, weil der Sekretär der Zelle nach Kalifornien umgezogen war und der neue Boy mir nicht gefiel. Uncle Joes Wirkung war auch verpufft, seine Reden waren sich alle gleich. Hätte ich das George McBundy gesagt, gehörte der Lehrstuhl mir. Ich aber schwieg. Verstehen Sie das? Ich hatte keinen Grund zu schweigen. Vor dem Krieg waren wir Verbündete, und selbst Roosevelt hatte Uncle Joe gelobt. Alles hing von einem Augenblick ab. Selbstverständlich ist man dahintergekommen. Jemand hat mich denunziert. Ich berief mich sofort auf die Gewissensfreiheit, aber ich war im Unrecht. Bei der Verteidigung meiner Lüge stand ich auf der Seite der Wahrheit, und aus diesem Schlamassel kam ich nicht mehr heraus.“

„Sie erwähnten George McBundy.“

„Von ihm träume ich, wenn ich Beklemmung habe. An ihn denke ich, wenn ich mich fürchte. Er ist auch nicht schlechter als die anderen. Jetzt ist er ein großes As, weil einer der Präsidenten an unsere Universität ging.“

Luria näßte sein Taschentuch mit Speichel und kratzte, die Wunde vermeidend, das Blut von Leos Kinn.

„Für George war es ein Klacks, mir die gesamte CIA auf den Hals zu schicken. Als Joe McCarthy stürzte, brachte ich den ganzen Fall in einem Artikel an die Öffentlichkeit. Das Verhör im Dekanatsbüro der Universität, die Besuche des FBI, und daß ich geschwiegen hatte, als man von mir Namen, fortgesetzt Namen verlangte. Geschwiegen, weil ich mich an keinen einzigen mehr erinnerte. Vierzig Kollegen sind damals für mich eingestanden. Eine Zeitlang haben sie sich gewundert. Dann begann meine Wanderschaft. Zuerst ging ich nach Australien an eine kleine Provinzuniversität, dann nach Hull, nach England. Neid und Bösartigkeit begleiteten mich überall hin.“

Der Schlüssel knirschte im Schloß. Collini kam zurück, ihm folgte auf dem Fuß Lurias Geschädigter, der Akrobat des Fotoladens. Collini schien müde, die Taschen unter seinen Augen verrieten durchwachte Nächte, sein schwarzer Anzug wirkte, als betrauerte er die Vergangenheit beider Sizilien. Das Kostüm der Leibwache blieb freilich hinter dem seinen zurück. Collinis Anzug schmückten rote Nadelstreifen. Bereits Naber hatte bei seiner Ankunft Luria durch seine Aussprache verblüfft, dieser dicke Slang, den einem nur Amerika ankleben kann.

„Ist er vernünftig geworden?“ wollte Collini von Luria wissen und deutete mit einem Kopfnicken auf Leo.

„Er sagt, daß Sie ihn mit irgendeinem verwechseln“, versuchte Luria Leos Partei zu ergreifen.

„Professor von Harvard. Ich habe die amerikanische Botschaft angerufen. Sie haben nicht die neuesten Jahrbücher von Harvard, aber ab neunzehnhundertneunundvierzig haben sie alle Professoren, die mit dem Buchstaben ‚S‘

beginnen, durchgesehen. Es gibt vier Schlesingers. Aber keinen, dessen Vorname mit dem Buchstaben „L“ beginnt.“
Luria schaute den in sich zusammengekauerten Leo an. Dafür mußte es eine Erklärung geben. George McBundy, der Kalvarienberg seiner Demission, die australische Verbannung und Hull. Leo aber blieb stumm. Er hatte den Kampf aufgegeben. Der am Ohr blutende Mann war vor Anzeigen, Folgeleistungen, Verschwörungen in seine Phantasie untergetaucht, oder war auch er Bazillenträger, dem man nun mit gnadenloser Heilmethode die Realität seiner imaginären Ideen zum Bewußtsein brachte?

„Wieviel hat Naber für das Tuch versprochen?“

„Zehntausend für das Original. Fünf, wenn es älter als anderthalbtausend Jahre ist. Zwei plus Reisespesen, wenn es eine Fälschung ist.“
Die Verachtung zog sich aus Collinis Mundwinkel zurück und machte einem geneigten Interesse Platz.

„Ist es das originale Tuch?“

„Die Wahrscheinlichkeit ist nicht groß. Achthundert Jahre fehlen in seiner Geschichte. Wenn ich aber berechne, daß die Heilige Nino, die armenische Herzogin, in einem Traumgesicht von einem Tuch aus dem vierten Jahrhundert berichtete, dann fehlen am Anfang vierhundert Jahre. Aber ich glaube Frauen nicht. Nicophorus Callixtus erwähnt allerdings von der Kaiserin Pulcheria, wie auch Eusebius von Helena, daß beide Reliquien aus dem Heiligen Grab gebracht hätten. Helena war ein so beflissener und ehrgeiziger Mensch, daß sie sicherlich nur eifersüchtig auf Pulcheria gewesen war oder auf Kaiserin Eudoxia, von der Pulcheria die Wertgegenstände stahl. Stehlen ließ.“
Leo war zu seinen Erinnerungen geflohen. Ob Harvard oder Hull, Bibliotheken gibt es überall und darin Leselampen, in deren Lichtkreis sich Beklemmungen lösen. Dieser Leo, wie immer sein richtiger Name auch sein mochte, hatte sich sehr gut auf das Thema Leo präpariert, denn es war ihm gelungen, Collini zu verärgern.

„Schon kapiert“, sagte Collini. „Ich bin der ungebildete Ochse, den Sie und Ihregleichen glauben mit allerlei Namen betäuben zu können. Euch interessiert das Grabtuch überhaupt nicht. Mit Ausnahme des unglückseligen Fotografen, aber der kommt ohnehin allein nicht hinein. Naber hat eine Komödie inszeniert. Für mich. Er weiß nämlich, daß sein Schiff keinen italienischen Hafen anlaufen kann. Für wen befördert er die Waffen?“
Leo schrumpfte immer mehr in sich zusammen. Er fand keine Antwort mehr. Eusebius hatte vom Waffentransport nichts verstanden, Nicophorus Callixtus die Liebe besungen, und wenn Leo tatsächlich Leo war, dann kämpfte er jetzt mit Johannes und Markus: Es gab zwar eine Anklage, aber die Normen der Verteidigung waren noch von keinem geschrieben. In Luria hatte sich der Satz: Allein kommen Sie nicht hinein! festgehaftet. Naber hatte ihm in der Nacht in Vallauris den selben Gedanken hingeworfen. Wieso waren sich alle so sicher darin? Sind in der Zeit der Massenhinrichtungen wahrhaftig individuelle Handeln und Entschlußkraft ausgelöscht worden? Wenn er von hier fortkäme, und er kommt ganz sicher von hier fort, weil Collini Jagd auf Leo macht, oder auf den, den Leo spielt, dann bliebe ihm nur eins: Er muß aus Nabers und Collinis Welt fliehen. Er muß den Traum von Brüderlichkeit verlassen, den ihm Chambéry eingeimpft hatte. Er muß Asche streuen auf seine Erinnerungen, auf Delavigne, auf Félicien, auf Kassai, um in der neuen Idee der aus dem Gestern geraubten Freiheit zu neuem Leben zu erwachen. Er wird Sophie bei der Hand nehmen, in der Rundapsis des Turiner Doms stehenbleiben, gegenüber der geheiligten Silberlade und sich entscheiden. Al-

lein oder im Ansturm der Liebe, auf die Eingebung des Augenblicks hörend. Er wird jedes Gestern in sich annullieren und in der Anziehung der Sekunde handeln. Er, der alleinstehende Mensch, den tatsächlich das Grabtuch Christi interessiert, für dessen Besitz oder auch für dessen Berührung er bereit ist, sein Leben zu riskieren, er, irgendwer, der mit den Jahrtausenden hadert, um die alleinige, endgültige Wahrheit zu erfahren, die weder die eitle Pulcheria, noch Helena, noch die ausgeraubte Eudoxia in Wirklichkeit interessiert hatte. Wann lebte er, und wer war der Mann, den das Damaszener Tuch, gewebt im Fischgrätenmuster, hüllte am Ende seines Leidensweges? Warum wurde selbst aus der Erinnerung des Schmerzes ein billiger Ritus, ein sich alle dreiunddreißig Jahre wiederholender Jahrmarktsrummel? Täglich erhebt sich das Leid zum Leben, und Qual wird neu geboren.

Die Tür ging auf, Félicien trat ein. Die Überraschung schärfte Lurias Sinne. Er beobachtete angespannt, wie der Anblick des zusammengeschlagenen, blutigen Mannes auf Félicien wirkte. Er zeigte kein Interesse an Leo, dem unerwartete Hoffnung ein mattes Lächeln abnötigte.

„Komm“, winkte Félicien Luria.

Luria stemmte sich mühsam an der Mauer hoch. Auch Leo spannte alle Kräfte an und drückte sich mit Hilfe der rechten Handfläche vom Boden hoch. Dann krümmte er den Zeigefinger langsam gegen die Brust, als wollte er fragen, ob er gemeint sei. Luria war inzwischen auf Félicien zugegangen. Leos Hand erstarrte in der Bewegung. Ein Grund mehr, der Welt zu mißtrauen. Nicht seinetwegen war ein Rettungsengel niedergestiegen, nicht ihn befreite man aus dem Belagerungsgürtel. Den Barrabam brachte man jetzt hinaus, er aber mußte im blutigen Unflat leiden, am Kreuz eines Irrtums.

„Ich bitte um Nachsicht für die Ungemütlichkeit“, wandte sich Collini an Luria. „Sie beide wohnen zusammen, gehen gemeinsam spazieren, da mußte ich Sie auch gemeinsam ausschalten. Naber lasse ich ausrichten: Es ist hoffnungslos. Dieser Mensch wird aussagen. Gleichgültig, wo das Schiff ankert, es fliegt morgen in die Luft.“

Was sollte er tun? Sich beim Führer und seiner Leibwache für zuvorkommende Behandlung bedanken? Sich für Leo einsetzen, den er nicht kennt? Sich an die Polizei wenden und an der Seite einer Kompanie Korkhelme zurückkommen, um einen Kameraden zu befreien?

„Wir verlassen natürlich dieses Haus“, sagte Collini.

Félicien legte den Arm um Lurias Schulter.

„Danke“, sagte er statt Luria zu Collini.

Der mit der weißen Krawatte murmelte etwas durch die Zähne. Offenbar war es etwas Vernünftiges, denn Collini bedachte ihn mit einem dankbaren Blick. Dann ging er plötzlich zu Luria:

„Die Negative.“

Luria griff in die Hosentasche, gab Collini den numerierten Beutel und den zerknitterten Film.

„Sie bekommen ihn zurück. Wir schauen nur nach, ob kein Hafen drauf ist.“
Luria stolperte mit Féliciens Unterstützung in den Vorraum und die Treppe hinunter. Der zweite Leibwächter öffnete ihnen die nun mit einer Kette gesicherte Tür.

Deutsch von Erika Bollweg

Hilde Rubinstein
Oh Morbidezza!

Es verbluten Granatäpfel (Armeniens)
der rosenrote Saft versickert ins Tuch
Dann liegt ein Dolch dort: ent-waffnet?
Gefärbte Docken Garn ähneln Gedärmen (bloß und heiß)
man wirft sie frisch gebrüht heraus und
rot verbluten sie

Ein Schädelchen ist putzig fleischentblößt – es
trägt noch seine Haube – sie ist unversehrt
Die Fische auf dem nackten Tisch verzappeln sich
und sterben als Bewegungslose

Blaubleich im Antlitz – dinggleich beinah –
starrt geradeaus ein Starez
Köpfe von Vieh seitanseite sind
abgestellt wie Hüte im Verschlag –
Tierhaupt! wie bist du tot...

Zu spüren in der Suite ist hautgoût
aus Grausamkeit – doch soigniert
denn durchgeführte Grausamkeit wäre
geschmackverletzend

Die Widder-Schlachtung findet statt
Ach welche Hörner die Natur dem Tier gedrechselt!
Ein nackter Frauenfuß würgt blaue Traube: lüstern
erdrückt der magerblasse Fuß die pralle Frucht

Ein Kind wird da mit Decken überhäuft – hat es
nicht Angst? doch
ists wohl Spiel (oder ist
Grausamkeit im Spiel?)

Heiter dreht sich und wirbelt
barocker Putto im background – eingerahmt
Dann ist der Rahmen fort und Putto schaukelt
enthronnt...
Ist Putto Puls der Suite welche
die Hoheit Tod besingt?

An Litanei erinnert der Töne Begleitung:
empfindsam wird gewimmert
gewiehert und geflötet
gewinselt und trumpetet
gesungen und gejuchzt – es
dient der Grazie der Personen
der Vielfalt ihrer Plastik und
starke Gesten schalten Mienen aus
Gleich schlummernden Gewässern
stehn die Gesichter still

Ein Wind macht ungeahnt sich auf und
packt ein jedes an:
die Röcke der Gevatterinnen schlagen hoch
und kostbare Kaliber Teppich fangen an zu flattern
Gern greift der Wind auch Hunderte Folianten die
ebenmäßig ausgelegt auf Dach und Erde sind...
Und zwischen ihnen steht der Knabe: verödend-schön
er sieht den Wind die Seiten blättern (man
schreitet hier im Signum litera!)
Auch auf die Hand des Knaben Arutin
legt jemand Bücher – die eigne Hand noch
obenauf – was soll's?
Vermuten muß ich: die Kindeshand ist
aussersehn für spätes Tun...
Die Treppe auf und ab
beißen die Mönche rote Äpfel – die Bissen fliegen!
Der Sinn mag sein: Bewältigung der Praxis Leben
und kein Begebnis hat die Freiheit
trivial zu bleiben (wenngleich es
wenig zwingend mir erscheint daß schwarzer Esel eilig
weißer wird)

Die Mönche lassen ihre Kutten sinken
sie kleben gleich geglättet an der Mauer: als
Kreuze! das
Kreuz – es paradiert als Instrument gebenedeiten
Todes – doch eher: Tötens
man lobt und liebt es hemmungslos
man hat zum Schmuckstück es erkoren – zur
heiligen Ikone es erklärt...

Mich dünkt man hätte jenen Jesus ungekreuzigt
weit weniger erhöht (und nicht nur hierorts)
Die Grausamkeit wird Würze:
für Liebe – man hat den Liebling doch
verzehrend gern! (Oh Moribidezza...)

Nun denn: die Mönche meißeln
Kreuze aus Stein und in den Stein
sie meißeln Kreuze –
sie schmiegen zärtlich sich ans Kreuz
liebkosen seine Blumen-Arabsken

Kreuz ist (denkt man hieran?) der Menschenleib:
die Arme seitwärts stramm
Kopf oben
die Beine zu einem Bein
gewunden – des Splintes wegen der die
Füße nagelt an Kreuzes Fuß
der – lang genug – auch Raum für Menschens Torso
hat und somit Menschens Stil: Ergebenheit
bis Mensch zum Stiel verstümmelt
und Dekrement ist... (ah! welche
Ametrie!)

Ein kürzlich ausgeschlüpfter Säugling
wird priesterlich empfangen und damit
seiner Tierschaft enthoben
Der Säugling reckt das Ärmchen betbereit – aleluja!

Und feierlich steht nun der Dichter mit einem
Vogel Pfau: dem stattlichsten aller
Gefieder-Tiere

Der buschige beäugte Pfauenschweif schmiegt
sich an Dichters Leib – der Pfauenmund liegt
zwischen Dichters Lippen...
Was Wunder daß dies Bild Betrachter tief erregt!
Die Muschel aber auf der einen Frauenbrust ist
Ehrung – die andre Brust jedoch: verwaist
denn unscheinbar geworden...

Doch zeigt mir jetzt ein Lebewesen das adorabel
wäre wie Arutin das Kind!
Hier muß Bewunderung Verzückung werden – aber
die ihm verwandten abgewandelten Gesichter
ergeben Öde – weil Ähnlichkeit Vergleich erzwingt:
wer ist der Schönste? Vielleicht
die weißen Götterrösser (die Göttertänzer in Tiergestalt)
sie halten Arutin die Waage...

Er tänzelt ihnen nach – macht aus der Schritt-Grandezza
der Rosse ein Schelmenstück! und als er sich
das Kreuz aus Blut (das einer ihm anmalte) behende

und ohne Devotion von seiner Stirn wischt
ist Arutin (das Kind) weitum der Sieger
Der Dichterknabe und Knabendichter darf
mit Befugnis goldbeflügelt
schweben...

Ein Hohepriester als Puppe auf der Purpurbahre
im Kirchenhaus – wo Schafe zahlreich eingetrieben
werden – liegt in Starre
ähnlich verharren dann die Tiere
weil Regung nicht mehr angeht: zu eng zu eng...
Vermutlich haben diese Schafe Wacht zu halten
dem toten Starost

Herr Tod persönlich
ist Männerengel in Uniform –
er glitzert funkelt brüstlings bäuchlings
bis in die Stirn – und seine Pagenengel besitzen
Stellagen für die Schwingen und führen nun den
sterbensreifen Dichter die lange nackte Straße lang –
schmucklos wie nichts sonst in der Sage... Der
Dichter schreckt zurück
denn solchen Weg ins Jenseits hat er
sich nicht gedacht...
Die Engel aber ziehn ihn wieder auf die
Chaussee des Nichtmehrseins –
Er schreitet dahin...

Und ich summiere: Du Tod
verdienst die Prämie der Totale
Du seiest primus inter pares!
Deshalb laßt uns verenden in inflexibler Demut
den Schönheits-Orden der Vergänglichkeit
am Busen...

(Oh Morbidezza – Welch Labsal!)

Walle Sayer

Verblichene Photos

1

Der Schulmeister am Bildrand fixiert mich aus zusammengekniffenen Augen.
Sein Gesicht steckt auf einem weißen Kragen, der ihm bis unter das steife Kinn reicht. Den Rohrstock, den vorwiegend die Kinder ärmerer Eltern zu spüren bekommen, hält er hinter seinem Rücken versteckt. Seine Schüler sind zusammengepreßt in vier Reihen, streng getrennt nach dem Geschlecht. Sie haben alle einen zugeleimten Mund, und ihre Hände sind an den Knien festgeschraubt. Die Buben, fast ausnahmslos mit geschorenem Kopf, sitzen vorne so, daß ihre genagelten Sonntagsschuhe auf den ersten Blick ins Auge stechen.

2

Das Erntedankfest beginnt mit einem Festzug durchs Dorf. Eine kleine Gruppe von Bäuerinnen hält ihre Rechen hoch und läuft hinter einem mit Laub und Ähren geschmückten Pferdegespann her. Auf dem Schoß des Kutschers sitzt ein kleiner Junge. Vorne am Wagen hängt ein unscheinbarer Wimpel mit dem Hakenkreuz. Es ist Spätsommer 1934, vor wenigen Wochen wurde Erich Mühsam im KZ Oranienburg erhängt.

3

Der gesamte Musikverein hat sich aufgestellt vor einem Scheunentor. Rechts und links vom Dirigenten, dessen Taktstock auf die Erde zeigt, stehen die beiden jüngsten

der siebzehn Mitglieder. Die Art, wie sie ihre Klarinette in der Hand halten, erinnert schon an das spätere Gewehr.

4

Unter den Frauen scheint es nur Verheiratete oder noch Ledige zu geben. Mit ihren Kopftüchern und den groben aufgebauschten Röcken wirken selbst die Jungen alt. Bei der Einweihung des Kriegerdenkmals stehen sie nur verschwommen im Hintergrund. Sonst trifft man sie fast immer bei der Arbeit an, am Waschtrog, am Dorfbrunnen, in der Backstube, neben dem Kuhgespann, oder draußen auf dem Feld. Wenn sie für einen Augenblick innehalten und aufschauen, ist in ihren herben Gesichtszügen eine eigentümliche natürliche Schönheit.

5

Der Grauschleier verdeckt das Blasse der Gesichter. Für uns wirkt die nackte Armut selbst dort noch malerisch, wo Kinder, von mageren Katzen umgeben, in geflickten Hosen und mit einem trockenen Stück Brot in der Hand, vor ihrem Geburtshaus stehen, dessen Grundmauern, langsam wegbröckelnd, schon die ersten Risse aufweisen.

6

Die Schritte von Generationen haben den lehmigen Boden zu diesem Feldweg ausgetreten.

Ein Mann und seine Frau,
heimgehend, mit der Müdigkeit
von Tagelöhnnern, die Hacke
geschultert. Man glaubt
die Schwere in ihren Gliedern
zu spüren. Könnt ich doch nur zuhören
bei ihrem wortkargen Gespräch
über die Sorgen des kommenden Tages.
Vielleicht daß ich etwas erfahren würde
vom Ursprünglichen meiner Sehnsucht.

7
Fünf Kriegsteilnehmer,
alle vom Jahrgang 1899,
auf Heimurlaub.
Aus ihren Gesichtern
ist nicht das Geringste
abzulesen, nichts an ihnen
verrät etwas,
als hätten sie Glasaugen.
Wie ausgestopft, so
stehen sie da in ihrer
zugeknöpften Uniform.

8
Die erste Dampf- und Dreschmaschine,
ein schwarzes Ungetüm,
von offenen Mündern bestaunt,
im unaufhaltsamen Rattern
einer neuen Zeit.

9
Pärchenweise nebeneinander,
die Teilnehmer des allerersten
Tanzkurses, den der Ortgeistliche
als Treiben bezeichnete.
Die Mädchen haben sich
bei ihrem Partner eingehakt,
das ist die äußerste Berührung.
Der Schnitt ihrer weißen Kleider
läßt die Rundungen
der Brüste nur erahnen.
Die jungen Männer wissen nicht
wohin mit ihren Händen.

10
Die Glockenweihe im Jahr 1921.
Diesem Pfarrer könnte ich
kein einziges Wort glauben.
Sein hartes Lächeln ist umringt
von den schwarzen Sonntagsröcken
der Kirchengemeinderäte.
Die ledernen Handschuhe,
die sie tragen, verleihen ihnen
etwas Unerbittliches.
Das Photo atmet selbst heut noch
den ganzen Mief aus,
der unter den Zylindern
stecken muß, die wie Gewichte
auf ihren Köpfen sitzen.

(26. 10.-2. 11. 84)

Artur Troppmann
Vision

Kalte Zungen ragen
den Mündern aus der Gruft
Zungen die nichts sagen
hängen in der Luft

Wälder treiben nach unten
Wurzeln in der Höh
am Himmel glimmen Lunten
und Sterne erfriern im Schnee

Die Sonne ist voll Schwärze
ihr Loch ist noch zu sehn
ich zünde meine Kerze
und will nicht untergehn.

Wolfgang Bächler

Meine zwei Befreiungen

(Tonbandaufzeichnung von Klaus Konjetzky und Oskar Neumann)

Der 8. Mai 1945 ist das vielleicht wichtigste Datum in meinem Leben. Ich habe das Jahr 1945, das Ende des Krieges wirklich als Befreiung erlebt. Ich war so glücklich, wie noch nie. In dem ganzen Jahr war ich high. Für mich war das ein Sieg. Ich habe überhaupt kein Verständnis für diese Diskussion: Niederlage oder Sieg.

Um meine Situation zu verdeutlichen, will ich ein bißchen weiter ausholen. Als ich gemustert wurde für die Wehrmacht, wurde ich gleich auch für die Waffen-SS gemustert. Ich meldete mich freiwillig zu den Gebirgsjägern, damit ich nicht zur Waffen-SS mußte. Wenn man groß genug war, konnte man in den letzten Kriegsjahren der SS nur entgehen, wenn man sich freiwillig zu einer Waffengattung meldete, die es bei der SS nicht gab. Und da ich technisch unbegabt war, kamen für mich Luftwaffe und Marine nicht in Frage. Als einzige Heereswaffengattung, die es bei der SS nicht gab, blieben für mich die Gebirgsjäger. Da ich sowieso Allgäuer war, zu der Zeit in Memmingen lebte, war es das Naheliegendste. So konnte ich der SS entgehen. Das war vor dem Abitur, 1943, wahrscheinlich schon Ende '42. Ich war einer der Jüngsten, die noch nicht Soldat waren und so den Anfang des Abiturs noch erlebten. Sonst waren fast nur noch Mädchen in unserer Klasse. Die anderen Schulkameraden waren ein, zwei, bis drei Jahre älter und deshalb schon beim Militär. Das waren hauptsächlich Bauernsöhne, die, von ihren Pfarrern empfohlen, aufs Gymnasium kamen – ich war auf dem humanistischen Gymnasium. Das war die kleinere Klasse, die Parallelklasse war Oberrealschule. Für die begabten Söhne vom Land, von armen Bauern, war eigentlich die einzige Aufstiegsmöglichkeit, daß sie Theologie studierten. Deshalb wurden sie aufs humanistische Gymnasium geschickt. Und gerade die, soweit sie intelligent waren, sind dann die Kirchenkritischsten geworden. Mein bester Freund ging nachher gleich in die DDR zum Studieren – obwohl er vorher HJ-Führer war.

Ich meine, die Gescheiteren waren halt auch Führer in der HJ. Wobei ich sagen muß, daß die HJ bei uns das war, was bei der SPD die Jusos sind – der linke Flügel innerhalb der Nationalsozialisten.

In der Schulzeit stand ich zu den Nationalsozialisten zwar kritisch, aber nicht total kritisch. Ich hatte das Glück, daß mein Vater kein Nazi war. Er war auch kein Linker. Er war Jurist und hat konsequent den Standpunkt vertreten, daß ein Richter keiner Partei angehören solle, unabhängig von einer Partei und überhaupt unabhängig sein solle. Das hat er auch in der Nazizeit vertreten. Drum wurde er zwar noch der jüngste Landgerichtsdirektor Bayerns, in Memmingen, aber dann nicht mehr befördert. Erst nach dem Krieg wurde er Landgerichtspräsident. Er hat sich also konsequent geweigert, in die NSDAP einzutreten. Er war da der einzige im Landgericht Memmingen. Politisch war er eher ein Naumann-Anhänger, ein Liberaler, ein Links-Liberaler.

Aber ich wollte dann aus Opposition zu meinem Vater erst mal ins Jungvolk. Als wir noch in München waren, durfte ich das nicht. Aber in Memmingen waren die Lehrer an unserer Schule zum Teil Jungvolkführer, und da durfte ich dann also hinein.

Da ich immer ein schlechter Sportler war, war ich da allerdings schlecht angesehen. Meine romantischen Vorstellungen von Lagerfeuer und Fahrten und Zelten wurden da sehr beeinträchtigt durch viel Sport und Exerzierien. Ich wurde dort also mehr geschunden, als daß ich mich wohl fühlte.

Ich war damals ja noch gleichzeitig in der Evangelischen Jugend, und die wurde dann praktisch zwangseingegliedert. Alle Jugendorganisationen, die es damals noch gab, wurden ja entweder verboten oder in die HJ übernommen. Auch die Pfadfinder, die ganze Jugendbewegung. Von den politischen Hintergründen wußte ich damals nicht viel. Ich war, als wir nach Memmingen kamen, 10 Jahre alt. Es war bei mir doch vor allem Vater-Opposition. Mein Vater sprach gegen Hitler, während das Volk schon jubelte. Ich weiß noch, wie ich meinen Vater fragte: „Was hast du jetzt gewählt, ja oder nein?“ Da traute er sich gar nicht mir zu antworten, sondern redete so drumherum.

Die ersten ganz kritischen Äußerungen, die mir als Kind bewußt wurden, waren 1934 beim sogenannten Röhmputsch, wo mein Vater sagte: Das sind ganz offensichtliche Rechtsbrüche. Deshalb verurteilte er das, und zwar auch als Richter. Mein Vater wurde dem Sondergericht zugeteilt für politische Fälle – übrigens auch ein Grund, warum er sich von München nach Memmingen versetzen ließ –, obwohl er nicht der Partei angehörte. Die hatten nicht genug Nazis – und da war einer, der keiner Partei angehörte, immer noch besser als vielleicht ein Sozialdemokrat.

Aber das wußte ich als Kind alles nicht so genau. Ich erinnere mich nur daran, daß das für mich ungeheuer schwierige Wörter waren, wenn mein Vater sagte: Das sind die Nationalsozialisten und das sind die Sozialdemokraten und das sind die Kommunisten. Die marschierten und demonstrierten da. Und dann kam das Uniformverbot und da war die SA plötzlich in Zivil, die Linken auch, so daß ich sie nur schwer unterscheiden konnte.

Übrigens, eine der wenigen Sachen, die mein Vater bei den Nazis gut fand, war, daß sie die Gemeinschaftsschulen einführten.

Ich war also im Jungvolk, da war man von 10 bis 14 Jahren. Danach kam man in die HJ. Ich wollte aber nicht in die HJ, sondern wollte im Jungvolk bleiben. Das ging aber nur, wenn man Führer wurde.

Da war mein Vater inkonsistent, er lachte mich nämlich aus, daß ich nicht Führer wurde. Ich wurde das dann erst am Schluß, bevor ich in die HJ hätte müssen. Da wurde ich dann Jungenschaftsführer.

In Memmingen gab es eine Flieger-HJ, eine Motor-HJ, eine Feuerwehr-HJ und einen HJ-Streifendienst. Die normale HJ, praktisch die Infanterie, gab es in Memmingen schon nicht mehr. So wäre für mich, der ich weder in die Flieger-HJ noch in die Motor- oder Feuerwehr-HJ wollte, nur HJ-Streifendienst übriggeblieben. Aber das war schon die Vororganisation für die SS. Und in die wollte ich nicht. So kritisch war ich immerhin schon mit 14. Ich meine, meine Haltung war damals sehr ambivalent. Ich sagte zum Beispiel auch, wenn schlimme Sachen passierten: Das weiß der Führer nicht! Es gab da immer so Böse und Gute. Der Göring gehörte eher zu den positiven Figuren. Der wurde zwar immer belacht, weil er so dick war und so viele Orden haben wollte, aber er galt als nicht so schlechter Mensch, wie von vornherein der Goebbel, oder der Himmler.

Etwas anderes wußten wir als Kinder nicht. Was ein demokratisches System ist, oder ein sozialistisches, das kannten wir höchstens aus der Gegenpropaganda, die das alles schlecht machte. Unser Denken war sozusagen systemimmanent. Also, was konnte man innerhalb des Systems besser machen. Oder, welche Menschen in diesem System, in führenden Positionen, sind besser als

die anderen, wie könnte man also so einem bösen Himmler die Macht abschneiden zugunsten eines menschlicheren Führungsmannes. So dachten wir. Und dann vor allem: wie kann man den Krieg verhindern? Die ganze Aufrüstung kam einem zwar einerseits schon verdächtig vor, aber andererseits war es halt so, daß die Mehrheit des Volkes dachte, durch die Niederlage von Versailles sei uns Unrecht geschehen und dieser Friedensvertrag müsse revidiert werden. Das haben wir auch in der Schule gelernt. Die Politik, die Hitler da betrieb, fing ja schon unter Stresemann an. Und es war ja so, daß Hitler eigentlich bis kurz vor Kriegsbeginn nur von „Frieden“ geredet hat.

Ich weiß noch genau, wie ich als Kind 1938, ich war 13 Jahre, das *Münchner Abkommen* mit großer Erleichterung zur Kenntnis genommen habe. Ich dachte: So, jetzt ist der Frieden gerettet. Und die Eingliederung, der Anschluß von Österreich war etwas, was wir alle begrüßt haben, sogar mein Vater. Das hatten ja auch schon andere angestrebt, und mein Vater sagte: „Auszgerechnet geschafft.“ Dazu kam die sogenannte Sudetenkrise. Mir kam das dann schon etwas verdächtig vor, ich hatte den Eindruck, daß das irgendwie provoziert ist, und daß Hitler immer wieder künstlich Krisen schafft, um außenpolitisch Erfolge zu erreichen, durch seine Blitztouren.

Ich hatte ja Geschichtsunterricht und wußte, wie Cäsar das gemacht hat, oder Napoleon.

Das Erstaunliche war, daß dieses Vabanquespielen von Hitler immer glückte, und daß das Ausland nichts dagegen machte.

Dann allerdings, als Hitler das *Münchner Abkommen* auch noch brach und in Prag einmarschierte, war es für mich aus. Da habe ich endgültig nicht mehr geglaubt, daß Hitler ein großer Politiker ist, sondern daß er den Krieg will. Ich war dann doch noch in der Pflicht-HJ. Die älteren wurden ja alle Soldaten, und so gab es da ausgesprochenen Führermangel. Ich führte deshalb ein Fählein, obwohl ich den entsprechenden Dienstgrad nicht hatte. Erst stand ich zur Disposition; die wußten nicht, was sie mit mir anfangen sollten, aber irgendwo mußte ich eingesetzt werden. Da ich aber in keine dieser HJ-Einheiten in der Stadt wollte, ging ich aufs Land, wo es noch die normale HJ gab, also nicht Flieger-, nicht Motor-HJ oder Streifendienst. Da wurde ich dann bei den Bauern eingesetzt, weil da der Führermangel noch größer war. Mir wurden ein paar Dörfer unterstellt, nominell war ich Gefolgschaftsführer, dienstgradmäßig aber nur so was wie Unteroffizier. Am Sonntag hatte ich immer die drei, vier Dörfer zu vereinen, wobei es da den Konflikt mit den Pfarrern gab, weil das während der Gottesdienstzeit war.

Übers Wochenende gab es dann oft so Zeltlager, oder Heimabende, ich konnte eigentlich ziemlich machen, was ich wollte.

Meine Spezialität war damals der Bauernkrieg. Ich las da halt aus irgendwelchen spannenden Bauernkriegsromanen was vor. Memmingen spielte ja im Bauernkrieg eine große Rolle. Und das kam bei den Zuhörern immer gut an. In der Schule, beim Abitur, ich war noch nicht ganz 18, war außer mir, glaube ich, nur noch ein Junge und ansonsten waren nur noch Mädchen. Die anderen, die alle älter waren, waren schon Soldaten. Ich weiß noch: während des Abiturs, in Mathematik, kam der Briefträger mit einem Einschreiben und brachte den Stellungsbefehl, zuerst einmal zum Reichsarbeitsdienst. Ich hatte gerade irgendeinen Fehler in der Mathematikaufgabe, und da wurde unterbrochen und der Lehrer diskutierte mit dem Rektor, ob ich die Aufgabe noch zu Ende machen sollte oder gleich gehen könnte – am nächsten Tag mußte ich schon weg –. Der Rektor entschied, daß ich das Abitur zu Ende machen

sollte. Ich habe den Fehler dann noch gefunden und bekam so in Mathematik erstaunlicherweise eine Eins, während ich in Deutsch nur Zwei minus bekam – sonst war es immer umgekehrt. Der Rektor, der selber Deutschlehrer war, hatte gehofft, da beim Ministerium mit mir brillieren zu können mit dem besten Aufsatz. Es waren ja immer mehrere Themen zur Wahl, und ich wählte „Was können wir aus der Geschichte für unsere Zeit lernen?“. Ich schrieb über den Untergang Roms, wurde aber nicht fertig, so daß dieser Aufsatz nicht vorzeigbar war im Ministerium.

Ich bekam also die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst während des Abiturs. Das war auch ein Vorteil, wenn man sich freiwillig meldet hatte, weil dann der Reichsarbeitsdienst, der ja so als Schinderei galt, nur ein Vierteljahr dauerte, während die anderen ein halbes Jahr hinmußten.

Ich kam nach Haspelmoor, das ist zwischen München und Augsburg. Da sollten wir das Moor entwässern. Ich meine, das war mehr symbolisch. Unsere Spaten sollten halt dreckig werden, damit wir sie wieder auf Hochglanz bringen konnten. Das gehörte so zum Schinderprogramm. Ansonsten wurde halt exerziert, das war ja eine vormilitärische Ausbildung. Um fünf Uhr mußte man aufstehen, Bettenbau und so weiter, das mußte alles sehr schnell gehen.

Es war fast noch schlimmer, wie später beim Militär. Ich fiel damals ständig unangenehm auf beim Exerzieren, beim Stechschritt. Wir mußten öfter nach München zu Paraden, wenn da irgendwas mit dem Gauleiter war. Wenn man, wie ich, Abiturient war und Gedichte schrieb, war das ein Grund, einen eher noch mehr zu schinden. Ich habe damals übrigens ein Moorgedicht geschrieben:

Das Moor

Wolken lasten über schwerer Erde.
Nackte Birken tanzen wild im Wind.
An den Säumen meiner schmalen Fährte
trübes Wasser durch die Gräben rinnt.

Bohlen knirschen unter meinen Tritten.
Wütend schluckt und ächzt das träge Naß.
Von den Stürmen längst zu Tod geritten
liegt wie hingepreßt das bleiche Gras.

Schwarzen Bodens weit verstreute Splitter
einen sich vor mir zum dunklen Band.
Birken drängen sich zum fernen Gitter,
dicht umsperrend das verborgne Land.

Gefragt war ich dann bei so Heimabenden, da sollte ich lustige Gelegenheitsgedichte vortragen. Gebrauchslyrik ist ja wohl bei allen Parteien beliebt. Andere Lyrik weniger.

Politisch gesehen hatte ich seit 1938/39 nicht mehr den Glauben, daß die Politik Hitlers dem Frieden diente, oder daß es nur zur Revision des *Versailler Vertrages* kommen sollte.

Bei Kriegsausbruch war ich mit diesem Freund, der später dann in die DDR ging, auf Fahrradgroßtour. Diese berühmte Rede von Hitler: „Seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen ...“, erlebte ich in Miltenberg am Main, wo ich eine

Großtante hatte. Da war mir mit meinen 14 Jahren schon klar, daß das verlogen ist, daß da nicht zurückgeschossen wird, sondern daß Hitler den Krieg anfängt.

Mein Freund glaubte noch an Hitler, der wetzte noch mit mir, daß Frankreich und England nicht den Krieg erklären würden, genauso wie sie der Tschechoslowakei nicht zu Hilfe gekommen waren.

Mein erster Gedanke war: jetzt müssen wir aber so schnell wie möglich heim. Ich habe mir einen Herzfehler geholt, so schnell sind wir zurückgeradelt. Die Stimmung bei den Leuten war überhaupt nicht kriegsbegeistert, überhaupt kein Vergleich zu 1914.

Ich spürte schon, daß es jetzt zu einer Katastrophe kommen würde, aber meine politische Haltung war immer noch ambivalent, ich war zwar kritisch, aber es ging halt immer irgendwie weiter. Was anderes war nicht möglich. Meine „Karriere“ als HJ-Führer wurde fortgesetzt. Weil es diese Diskrepanz gab zwischen meinem Dienstgrad und meiner Dienststellung, wurde ich auf die HJ-Führerschule nach Immenstadt geschickt. Das war 1941, vor dem Angriff auf die Sowjetunion. Da mußte ich einmal das politische Referat zum Tagesgeschehen halten und sagte damals voraus, daß Hitler die Sowjetunion überfallen werde. Die Leiter der Schule wollten das überhaupt nicht glauben. Sie sagten, ich hätte wahnwitzige Ideen, Hitler hätte doch den *Nichtangriffs-*pakt abgeschlossen und würde den auch halten. Ich versuchte darzulegen, warum er ihn nicht halten würde. Natürlich machte ich das vorsichtig, nicht als Vorwurf, sondern aus seiner Sicht gesehen, als notwendige Folge seiner Politik, wie sie ja in „Mein Kampf“ formuliert war. Ganz hatte ich „Mein Kampf“ allerdings auch nicht gelesen. Das ist wie mit der Bibel: jeder hat sie, aber, wer liest sie schon genau. Ich meine, die Intellektuellen haben reingeleesen. Es können jetzt nicht alle behaupten, sie hätten überhaupt nichts gewußt.

Mich hatte das schon interessiert. Gerade die Anfänge von Hitler, seine Berufswünsche; er wollte ja Abt werden. Das fand ich schon interessant und typisch. Ich dachte an die Gymnasiasten, die Theologie studieren sollten und die plötzlich begeisterte Atheisten wurden.

Es gab in der ganzen Nazibewegung so Dinge, die mich abstießen, auch schon zu einer Zeit, in der ich das Ganze noch nicht verurteilte. Als Kind, als ich noch für Hitler begeistert war, stieß mich zum Beispiel der Antisemitismus ab. Das war schon allein deshalb so, weil ich in Bamberg in einem Haus wohnte, in dem außer uns nur Juden waren. Meine Spielgefährten, meine ersten Freundinnen waren alle Jüdinnen. Mir leuchtete es nicht ein, daß das schlechtere Menschen sein sollten. Wie ich lesen und schreiben lernte, glaubte ich zunächst natürlich alles Gedruckte. Aber diese ganzen Greuelgeschichten, die über die Juden verbreitet wurden, glaubten wir nicht. Meine beiden Freundinnen, die eine war 6, die andere 8 Jahre, waren selber entsetzt und fragten: „Ist das eigentlich wahr, was da auf den Plakaten steht? Machen denn die Juden wirklich so böse Sachen?“ Wir konnten uns das nicht vorstellen.

Dann wurde auch schon der erste Jude im Haus verhaftet, aber nicht deshalb, weil er Jude war, sondern weil er Sozialdemokrat war. Kommunisten und Sozialdemokraten wurden ja lange vor den Juden verhaftet. Und wenn einer Jude und Sozialdemokrat war, dann war das natürlich das Schlimmste. Ich weiß noch, wie die Frau weinend zu meinem Vater kam und fragte, ob er nichts machen könne. Ich empfand das als Kind als Unrecht. Eine politische Auseinandersetzung gab es in der Schule nicht. Es war bei

mir im Heimatkundeunterricht, da hatten wir einen Lehrer, der uns die ganze Geschichte erzählte, von den bösen Roten und so. Das war natürlich ideologisch gefärbter Heimatkundeunterricht. Aber ansonsten war halt die Schulung in der HJ, wobei es da sehr vom jeweiligen Führer abhing. Natürlich wurde uns insgesamt ganz systematisch die Angst vor den Kommunisten anerzogen. Die *Münchner Räterepublik* spielte dabei sicher eine große Rolle, es hatte ja nur „roten Terror“ gegeben.

Ich war schon als Kind durchaus interessiert am politischen Geschehen. Ich las regelmäßig die Zeitung und hörte Rundfunk und hatte schon auch Zweifel an der nationalsozialistischen Propaganda. Aber wie dann in allen Sendern, auch in der Schweiz, die Meldungen kamen über den Terror Stalins, das war ja die Zeit der „Schauprozesse“, als dann auch die Auslands presse darüber berichtete, hat mich das schon beeindruckt. Ich habe mir gedacht: Das scheint ja doch noch schlimmer zu sein als das, was hier bei uns ist. Da hatte ich dann schon Angst. Und ich stammte ja nicht aus einem linken Oppositionshaus, sondern aus einem bürgerlichen.

Wie ging es weiter? Als das Vierteljahr beim Reichsarbeitsdienst vorbei war, hatte ich erstaunlicherweise länger Ferien. Ich weiß nicht, ob sie mich vergessen hatten oder was war, jedenfalls kam ich nicht sofort zum Militär. Ich kam damals zum erstenmal in meinem Leben nach Thüringen, nach Weimar, da hatte eine Kusine von mir Hochzeit, und ich fürchtete jeden Tag, daß meine Einberufung kommen würde. Ich reiste ganz bewußt herum, damit mich die Einberufung erst später erreichen würde. Ich folgte da den Spuren Goethes und Schillers, war im Theater. Von *Buchenwald* wußte ich übrigens nichts. Ich wußte von *Dachau*. Davon wußten alle. Da gab es schon in der Schule Sprüche, die ich immer zu hören bekam: „Entweder du kommst nach Kaufbeuren (da war das Irrenhaus) oder du kommst nach Dachau.“ Das war halb Spaß, halb drohte man damit.

Als ich von meiner Thüringenreise zurückkam, im Herbst 1943, wurde ich zu den Gebirgsjägern nach Sonthofen geschickt und von dort gleich zur Ausbildung nach Frankreich, zunächst nach Burgund in die Nähe von Dijon. Dort durften wir noch nicht einmal ausgehen, weil wir ja noch nicht das Grüßen gelernt hatten. Dann kamen wir nach Savoyen, weil die Italiener kapitulierten, und wir mußten in den französischen Alpen die Italiener ersetzen. Zuerst mußten wir sie auch entwaffnen. Die leisteten kaum Widerstand. Aber an einer Stelle hatten wir dann doch schon die ersten Toten, noch ehe wir richtig Schießen und Grüßen gelernt hatten. Da waren wir also als Rekruten im Einsatz gegen die Italiener. Da ich einer der wenigen war, die etwas Französisch konnten, nahm mich der Kompaniechef als Dolmetscher mit. Oberleutnant war er. Es gab natürlich auch einen offiziellen Dolmetscher, der, wie ich später erfahren habe, ein Spitzel war.

Ich hatte das Glück, daß der Oberleutnant, im Zivilberuf Musiklehrer in Kempten, kein Nazi war. Er hatte einen Burschen, einen Kommunisten, der im KZ Dachau gewesen war. In der Zeit war ich dann schon ein bewußter Gegner des Naziregimes. Ich hielt auch den Krieg längst für verloren, im Gegensatz übrigens zu dem Oberleutnant, der meinte, wir müßten erst den Krieg gewinnen und dann könnte man die SS abservieren, und so weiter. Das war ja eine verbreitete Auffassung bis hin zu Leuten, die dann das Attentat auf Hitler machten. Viele Offiziere dachten so. Wir stießen dann mit zwei Autos über den kleinen Sankt-Bernhard-Paß vor bis nach Aosta und entwaffneten dort die Italiener, die froh waren, daß für sie der Krieg vorbei war. Bis auf

den einen Fall, wo ein Kompaniechef nicht kapitulieren wollte und wir vier Tote hatten.

Wir wurden dann stationiert in Bourg St. Maurice, am Fuß des Kleinen Sankt Bernhard, in einer französischen Gebirgsjägerkaserne.

Dort bekam ich auch schon einige Kontakte zur französischen Zivilbevölkerung, obwohl das sehr schwierig war. Die Franzosen waren natürlich sehr mißtrauisch. Die meisten Soldaten hatten höchstens Kontakte zu Huren. Außerdem konnten auch die wenigsten Französisch. Von den französischen Partisanen bemerkten wir damals noch wenig. Da wurde höchstens einmal eine Brücke oder ein Tunnel gesprengt. Die Partisanen wurden erst richtig aktiv nach der Invasion. Da waren sie dann auf einmal besser bewaffnet als wir. Die Amerikaner warfen überall Waffen ab. Ich war bei der Infanteriegeschütz-Ausbildung. Das war eine gemischte Kompanie, da gab es Granatwerfer und Infanteriegeschütze. Das waren so kleine Geschütze, die man zerlegen konnte für den Mauleseltransport. Und wenn die Maulesel das nicht mehr tragen konnten, wurde es von der Mannschaft getragen. Damit wurden wir am meisten geschunden, das wurde immer wieder geübt, obwohl der Mannschaftssport eigentlich nie vorkam. Das mußten wir dann sogar mit Gasmaske üben. Und mir, als dem einzigen Abiruenden in dem Zug, wurde dann immer das schwerste Stück aufgeladen. Ich habe das gleich dem Feldwebel vor die Füße geworfen und dafür natürlich Arrest bekommen. Das war Schlimmste verhütet, statt Arrest erhielt ich nur Ausgangssperre und so. Die Feldwebel hatten auch einen gewissen Respekt, weil ich ab und zu auch privat beim Oberleutnant eingeladen war. Da schauten die dann und dachten sich: Den dürfen wir dann doch nicht so sehr schinden.

Mein Kompaniechef hatte die absurde Idee, um mich vor der Abstellung nach Rußland zu retten, mich zum Reserveoffizierslehrgang vorzuschlagen. Ich wollte das nicht. Es gab eine Besichtigung der Reserveoffiziersbewerber, durch den Regimentskommandeur. Da stellte ich mich dann möglichst dummi, fiel aber nicht durch. Ich sagte dem Oberst, daß ich nicht auf diesen Kurs möchte und daß ich mich nicht für geeignet hielt, Offizier zu werden. Aber der Oberst sagte: „Wenn Sie Ihr Kompaniechef für geeignet hält, haben Sie die Pflicht, Offizier zu werden.“ Es war also nichts zu machen, ich mußte auf den Kurs. Dort ging natürlich die Schinderei weiter. Beim politischen und weltanschaulichen Unterricht fiel ich unangenehm auf. Das hing auch damit zusammen, daß sie meine ganze Post lasen, was ich zunächst nicht wußte.

Da gab es immer diese Wettbewerbe zwischen den einzelnen Gruppen beim Schießen. Und wenn wir auf solche Pappkameraden schießen mußten, schoß ich immer daneben. Ich weiß nicht, ob das unterbewußt oder bewußt war, jedenfalls hatte ich bessere Ergebnisse, wenn wir auf Zielscheiben schossen. Aber bei Partisaneneinsätzen schoß ich schon mit Absicht daneben. Ich habe bestimmt keinen erschossen. Wie dem auch sei, ich war dann eine Woche krank, das war richtig erholsam, da konnte ich wieder einmal ein Buch lesen. Als ich dann zurückkam – ich hatte natürlich inzwischen vieles von der Ausbildung versäumt –, sollte ich in einem Planspiel die Kompanie führen. Da wurde eine Situation geschildert, als ob es in Rußland wäre: hier sollte die Artillerie sein und dort die Infanterie und Feuer von links und von da und men.

Ich habe die Kompanie immer in volle Deckung gehen lassen und habe das

Angriffsziel nie erreicht. Natürlich wurde ich ungeheuer getadelt. Ich habe gesagt: „Wenn ich es so gemacht hätte, wie Sie es wollten, wären alle tot.“ Da hat mich der Lehrgangschef runtergekanzelt: „Sie verkappter Pazifist!“ Dabei kam es dann heraus, daß er meine gesamte Post gelesen hatte, die Briefe an meinen Vater und meine Mutter und an wen auch immer. Er zitierte wörtlich aus den Briefen. Er schrie dann: „Ich weiß, Sie sind ein Gegner dieses Krieges!“

Es ist dann aber nichts weiter passiert, als daß ich zu der Truppe zurückversetzt wurde. Die Litzen hat er mir noch runtergerissen, diese Balken, die Streifen für Offiziersanwärter. Ich war ja noch nicht einmal Gefreiter, ich war Oberschütze.

Ich bin dann also zurück zur Kompanie gekommen, eigentlich zur Abstellung nach Rußland.

Aber dann kam die Invasion, die hat mich gerettet. Ich blieb in Frankreich. Jetzt kamen die großen Partisaneneinsätze, und da waren die stärker als wir. Ich hörte in der Kaserne Auslandssender. Das war eigentlich ungeheuerlich. Es kam der 20. Juli. Die französischen Sender verkündeten bereits, Hitler sei tot. Und ich verkündete das dann auch. Vor der halben Kompanie. Ich meine, ich hatte natürlich das Glück, daß der Kompaniechef auch kein Nazi war. Wie gesagt, ich war damals Oberschütze, das wird man automatisch, wenn man soundso lang dabei ist. Das bedeutete aber nur, daß ich bei den Wachen nicht mehr Wachstehen mußte, sondern der Stellvertreter von dem Unteroffizier war. Da konnte ich also immer in der Nacht Schach spielen und mußte nur die Posten kontrollieren. Und ich konnte eben auch in der Nacht Rundfunk hören. Ich hörte französische Musik, und es fiel den anderen gar nicht auf, wenn dazwischen immer wieder einmal Nachrichten kamen. Ich weiß nicht, welche Zuchthausstrafe auf das Abhören ausländischer Sender stand. Ich glaube sogar die Todesstrafe.

Wir waren durch die Partisanen vom übrigen Regiment abgeschnitten. Die hatten wieder irgendwelche Brücken und Tunnels gesprengt, und wir mußten dann dahin. Aber die Partisanen wollten gar nicht kämpfen, die sprengten nur und gingen dann zurück in die Berge. Wir waren ständig im Einsatz, aber die waren immer schon weg, bis wir dort waren. Es war ganz selten, daß es zu direkten Konfrontationen kam.

Die Partisanen wurden auch deshalb immer stärker, weil auch alle jungen Männer, die vor dem Arbeitseinsatz geflohen waren, in die Berge gingen. Die waren jetzt eben Partisanen. Da gab es den harten Kern, das waren zum Teil reguläre französische Armeeangehörige, die nicht kapituliert hatten. Auf einem Hochplateau südlich des Genfer Sees waren sogar noch Rotspanier. Die hatten sich die ganze Zeit, seit '39, dort gehalten unter italienischer Besetzung, bei der nie Säuberungen stattfanden. Dann gab es kommunistische Gruppen und nationalistische Gruppen, aber die waren ja alle vereint. Wenn wir Gefangene machten, haben wir die nicht erschossen. Eigentlich hätten wir sie gleich erschießen müssen. Nach offiziellem Kriegsrecht zwar nicht, aber die wurden ja nicht als reguläre Soldaten anerkannt. Wir mußten sie halt irgendwo abliefern. Die kamen nach Grenoble, und dort kamen sie dann doch in die Hände der SS und wurden erschossen. Aber das wußte ich zunächst nicht. Als ich es erfahren hatte, habe ich halt keine Gefangenen mehr gemacht. Wir waren ja sehr weit auseinandergezogen und gingen da zu zweit – alleine durfte man nicht gehen. Und unser Hauptinteresse war eigentlich mehr, irgendwo etwas zu fressen zu organisieren, Hühnern noch ein paar Eier unter dem Arsch wegzuziehen. Wir hatten ja furchtbar wenig zu essen.

Aber einmal in einem Wald war eine ganze Gruppe mit Waffen. Es war ganz in der Nähe vom Gros unserer Kompanie. Da konnte ich natürlich nichts anderes machen, als die als Gefangene zu übergeben. Es waren ja auch mehrere, die die umstellt hatten. Die wurden dann, wie gesagt, nach Grenoble geschickt und dort wahrscheinlich erschossen.

Am 4. August wurde ich verwundet. Es war ein Großeinsatz, bei einem Paß südwestlich vom Mont Blanc. Wir hatten gehört, es gäbe da eine ganze Partisanen-Offiziersschule. Den Paß auf etwa 3000 Meter Höhe sollten wir nehmenmäßig und waffenmäßig unterlegen waren. Unser Kompaniechef hatte wahrscheinlich auch wieder einen höheren Befehl gehabt, jedenfalls wurden wir in der Nacht mit Lastwagen den Berg hinauffahren so weit es eben ging. Dann durften wir ein paar Stunden schlafen, um bei Morgengrauen durch den Wald, über die Waldgrenze hinaus, wo dann bloß noch Latschen waren, den Paß zu stürmen. Ich war der Melder vom Kompaniechef und ging mit seinem Burschen, dem KZler, voraus aus dem Wald. Wir hatten Maschinengewehre. Ich hatte eigentlich gar nicht gelernt, damit umzugehen. Die Zugführer, die Feldwebel, die uns immer so geschunden hatten, die alle schon in Rußland gewesen waren, die trauten sich überhaupt nicht aus dem Wald raus. Ich weiß auch nicht, mit welchem Todesmut oder welcher Todes sicherheit ich da vorausging. Vielleicht dachte ich, es sei überhaupt das beste, zu sterben. Oder du überlebst nur, wenn du den Sprung nach vorne machst! Jedenfalls sind wir da raus – es war noch ein dritter dabei. Bei dem Maschinengewehr war auf einmal eine Ladephemmung und ich wußte nicht, wie man das repariert. Ich hatte vier Schuß in die Luft geschossen, und dann ging es nicht mehr. Aber ich hatte noch das Gewehr. Mit dem sprang ich noch ein Stück bergauf hinter eine Latsche und da kam der Schuß in den Oberschenkel. Die schossen von oben herunter. Wir sahen, wenn überhaupt, nur das Mündungsfeuer von den Maschinengewehren der Franzosen. Ich bin dann den Berg ein Stück hinuntergeflogen und an einer Latsche hängengeblieben. Mein Bein konnte ich nicht mehr bewegen. Ich hatte große Angst, noch weitere Schüsse abzukriegen, und versuchte mich hinter der Latsche zu verbergen. Ich hatte zwar Angst, daß mein Bein vielleicht amputiert werden müßte, aber sonst war ich froh, verwundet zu sein. So lange konnte ja der Krieg nicht mehr dauern.

Die anderen griffen dann noch weiter an, es gab noch mehrere Verwundete und Tote, bis endlich der Kompaniechef einsah, daß es keinen Sinn hatte, daß er da alle verheizen würde, wenn er weiter angreifen ließe. Er blies dann zum Rückzug. Das war allerdings erst am Nachmittag. Mein Abtransport war sehr schwierig, weil die Franzosen nicht nur weiterschossen, sondern auch noch herunterkamen vom Paß.

Der Kompaniechef befahl ausdrücklich, daß man mich aus der Schußlinie nahm und abtransportierte. Das wollte erst gar keiner tun. Tragbahnen hatten wir keine, so daß aus Tannen mit einer Zeltplane oder einer Decke künstliche Bahnen gemacht werden mußten. Arzt war auch keiner dabei. Und ich war ja nicht der einzige Verwundete.

Zwei trugen mich schließlich in Richtung Wald in eine Schlucht hinunter. Der eine von den beiden, der mich trug, wurde dann mit einem Bauchschuß verwundet. Sie ließen mich also fallen und es dauerte lang, bis sich wieder Freiwillige meldeten, um mich weiterzutragen. Es war ein sehr schwieriger und schmerzhafter Transport. Und die Franzosen stießen immer noch nach. Es ging dann bis zum nächsten Dorf, wo die Lastwagen standen. Ich hatte

furchtbare Schmerzen und Fieber. Mit dem Lastwagen kam ich nach Bourg Saint Morice. Unser Bataillonsarzt war ganz woanders, es war ein französischer Zivilarzt, der mir eine Tetanusspritze gab. Mit den übrigen Verwundeten kam ich auf einen Lastwagen – Sanitätswagen hatten wir auch nicht. Wir sollten nach Aix les Bains in ein deutsches Lazarett. Aber wir kamen in der Nacht nur bis Moutier. Dort hörten wir, daß wir nicht weiter könnten, weil die Straßentunnel von den Partisanen gesprengt worden seien. Wir mußten also in Moutier bleiben und kamen in ein französisches Zivilkrankenhaus. Während der Nacht wurde Moutier von den Partisanen eingenommen. Jetzt mußte ich mit meinen Schmerzen auch noch dolmetschen, auch für alle anderen Verwundeten. Ich wurde dann operiert, kam in einen Streckverband und blieb im dortigen Krankenhaus, was ich auch wollte. Die waren alle wahnsinnig nett. Ich wußte ja nicht, was insgesamt los war, ich hörte nur, daß die Partisanen in der Stadt seien. Alle Verwundeten hatten noch ihr Gewehr bei sich, und ich dachte: Die Partisanen könnten uns ja auch alle erschießen! Ich hatte gehört, daß die Schlimmsten die Kommunisten seien, die würden sofort alle erschießen. Also hoffte ich, daß es keine Kommunisten sein würden, die uns da erobert hatten. Unser Kompaniechef, der vom Regiment und vom Bataillonskommandeur völlig abgeschnitten war, hat von sich aus mit den französischen Partisanenoffiziere verhandelt und ein Abkommen getroffen – ohne jede Genehmigung durch den General –, daß sie sich gegenseitig nach der Genfer Konvention behandeln würden und daß er die Partisanen als kriegsführende Truppe anerkenne. Das hat uns wahrscheinlich das Leben gerettet. Inzwischen gab es ja hüben und drüben so viele Gefangene, daß man da alle hätte erschießen müssen. Da war es schon besser so. So hing das vom Verhalten einzelner Offiziere ab. Mit einem anderen Chef hätte ich es wahrscheinlich nicht überlebt.

Am nächsten Morgen kam dann ein Offizier der französischen Armee, so richtig in Uniform. Das waren eben Soldaten, die die Kapitulation der Pétain-Regierung nicht anerkannt hatten, sie hatten also nicht die Anweisungen der Regierung befolgt, sondern die von de Gaulle und fühlten sich als reguläre Soldaten, die aber mit den Kommunisten und anderen Partisaneneinheiten zusammenarbeiteten.

Der Offizier kam also herein, und es wurde ihm gleich gesagt, daß ich Französisch könne. Er teilte nur mit, daß wir regulär behandelt werden würden. Natürlich wurden uns die Gewehre abgenommen.

Ich hatte Fieber und Schmerzen, und um davon abgelenkt zu werden, fragte ich die Schwestern und den Arzt nach deutschen Büchern. Da gab es zunächst nur so zurückgelassenes Zeug von Soldaten, Pornografie und Hefte über Bordelle in Frankreich. Der Arzt sagte mir, er hätte als einziges deutsches Buch „Mein Kampf“. Er war kein französischer Nazi, er hatte das nur als Dokument. Aber eine Freundin von ihm, eine Zahnärztin, könne Deutsch. Und die besuchte mich dann jeden Tag. Das heißt, er sagte nicht, daß es seine Freundin war. Das habe ich erst zehn Jahre später erfahren, als ich im Auftrag des Süddeutschen Rundfunks nach Moutier fuhr. Da habe ich gehört, daß das damals die Geliebte des Chirurgen war. Wie auch immer, die kam jeden Tag und hat mich recht ablenkend unterhalten. Vierzehn Tage später dann der große Schrecken: Die Deutschen kommen wieder!

Ich hatte vorher schon mit den Franzosen den Fall von Paris gefeiert. Der Chefarzt kam immer mit den neuesten Nachrichten. Ich dachte, wenn schon Paris gefallen ist, ist der Krieg sicher bald zu Ende. Der Chefarzt meinte auch, daß ich bis Kriegsende bei ihnen bleiben würde. Denn so eine Ge-

schichte dauert ja lang, erst Streckverband, dann Beckengips, und so weiter. So feierte ich also mit den Franzosen jeden Tag einen neuen Sieg. Und da kamen die Deutschen wieder! Nach der Mittelmeerinvasion. Es kamen De-Gaulle-Truppen, Marokkaner, vom Süden her, und der Rest unserer Truppen war auf dem Rückzug, kam vom Süden über die französischen Alpen wieder nach Moutier und „befreite“ Moutier. Nachts kam ein französischer Student und berichtete mir heulend, was alles passierte. Als erstes wurden alle Männer von 16 Jahren an verhaftet. Alle Häuser, aus denen geschlossen worden waren, wurden in die Luft gesprengt – die üblichen Partisanenkriegsmaßnahmen. Der Student war der Verhaftung nur dadurch entgangen, daß er ins Krankenhaus geflohen war. Dort wurde er verstecktgehalten. 40 von den Gefangenen wurden am nächsten Tag wahllos erschossen. Die Deutschen etablierten sich in Moutier erst einmal so, als würden sie dort bleiben. Dann kamen ein deutscher Offizier und auch der deutsche Bataillonsarzt ins Krankenhaus und fragten nach unseren Wünschen. Ich sagte, ich wollte den General sprechen, um zu protestieren gegen das, was da geschehen ist. Der einzige Wunsch, der erfüllt wurde, war, daß wir deutsche Verpflegung erhalten, also mehr zu essen bekamen. Statt des Generals kam immerhin ein Ordonnanzoffizier. Dem habe ich meine ganzen Beschwerden vorgetragen, daß ich also protestiere gegen die Behandlung der Franzosen durch die Deutschen. Der Ordonnanzoffizier wand sich so herum und meinte, der General könne auch nicht tun, was er wolle, sondern die SS sei verantwortlich und so. Übrigens habe ich da erfahren, was mit meinem Oberfeldwebel passiert ist. Ich hatte den Oberfeldwebel nämlich beim Kriegsgericht angezeigt. Bei einem der Partisaneneinsätze hatte er französische Frauen und Kinder erschossen. Es waren auch ein paar Männer dabei. Die hatten nur mit so einem altmodischen Fernrohr auf uns heruntergeschaut, sonst nichts, die hatten keine Waffen. Ich war da etwas weiter hinten, und bis ich hinkam, waren die schon tot. Ich fragte: Warum? „Ja, wir können uns nicht mit Gefangenen belasten.“ Den Oberfeldwebel habe ich also angezeigt. Den Toten hatte man noch alles Geld abgenommen und unter den Soldaten verteilt. Ich habe das meinem Kompaniechef gemeldet und das Geld wieder eingesammelt. Ich wurde mit einem anderen Feldwebel mit dem Motorrad in das Dorf geschickt und habe dort das Geld dem Pfarrer übergeben für die Familien der Toten. Und ich habe den Leuten im Dorf den Namen verraten, von dem, der die umgebracht hatte. Der war drei Tage später tot. Wahrscheinlich wäre er eh nicht vors Kriegsgericht gekommen während des Einsatzes. Ich blieb in dem Krankenhaus. Die Lage war so, daß die Franzosen in großer Übermacht näherkamen, sie hatten schon Grenoble eingenommen. Moutier sollte geräumt werden. Unser Bataillonsarzt befahl, ich sollte mitgenommen werden, ich könnte nicht bei den Franzosen bleiben. Der französische Arzt hatte mich für transportunfähig erklärt. Ich wäre wirklich gerne in Moutier bei den Franzosen geblieben. Es half nichts, ich wurde von den Deutschen mitgenommen. Daß mein Bein heute verkürzt ist, hätte nicht sein müssen, wenn ich im Streckverband geblieben wäre. Der wurde da aber unterbrochen auf endlosen Transporten nach Italien.

Der deutsche Bataillonsarzt – er stand übrigens später auch auf der Kriegsverbrecherliste – hat mit seinen Sankas als erstes das Soldatenbordell transportiert, noch vor den Verwundeten. Auf der Hütte vom Kleinen Sankt Bernhard blieb ich dann erst mal wieder liegen. Ohne Streckverband, die Wunde eiterte noch. Der Arzt transportierte mit dem Sanka seine ganzen geplünderten Sachen nach Italien, und dann kamen erst wir Verwundeten. Auf italieni-

scher Seite waren alle Brücken von italienischen Partisanen gesprengt und so kam ich nur langsam von Ort zu Ort weiter. Bis Aosta dauerte es Tage. Dazwischen war ich einmal in einem Bergkrankenhaus, aber bloß eine Nacht, dann ging es wieder weiter. In Aosta dachte ich: Ein wunderschönes italienisches Krankenhaus, da könntest du bleiben. Die Schwestern waren gleich in mich verliebt, die standen da um mich herum, „bello biondo!“ Aber da durfte ich auch nicht bleiben, ich mußte in ein deutsches Lazarett. Es war eine endlose Odyssee.

Am Schluß landete ich in der Villa d'Este in Cernobbio, da war ein Luftwaffenlazarett. Die Luftwaffe gab es gar nicht mehr, die war zerschlagen, es waren nur noch Fallschirmjäger drin. Das war die Endstation. Da waren gute Ärzte, der Chefarzt war von der Bochumer Bergwerksklinik. Dort wurde ich wieder operiert und kam wieder in den Streckverband. Aber mit der Beinverkürzung, das war nicht mehr korrigierbar.

Schließlich kam ich dann ins Heimatlazarett nach Memmingen in ambulante Behandlung. Ich durfte bei den Eltern wohnen. So ging das bis zur Befreiung, meiner zweiten Befreiung im Mai '45 durch die Amerikaner.

Als ich Soldat war

Als ich Soldat war, schrieb ich kein Gedicht,
Auf Schmerz und Tod gab's nur den alten Reim.
Mir schnitt der Stahlhelmriemen ins Gesicht.
Und daß ich lebte, wußte ich es nicht?
Die Verse schliefen irgendwo daheim.
Das Blut floß stumm, gerann zu schwarzem Seim.
Als ich Soldat war, schrieb ich kein Gedicht.
Als ich Soldat war, sprach ich kein Gebet.
Die ersten schrillen Kugeln trafen Gott.
Die Stimmen starben, die zu ihm gefleht.
Geruch der Toten hat ihn zugeweht.
Befehle jagten mich in irren Trott.
In tausend leeren Fratzen hing der Spott.
Und Gott? – Wir hoffen, daß er aufersteht.

Donald Barthelmes Unglaube

Eine Gruppe von Senioren auf einer Bank im New Yorker Washington Square Park. Genauer, zwei weibliche Senioren und zwei männliche Senioren.

„Hase, Hase, Hase, Hase“, sagte die eine Frau auf einmal. Dabei drehte sie den Kopf in die vier Ecken eines nichtvorhandenen Zimmers.

„Wie kommen Sie denn darauf?“ fragte einer der Männer.

„Wir haben den Ersten. Wenn man am Monatsersten vor dem Mittagessen viermal „Hase“ sagt, einmal in jede Ecke des Zimmers oder der Umgebung, in der man sich grade aufhält, wird man noch im selben Monat geliebt.“ Einige zornige Schwarze gingen mit Klapperbüchsen aus Blech und Blumensträußen vorbei.

„Da ist bestimmt nichts dran“, sagte die andere Seniorin. „Ich habe schon von allem einmal gehört, aber davon noch nie.“

„Wahrscheinlich bloß Altweibergerede“, sagte der eine Mann. Der andere Senior lachte sich kaputt.

„Sollen wir uns Altherrengeschichten erzählen?“ fragte die eine Frau die andere.

Die zwei Männer schauten zum Himmel, ob die Satelliten der Nation auch noch alle an ihrem Platz waren.

„Wie wärs mit Ihrer Tochter, der Nonne?“ fragte die eine Frau, die Elise hieß, die andere namens Kate. „Gibt's nichts Neues von ihr?“

„Meine Tochter, die Nonne“, sagte Kate, „ist unglaublich.“

„Wo ist sie?“ fragte Elise. „In Georgia oder wo, Sie haben es mir erzählt, aber ich weiß es nicht mehr. Sie geht zur Schule, sagten Sie.“

„Sie macht ihren Magister“, sagte Kate, „sie werden zum Studieren geschickt. Die TH von Georgia hat ein wandelndes Wrack aus ihr gemacht. Ich wollte zum Nationalfeiertag auf Elternbesuch hinfahren.“

„Aber dann haben Sie es bleiben lassen.“

„Ich rief sie an und sagte, ich käme, und sie sagte, aber am Nationalfeiertag ist der Endpokal. Also, sagte ich, der Endpokal, der Endpokal, gut, dann geh ich mit zum Endpokal, der Endpokal stört mich nicht, besorg mir eine Karte. Und dann sagte sie, aber Mutter, ich bin doch beim Ordnungsdienst. Meine Tochter, die Nonne.“

„Sie sind nicht mehr wie früher“, sagte Elise, „Sie können von Glück reden, daß sie nicht mit so einem bezopften Heiligen zusammen ist.“

„Wer weiß?“, sagte Kate, „ich würde es bestimmt als letzte erfahren.“

Der eine Mann beugte sich an seinem Nachbarn vorbei und fragte:

„Na, hats gewirkt . . . ? Werden Sie schon geliebt?“

„Wir haben damals noch was andres gemacht“, sagte Kate ruhig. „Wir setzten uns mit einer Freundin zusammen, und jede schrieb die Namen von drei Jungs auf drei verschiedene Zettel. Die Namen von drei Jungs, von denen man wollte, daß sie einen ausführten. Dann hielt einem die Freundin die drei Zettel mit beiden Händen hin, und man machte die Augen zu und griff sich...“

„Glaube ich nicht“, sagte der andere Senior, der Jerome hieß.

„Man machte die Augen zu und griff sich einen und legte ihn sich in den Schuh. Dann tat man dasselbe für sie. Und dann kam der Junge angelaufen. Es wirkte immer. Ausnahmslos.“

„Das glaube ich nicht“, wiederholte Jerome. „Ich glaube an solche Sachen nicht und habe noch nie daran geglaubt. Ich glaube nicht an Zauberei und auch nicht an Aberglauben. Ich glaube nicht an das Judentum, das Christentum oder an östliche Lehren. Nicht die Bohne. Ich habe nicht an den ersten Weltkrieg geglaubt, obwohl ich damals ein Kind war, und da können Sie lange suchen, bis Sie einen finden, der nicht an den ersten Weltkrieg geglaubt hat. Der Krieg war bei den Leuten sehr beliebt, da wo ich herkomme. Ich habe auch nicht an den zweiten Weltkrieg geglaubt, obwohl ich dabei war.“

„Wie konnten Sie dabeisein, wenn Sie nicht dran glaubten?“ fragte Elise.

„Ich wurde nicht um meine Meinung gebeten“, sagte Jerome. „Sie fragten nicht, sie stellten fest. Aber ich behielt mir meinen inneren Glauben, daß ich nicht daran glaubte. Ich war bei der Militärpolizei. Ich wurde Rang um Rang nach oben befördert. Am Schluß war ich Generalsuperintendent. Einmal habe ich ein ganzes Bataillon Werfttruppen auseinandergenommen.“

„Was heißt ‚auseinandergenommen‘?“

„Wenn man mit den eigenen Leuten ihre Spinde und Seesäcke und persönliche Habe nach Sachen durchsucht, die sie nicht haben dürfen.“

„Was dürfen sie nicht haben?“

„Schwarzmarktzeug. Schnaps. Stoff. Militäreigentum. Ungenehmigte Waffen.“ Er schwieg eine Weile. „An was habe ich noch nicht geglaubt? An die Atombombe, aber da habe ich mich getäuscht. An die Gewerkschaften.“

„Da haben Sie sich auch getäuscht“, sagte der andere Mann namens Frank. „Ich fing mit neunzehn als Linotypesetzer an und hörte mit sechzig als Linotypesetzer auf, und soviel will ich Ihnen sagen, Kollege, wenn wir nicht die Gewerkschaften gehabt hätten, die hätten uns für einen Apfel und ein Ei verschaukelt. Ein Apfel und ein Ei. Punktum. Also sagen Sie mir nichts gegen die Gewerkschaften, solange ich hier in der Nähe bin, ich weiß, wovon ich rede, Sie nicht.“

„Ich habe nicht an die Gewerkschaften geglaubt und nicht an die Regierung geglaubt, an die demokratische sowenig wie an die republikanische“, sagte Jerome. „Und ich glaube auch nicht...“

„Die Druckergewerkschaft soll aber eine sehr gute Gewerkschaft sein“, sagte Elise. „Ich bin mal mit einem von der Druckergewerkschaft gegangen. Er war Kapo im Setzraum und hieß Harry Capo, aber das war Zufall, und hat sehr gut verdient. Wir sind viel ins Lützow gegangen. Er hatte eine Vorliebe für die deutsche Küche.“

„Haben Sie an die internationale Verschwörung geglaubt?“ fragte Frank seinen Nachbarn.

„Nee.“

„Sie können wohl nicht lesen. Sie haben wohl keine Augen im Kopf.“

„Möglich.“

„Ich habe mich noch nicht entschieden, ob es eine internationale kommunistische Verschwörung gibt“, sagte Elise. „Ich bin noch am überlegen.“

„Was gibt es da zu überlegen?“, sagte Frank. „Die Tschechoslowakei ist eine Tatsache. Die Tschechoslowakei sagt alles.“

Ein paar Stadtstreicher gingen an den Senioren vorbei und beschlossen, daß es zwecklos war, die Senioren um Kleingeld zu bitten. Der Beschuß stand ihnen deutlich im Gesicht.

„Als ich noch klein war, ein kleines Mädchen war, mußte ich zu meinem Vater in die Bar gehen, die Butter holen“, sagte Kate. „Mein Vater hatte eine Bar in Brooklyn. Der Eisschrank stand in der Bar. Es gab keinen anderen.“

Meine Mutter schickte mich zum Butterholen hinunter. Alle Männer drehten sich um und schauten mich an, wenn ich in die Bar kam.“ „Aber dann sprang Ihr Vater hinter der Bar hervor und holte Ihnen die Butter; und dabei schaute er alle Bargäste streng an, damit sie Sie nicht anschauten“, meinte Elise.

„Nein“, sagte Kate. „Er saß meistens auf seinem Arsch. Es ist falsch zu glauben, daß Barkeeper nicht trinken.“

„Ich habe auch nicht an die Vereinten Nationen geglaubt, und davor nicht an den Völkerbund“, sagte Jerome. „Außerdem“, sagte er und sah Kate dabei bedeutungsvoll an, „glaube ich nicht an das Frauenstimmrecht.“

Kates Blick wanderte von Jeromes Mantel, der abgetragen war, zu seinem Hemd, das abgetragen war, zu seinen Hosen, die völlig abgetragen waren, zu seinen noch fast ungetragenen Schuhen.

„Haben Sie ein Prostataleiden?“ fragte sie.

„Ja“, sagte Jerome und schaute überrascht drein. „Natürlich. Warum?“

„Gut“, sagte Kate. „Ich glaube nämlich nicht an Prostataleiden. Ich glaube nicht, daß es sowas wie eine Prostata überhaupt gibt.“ Sie lächelte ihm offenherzig und liebevoll zu.

„Sie wollen im Ernst behaupten, wenn man sich einen Zettel mit dem Namen des Jungen am Monatsersten in den Schuh steckte, daß er dann *unfehlbar* gelauft kam?“

„Unfehlbar“, sagte Kate. „Ausnahmslos. Es wirkte jedesmal.“

„Verdammt“, sagte Elise. „Wenn ich das gewußt hätte.“

„Es gibt etwas, an das habe ich geglaubt“, sagte Jerome.

„An was?“

„Was Religiöses.“

„Was denn?“

„Ein Rabbi hat es mir erzählt, ein Kumpel von mir, er ist schon tot. Er sagte, es wäre aus einer chassidischen Schrift.“

„Und?“ sagte Elise. „Und, und, und?“

„Altwerden ist verboten.“

Die Alten dachten darüber eine Weile nach auf ihrer Bank.

„Das ist gut“, sagte Kate. „Mich stört nur die Ironie dabei.“

„Mich auch“, sagte Elise. „Mich stört auch die Ironie dabei.“

„Vielleicht ist es doch nicht ganz so gut?“ fragte Jerome. „Was meint ihr?“

„Doch“, sagte Kate. „Es ist gut.“ Sie ließ den Blick über das neue Leben wandern, das ringsum in Sandkästen und Klettergerüsten heransproßte. „Was ich bräuchte, wären ein paar Knirpse zum Anschreien.“

Den Leibwächter betreffend

Schreit der Leibwächter die Frau an, die seine Hemden bügelt? Die seinem gelben Hemd, das er für teures Geld bei Yves St. Laurent erstanden hat, einen braunen Brandfleck beibrachte? Einen großen braunen Brandfleck genau über dem Herzen?

Unterhält der Dienstherr des Leibwächters sich mit dem Leibwächter, in dem mattgrauen Citroën, wenn sie an der Ampel auf Grün warten? Mit dem zweiten Leibwächter, der am Steuer sitzt? In was für einem Ton? Äußert sich der Dienstherr des Leibwächters über die Scharen von braungebrannten jungen

Frauen auf dem Boulevard? Über die jungen Männer? Über den Verkehr? Ist der Leibwächter jemals in den Genuß einer ernsthaften politischen Diskussion mit seinem Dienstherrn gekommen?

Erschrickt der Leibwächter über die Parole *Die I.R.A. lebt?*

Erschrickt der Leibwächter über die Parole *Weg mit dem Polizeistaat?* Wird der Leibwächter heute rechtzeitig abgelöst, um in den Film zu gehen, den er sehen möchte – *Mit Emanuelle rund um die Welt?* Wenn der Leibwächter rechtzeitig abgelöst wird, um *Mit Emanuelle rund um die Welt* zu sehen, steht dann eine Schlange vor der Kinokasse? Warten auch Studenten in der Schlange?

Erschrickt der Leibwächter bei der Wandinschrift *Kommando 17. Juni?* Erschrickt der Leibwächter bei schwarzer Sprayfarbe, großen verschwommenen Buchstaben, auf dieser Mauer, jener Mauer? Mit welchem Abschluß ist der Leibwächter von der Schule abgegangen?

Wird der Leibwächter angemessen bezahlt? Wird er so gut bezahlt wie ein Maschinenschlosser? So gut wie ein Vorarbeiter? So gut wie ein Feldwebel? So gut wie ein Leutnant? Ist der Citroën gepanzert? Ist der Mercedes gepanzert? Wie hoch ist die Spitzengeschwindigkeit des Mercedes? Kann er mit einem BMW mithalten? Mit einer BMW-Maschine? Mit mehreren BMW-Maschinen?

Bemüßt der Leibwächter die Wichtigkeit seines Dienstherrn an der Zahl von Leibwächtern, die er benötigt? Sollten nicht besser noch andere Wagen den Wagen seines Dienstherrn eskortieren, alle ebenfalls mit Leibwächtern besetzt? Werden manchmal diese zusätzlichen Vorsichtsmaßnahmen getroffen und fühlt sich der Leibwächter in solchen Momenten wie in einem Meer von Leibwächtern? Stimmen ihn solche Momente feierlich? Wünscht er sich noch mehr Leibwächter, vielleicht flankierende Wagen rechts und links und eine Blaulichtvorhut, ganz weit voraus?

Welcher Art von Unternehmungen ging der Leibwächter seit dem Abgang von der Berufsschule nach, bevor er seine derzeitige Stellung annahm? War er jemals im Gefängnis? Wegen welcher Straftat? Hat der Leibwächter eine Zuneigung zu seinem Dienstherrn entwickelt? Respektieren sie sich gegenseitig? Oder verachten sie sich? Wenn sein Dienstherr Tee trinkt, bekommt der Leibwächter dann auch eine Tasse angeboten? Oder ein Bier? Wer zahlt? Kann der Leibwächter Nachweise für beruflichen Erfolg erbringen? Hatte er vorher schon einen Auftraggeber?

Ist ein Leibwächter in der Leibwächtergarde neu? Warum?

Wie wichtig ist es, dem Dienstherrn zu gefallen? Welche Dienste erfüllt der Leibwächter für seinen Dienstherrn neben seiner Hauptaufgabe? Gibt es Dienste, die man ihm nicht abverlangen sollte? Werden ihm trotzdem hin und wieder solche Dienste abverlangt? Weigert er sich? Darf er sich weigern? Werden zusätzlich zur vereinbarten Entlohnung des Leibwächters Trinkgelder gegeben? In welcher Höhe? Bei welchen Gelegenheiten?

Im Restaurant ein guter Tisch für seinen Dienstherrn und den eleganten grauen Herrn, mit dem er sich bespricht. Davor (zwischen dem Tisch der beiden Dienstherren und der Tür) ein Tisch für die vier Leibwächter. Auf welchem Niveau bewegt sich die Unterhaltung der beiden Leibwächterteams? Worüber reden sie? Vielleicht über Fußball, Holland gegen Peru, ein Spiel, das sie alle gesehen haben? Gehen sie noch einmal durch, wie das Peruanerschwein den holländischen Torhüter Piet Schrijvers zusammenholzte? Diskutieren sie Schrijvers Auswechselung durch den tapferen Jan Jongbloed, und was dann passierte? Hat der Leibwächter den Qualitätsunterschied zwischen

seinem Anzug und dem seines Dienstherrn bemerkt? Zwischen seinen Schuh- und denen seines Dienstherrn? Überall im Land, in den großen und kleinen Städten sind bereits Champagnerflaschen auf Eis gelegt, beiseite gestellt, reserviert für eine Feier, für einen besonderen Tag. Ist sich der Leibwächter dessen bewußt? Hat es der Leibwächter satt, in seinem kleinen Zimmer in der Calle Caspe aufzuwachen, eine Royal Filter zu rauchen, dann aufzustehen und die Vorhänge weit aufzureißen, um schon wieder mitansehen zu müssen, wie acht Leute in depressiver Haltung an der Bushaltestelle gegenüber warten? Hängt in dem kleinen Zimmer des Leibwächters ein Poster von Bruce Lee im weißen Kampfanzug mit der-und-der Fußstellung und der-und-der Handhaltung? Hängt ein Rosenkranz aus Apfelkernen an einem Nagel? Hängt dort ein Spiegel, der an den Rändern bereits rissig und blind wird, und stecken links am Rand des Spiegels kleine unscharfe Polaroids von einer Frau mit einem dunkelblauen Tuch und zwei durchtrainierten Kindern in roten Hosen? Hängt seine dunkelblaue Hose und ein langärmeliges weißes Hemd (schon einen Tag getragen) in einem dunkelbraunen Schrank? Klebt innen an der Schranktür ein Farbposter mit einem nackten Mädchen, das aus dem Magazin VIR herausgerissen wurde? Steht eine Flasche Long John auf dem käsefarbenen Minikühlschrank? Ein Zweiplattenkocher? Ein graugrüner Keramiktopf mit einer kümmerlichen Pflanze auf dem Fensterbrett? Ein Exemplar von *Explication du Tai Chi* von Bruce Tegner? Liest der Leibwächter das Parteiblatt seines Dienstherrn? Überzeugt ihn, was er dort liest? Weiß der Leibwächter, welchem großen Machtblock sich sein Land im 2. Weltkrieg angeschlossen hat? Und im 1. Weltkrieg? Weiß der Leibwächter, welche Länder zum gegenwärtigen Zeitpunkt die wichtigsten Handelspartner seines Landes sind?

Bei einem gemeinsamen Restaurantbesuch mit seinem Dienstherrn wird dem Leibwächter unaufgefordert Schildkrötenuppe serviert. Eekelt er sich, während der andere ißt? Warum ist sein Dienstherr, diese halbe Portion, der Welt so wichtig, daß sie ihm sechs Leibwächter zugesteht, zwei pro Schicht, die sich alle acht Stunden abwechseln, sechs hochqualifizierte Leibwächter plus Zusatzkräfte bei Bedarf, zwei gepanzerte Wagen, Blendgranaten griffbereit unter dem Vordersitz? Was hat er für die Welt geleistet? Was sind seine Pläne?

Wird das Ruhestandsalter für Leibwächter genauso veranschlagt wie für andere Bürger? Liegt es niedriger, bei 45, bei 55? Bekommen sie eine Rente? In welcher Höhe? Die jungen Männer mit dunklen Bärten, die den Mercedes anstarren oder den Citroën, wer sind sie? Schenkt der Leibwächter den Beischwerden seiner Kollegen Beachtung, die stundenlang vor diesem oder jedem Ministerium, vor diesem oder jenem Präsidium warten müssen, an die Kotflügel des Mercedes gelehnt, während ihr Dienstherr sich hinter den (sicheren) Mauern aufhält? Sind die dicken Scheiben dieser Spezialfahrzeuge dick genug? Sind seine Kollegen zuverlässig? Ist der Neue zuverlässig? Hat der Leibwächter Angst vor jungen Frauen aus gutem Hause? Vor jungen Frauen aus gutem Hause, deren Handtaschen weiß Gott was enthalten? Empfindet der Leibwächter eine solche Situation als *unfair*? Wird der Sohn des Leibwächters, der mit seiner Mutter in einer weit entfernten Stadt wohnt, selbst einmal Leibwächter? Wenn der Leibwächter den Sohn seines Dienstherrn in die Schule bringt, in der alle Kinder von Leibwächtern abgeliefert werden, hält er dann unterwegs an einem Lebensmittelgeschäft und kauft dem Kind einen Pfirsich? Kauft er sich selbst einen Pfirsich?

Wird sich der Leibwächter, auf die Probe gestellt, seiner Aufgabe gewachsen zeigen? Weiß der Leibwächter, welcher ausländische Konzern sich mit Erfolg um die Errichtung einer nuklearen Aufbereitungsanlage in seinem Land bewarb? Weiß der Leibwächter, welche Teile des Jahresberichtes der Nationalbank über den Schuldendienst gefälscht wurden? Weiß der Leibwächter, daß die Generalamnestie vom April mit der neuerlichen Verhaftung von sechzig Menschen zusammenfiel? Weiß der Leibwächter, daß die neuen liberalisierten Presgesetze vom Mai als Provokation anzusehen sind? Ist der Leibwächter Stammgast in dem Restaurant *Das Krokodil*? Ein Ort, wo es von jungen, lauten, fetten Kommunisten wimmelt? Kippt er einen Drink über den Tisch, um seine Gehässigkeit kundzutun? Wird seine Geste verstanden? Sind die Straßen voll von Stelzenläufern? Stelzenläufer mit großen Vogelköpfen aus Pappmaché in schwarzen und roten Kostümen, die sich in drei Meter Höhe durch die Menge schlängeln, zehn Meter lange bunte Laken über den Köpfen schwenken und die Vergewaltigung einer jungen weiblichen Figur pantomimisch darstellen, die sein Land symbolisiert? Der Leibwächter und sein Kollege starren aus dem Wagen auf die vielen hundert Männer und Frauen, Junge und Alte, die an dem Mercedes, als er an einer Ampel halten mußte, vorbeiströmen wie an einem Fels im Fluß. Auf dem Rücksitz spricht der Chef ins Telefon. Er schaut auf und legt den Hörer zurück. Man kann die Leute nicht zählen, die sich um das Auto drängen, dazu sind es zu viele; man kann sich von ihnen kein Bild machen, dazu sind es zu viele; man kann sie nicht mehr vorherberechnen, denn sie wissen, was sie wollen. Dann eine Lücke. Der Wagen fährt los.

Trifft es zu, daß an einem bestimmten Morgen die Mülltonnen der Stadt, die Mülltonnen des ganzen Landes von leeren Champagnerflaschen überquellen? Welcher Leibwächter hat versagt?

Detlev König aufschwung

es geht aufwärts

die preise steigen
die mieten steigen
und die profite

die arbeiter
steigen auf
dann fliegen sie

auf die straße

Wieso ausgerechnet hierhin?

Wieso wieder an diesem Garten vorbei, durch den freien Raum in der Hecke zu den drei breiten Stufen, die in den zuletzt hingestellten Anbau führten, zu den Garderobehaken, rechts die große Turnhalle mit den kältedurchlässigen großen Scheiben und den stumpfen Dielenbrettern, links die Klasse, in der Burmester stand, mit dem Stock auf den hellen Schreibtisch schlug und „Zuhören“ verlangte.

Hätte es nicht wenigstens einer der Bauernhöfe sein können, der von Harm zum Beispiel mit seinem fetten Traktorintern und der blauen Wilma, die den Korn zu Hause soff, während Harm zur Dorfgaudi am Tresen hing? Das Spritzenhaus vorne an der Abzweigung mit dem Dorftelefon wäre auch noch ganz witzig gewesen, wenn auch ein wenig klein.
Aber ausgerechnet die aufgelöste Schule in Bannsdorf.

Seine Schule.

Wenn die das vor dem Urteilsspruch gesagt hätten, Jan hätte den kahlen Schädel geschüttelt, die drei Ringe am linken Ohr zum Klimpern gebracht. „Nein, hochverehrter Richter, nicht dorthin, wo ich herkam, wo alles anfing.“ Was denn dort angefangen habe?

Alles, hätte er gesagt, die ganze Scheiße eben, die ganze beknackte bundes-deutsche Scheiße.

Hätten sie nicht kapiert. Wie auch.

Diese Saftärsche. Die mit ihren Streichholzmuttis, deren Titten so aufregend wie Garderobehaken sein mußten.

Diese PS-Kotzer. Gesichter, wie zehnmal durch die Scheiße gezogen. Nazi-Scheiße. KZ-Wärter.

Wie sollten die das verstehen.

Fanden doch alles gut hier. Lief doch alles für sie. Für sie.

Nicht für die Jans. Für die lief nix, nur so 'ne Scheiße, wie diese Schule.

Ob das Bild noch hängt? Das mit dem runden Kindergesicht und den ergrauten Backentaschen? Der soll Bundespräsident gewesen sein, stolz gewesen sein, daß er in so einer Schule was hätte lernen dürfen.

Ja, so sah der auch aus. Dem war zu glauben.

Auch wenn es Burmester war, der den immer wieder hochlobte. Von den Dingern, diesen Bauten, erfuhr Jan erst später. Durch Zufall auf einer Bank. Da hatte er 'n Typen um was Rauchbares angemacht. War 'n Linker. Hatte ihm sogar seine Zeitung geschenkt. War 'n Witzblatt. Da hatte er sein Vorchen Bauten. KZs. Soll der entworfen haben und dann vergessen. Die Typen, die in seine Dinger reinkamen, konntste auch vergessen. Nee, nicht vergessen. So 'n paar Millionen vergessen? Sonst merken sie sich auch jeden Pfurz. Drogenbesitz. Illegal.

Steuerhinterziehung. Klar. Wer Drogen illegal besitzt, muß wenigstens Steuern zahlen.

Zollvergehen. Klar. Wer Drogen illegal besitzt, muß sie aus dem Ausland haben, weil hier soviel nicht wächst.

Sein Verteidiger hatte gesagt, er wäre doch nur ein User, ein kleiner Fisch also.

Von wegen Fisch, du Sackratte mit Bügelfalte. Mensch.

Jan Mensch!

10 Mark kostete so ein Zwischenruf.

Ob das Vorbild ein großer Fisch war? Ein großer vergeßlicher Fisch in einem schmalen hellen Holzrahmen?

Wer KZs entwirft und wieder vergißt, kann Bundespräsident und Vorbild in Schulzimmern für kleine Jans werden.

Wer Drogen mißbraucht, kann da wieder zurückkommen, wo ein Alptraum anfing: hierhin. Zwergschule für Zwerge und Vorbilder mit kurzem Gedächtnis und Burmesters mit selbstgeschnitzten Stöcken.

Jan war nie ein Zwerg. Also gehörte er doch wohl auch nie hierhin. Oder hieß das so, weil die Zwerge draus machen?

Egal. Burmester hatte ihn auf die Doofenpenne schlagen können, aber nicht zum Zwerg. Zum Zwerg hatte er sich selber gemacht.

Mit Berliner Tinke und viel Speed.

Und John Reed.

Dipdedipdedippdedipp.

Und dann dieser Scheiß hier.

Klar war das besser, wieder sauber zu sein. Das Zeug zerfetzt einen. Friß einen auf. Die Scene ist zum Kotzen.

Aber, wie soll man in dieser Schule sauber bleiben? Hier sich das Drücken abgewöhnen? Da muß man ja hochkarätig zugepolstert sein.

Der Garten war nicht mehr so pieke. Das ist schon mal gut.

Die wohnten wohl auch nicht mehr hier, die Burmesters.

„Seh zu, du Zigeuner! Heute abend will ich kein Unkraut mehr sehen. Ist das klar? Ob das klar ist?“

Wie soll ein Jan so was vergessen, die beiden Beine über ihm, diese gebügelten grauen Hosen mit dem muffigen Geruch, die nasse Erde in den Händen, in der Nase, in den Knochen.

Der Stock lag zufällig zwischen den Erdbeerbüscheln. Jan wußte wirklich nicht, wie der da hingekommen sein konnte.

Aber das Treffen, daran war Jan schuld. Es ging sehr schnell.

Der graue Stoff gab gar nicht mal viel nach dort, wo die beiden Beine ineinander übergingen. Die gebräunte Burmester-Hand war schnell da, wo der Stock schon nicht mehr war. Die andere Burmester-Hand wollte einen Jan packen. Einen Jan, der bereits wegrief und schrie:

„Ich sag's meiner Mutter, daß Sie mich unsittlich machen wollten. Ich sag's meiner Mutter.“

Den Stock konnte er noch zwischen den Lehrerbeinen liegen sehen. Kein Ton war aus Burmester gekommen. Nur kreidebleich hatte der ausgesehen. Die Alte von ihm schien weggewesen zu sein. Kam jedenfalls nicht raus.

Dann war Jan zur Doofenschule gekommen.

Sonderschule.

War ganz nett.

Nur danach gabs nichts mehr für Jan. Keine Lehre. Kein Job. Da wars wieder 'ne Doofenschule. Hätten die Ärsche den Namen doch auch gleich lassen können.

Dabei hatte der doofe Burmester ihn nur deswegen nicht leiden können, weil Jans Alte den nicht rangelassen hatte. Jan hatte es doch gesehen.

Zuerst war er in die Küche kommandiert worden. Mußte sich auf Burmesters muffigen Bügelfaltenschloß setzen.

Jan, du machst mir Sorgen. Große Sorgen!

Augen konnte der Burmester machen, wie Scheunentore, und ganz ernst gucken, daß es kleinen Jans kotzübel im Bauch wurde und sie nachts nicht schlafen konnten. Bitte bitte, ich will Ihnen ja keine Sorgen machen, nie mehr. Soweit bringen es solche grauen gebügelten Saftärsche bei kleinen Jans. Aber Jans werden größer.

Jedenfalls meldete sich der Herr Burmester auf diese Weise zu einem Besuch an.

Jan vergaß, wie sein Vorbild neben der alten Schiebtafel. Er kam damit nicht so gut durch, wurde auch nicht zum Klassensprecher gewählt auf Befehl von Burmester.

„Nicht den Zigeuner. Damit kommt ihr bei mir nicht durch. Thomas Meier ist euer Klassensprecher. Keine Widerrede.“

Dabei hatte der vorher strahlend seiner vierten Klasse mitgeteilt, sie dürften nun das erstemal in ihrem Leben an der Demokratie teilnehmen. Was das sein sollte? Wußte keiner von ihnen.

Mußte was Typisches für Burmester sein. Erst wählten alle den Jan, und dann wurde der Klassenstreber Thomas Klassensprecher.

Danach wußten sie, was Demokratie ist. Ein Scheißwort.

Burmester kam abends. Jan verkroch sich sofort im Schrank. Mutter war unglückseligweise da.

Hat Ihr Sohn nicht? Hat er nicht. Na warte, Bengel. Setzten sich im Wohnzimmer.

Gläschen? Bier habe ich nicht. Kein Alkohol. Zigarette?

Nein, rauche nicht. Mein seliger Mann hat die gleiche Sorte geraucht. Hier ist der Aschenbecher.

(Wann kommen die endlich zur Sache, zum Jan, zum nervös schwitzenden elfjährigen Jan in Lederhose und Strullpfütze. Er hatte zuletzt vor Vaters Tod in die Hosen gemacht. Damals fast grundsätzlich. Und jedesmal hatte es Schläge vom Alten gegeben. Deswegen war Jan fast glücklich bei der Beerdigung und spielte mit viel Hingabe und Begeisterung den armen Halbwaisen. Das war irgendwie ganz schön, und manchmal dachte der Jan im Schrank, daß dieser Jan ein ganz schön fieser Jan sein mußte, da er nicht eine Träne hatte weinen können und die Mutter soviel.)

Auf dem Sofa kam man nicht zu Jan. Der Burmester-Mund brüllte nicht wie sonst im Klassenzimmer, schlug auch nicht mit dem selbstgeschnitzten Stöckchen rum, warf kein Schlüsselbund durch die Gegend. Im Gegenteil. War ganz leise und irgendwie so wie Cary Grant und Joachim Fuchsberger im Edgar Wallace.

Beide Arme hatte der auf der Lehne ausgebreitet. Das braune, etwas glitzernde Jackett lag auf der Sessellehne. Der Schlips wurde von Burmesters Händen gelockert, ohne daß die Burmester-Lippen dabei stillstanden. Jans Mutter hatte Likörgläser geholt und lachte ein paarmal.

Über den Jan im Schrank? War er ein lächerlicher Zwerg? Dann lachte sie anders, komisch. Durch einen schmalen Spalt konnte er sie sehen.

Sie waren beide rot im Gesicht. Dann war nur noch das dicke Haar des Burmester-Kopfes zu sehen und der weiße Hemdrücken, auf dem Jan einen dunklen Fleck sehen konnte. Darunter zappelte es. Nicht es. Nylonbestrumpfte Beine zappelten da. Der weiße Rücken fuhr nach oben. Fiel wieder runter.

Irgendwas wie „nein“ meinte Jan zu hören. War sich aber nicht sicher. Eine merkwürdige Spannung war in ihn gekrochen.

Damals konnte er sich nichts vorstellen, was zu dem vor ihm zappelnden keuchenden Bild gepaßt hätte.

Klar kannte er Worte wie Vergewaltigung. Er hatte es oft genug auf der Bildzeitung gesehen, die Burmester jeden Morgen in der ersten Pause von einem Schüler holen ließ.

Dann hatte er sich furchtbar erschrocken. Es hatte plötzlich einen Knall gegeben. Die Stehlampe war umgefallen.

Zier dich nicht, du alte Hure. Die anderen läßt du doch auch.

Sie Sau. Hilfe. Jan!

Da war er aus dem Schrank raus. Sah den weißen Rücken mit dem dunklen Fleck auf der Mutter liegen, sah schlaffe Brüste mit zwei großen Schrammen, sah sofort von ihrem käsigen Gesicht weg.

Angeblich soll er wie am Spieß geschrien haben. Als der Bauer, der sie im Häuslerhaus wohnen ließ, ins Zimmer kam, war Burmester schon weg. Jan hatte erklären wollen und eine feste Hand auf dem Mund gespürt. Warum?

Sie hatte es ihm nie erklären können.

Eines Tages fand er sie mit noch schlafferen Brüsten unter dem Küchentisch. Braune Flecken bedeckten den runzligen Bauch. Gelblicher Schaum verklebte Mund und Nase.

Erst als der Arzt ihn böse anstarre und sagte „Die ist tot! Die ist doch längst perdu!“

Da begriff er es.

Dann machten sie ihm Schwierigkeiten, ihren traurigen Rest in Vaters Grab zu bringen. Die Anatomische hatte diesen Rest irgendwie verloren, verschoben. Keiner wußte was. Für die Polizei war der Fall erledigt. Überdosis.

Er bekam sie. Nur der Bauer kam mit zur Beerdigung.

Ob Burmester aufgeatmet hat, als er davon erfuhr? Jan hatte ihn besucht. Er war diese Treppen hoch, durch den Flur, in den Klassenraum rein ohne anzuklopfen.

„Sie, Herr Schneider?“

„Meine Mutter ist tot.“

Burmester war erst bleich geworden, dann aber hatte er gesagt:

„Na und? Was kommen Sie damit zu mir? Sie sehen doch, daß hier Unterricht ist. Denken Sie doch an die kleinen Kinder. Sie bringen sie ganz durcheinander.“

„Ich?“ Das Wort hatte er einen Moment stehenlassen.

Burmester hatte geschwiegen.

Aus Angst? Hatte er geschwitzt? War wieder so ein dunkler Fleck auf dem Hemd gewesen?

„Sie bringen doch die Menschen durcheinander. Sie schaden den Kindern. Mir zum Beispiel. Aufwiedersehen, Herr Lehrer, und nochmal schöne Grüße von meiner Mutter.“

Was hatte Burmester den Kindern als Begründung für dieses Schauspiel erzählt? Ein Spinner?

Er hätte lauschen können.

Wollte aber nicht. Hatte das Ganze hinterher eigentlich affig gefunden. Mutter wurde nicht wieder lebendig. Und so sehr hatte er an ihr auch nicht gehangen. Hatte ihn trotz Burmesters Überfall nicht gegen den in Schutz genommen. Nachts knarrte das alte Bett, und einmal sah er einen Typen mit tie-

rischen Augen und stinkender Schnapsfahne in sie reinpowern. Stank wie Sau das Ganze. Die Alte hatte nur noch gelallt von ihren Tabletten. Der Typ hatte ihn bemerkt.

„Willste auch mal?“

Da war er abgehauen. Nicht für lange. Griffen ihn. Spererten ihn ein. Riß er sich zusammen. Hielt durch. Bis sie unter dem Tisch lag. Und jetzt wollten sie den Eltern mehr Rechte über ihre Kinder geben.
Noch mehr?

Im Flur sprang ein langer Hund hoch.

„Ruhig, Rufus!“

Das Mädchen kam aus der Turnhalle. Ein kleines dickes Mädchen mit schwarzen Haaren.

Rufus sollte wohl das große Tier sein.

Die nasse Zunge fuhr Jan quer über das Gesicht.

„Wo ist hier der Seelendoktor? Ich komm aus der Heile, Jan. Drücker-Jan.“

„Die erwarten dich schon. Wolltste abhauen?“

„Nee. Ich hab mir nur den Laden hier angeguckt. War meine alte Schule.“

„Das gibts doch nicht.“

Dachte Jan auch.

Gerhard Bolaender Hölderlins Traum

Ist mir ein Hauch
von Weiß im Blick und im Gehirn
ein schneller Schreck vor Helle; Licht.
Ist mir ein neues Wort im Kopf
vom Sterben, heißt: Baumliebehaut.
Hyperion, ich schreibe es nur dir

Ist mir ein Herz
Gefühl im Körper, ein Sinnen
im Kopf, das wird zu Stein
am Strick am Hals, und zieht
hineinhinab mich in ein Wasser:
wach auf am schwarzen Grund und schick
als Seelenfänger euch die Nacht zurück ins Land

Ist mir ein Lied
von Fremde im Ohr und auf der Haut
ein stiller Haß, der brennt. Kenne jetzt ein neues Spiel,
nenn's MauerFensterBaum; gerader Blick hinaus, soweit ich sehe;
Schrecken. Darüber hilft kein Traum hinweg.
Mit tausend wachen Augen sitz ich
im Licht, hier, im dunklen

Turm

Gerd Herholz

Licht
habt ihr genug
mit Körben
an den Tag getragen

Jetzt
bindet den Teufel aufs Kissen
Der Friede wächst nicht ins Fenster hinein
Gegen den Mond müßt ihr pissem
Sonst
kommt der schwarze Hund
euch doch dazwischen

Britta Bogdan

Neuseeland ist ja so weit

Dieses mein Land ist nun vergangen.
Nur die Vögel sind geblieben.
Ein neuer Anfang, sagt ihr.
Laßt doch die Vögel Vögel sein,
trösten könntt ihr mich eh nicht mehr.

Schwer ist es geworden zu atmen,
in diesem meinem Land.
Ich weiß ja,
daß a^2 und b^2 c^2 ergeben.
Aber Zahlen haben mir noch nie etwas bedeutet.
Sie verlieren sich so leicht,
und wer schwört mir,
daß eins und eins
wirklich zwei sind.

Ihr redet wieder von großen Zeiten,
stellt Prognosen auf,
analysiert . . .
– Dreisatzrechnung –

Ich habe wieder angefangen,
an den bösen Wolf zu glauben.
Unter meinem Bett
der Schwarze Mann . . .
Ein Blick jeden Abend
vor dem Schlafengehen.

Leicht ist es geworden
Angst zu haben
in diesem meinem Land . . .

Und Neuseeland ist ja so weit.

Roman Ritter

Der Revolutionär

Unter der Kastanie sitzt er
Die auf ihn tropft
Und starrt in das Wasser des Eisbachs
Da treibt es vorbei, das Spazierstöckchen
Lenins mit dem silbernen Griff
Aus dem Museum der modernen Revolutionen
Die Wundertüten im Winterschlaf
Der weiße Staub, den der Neger in die Luft geworfen hat
Vom Berg alten Eisens das Astrolabium
Die Holunderblüte, fünf winzige Blütenblätter
Betrachtet er aufmerksam, den Busch
Der seine Zweige vom reißenden Wasser peitschen läßt

Aber die Löcher im Linoleum auf den Fluren
Der Arbeitsämter werden größer, die Tapete
An der sich die Frau reibt, auf ihrer Seite des Bettes
Wird durchscheinender, die Maschinen
Werden den Arbeitern zu klug, Zahn um Zahn
Zug um Zug, Satz um Satz
Sammeln sich auf den Tasten
Der Videorecorder die Fingerabdrücke

In seinen Fingern
Durch die es kühl zieht
Der Kugelschreiber ist naß von Schweiß
Kein Wiesel läuft über die Wege
Im schnell ziehenden Wasser sieht er
Den roten Widerschein des Horizonts
Eisenschiffe, Manifeste, seine Züge
Zum Zerreißen gespannt

Dann steht er auf

Roman Ritter Schwere Flügel

Zang Jhie

Die Sprache klingt mir im Ohr
Wie der Ton von Bambusstangen
Die im Wind aneinanderklopfen
Das Rieseln der Reiskörner
Der Laut des fremden Vogels
An den Gong stoßend, der ein Kanaldeckel ist

Aber ich, der Gegenfüßler, stehe
Im selben Wind, der durch das Fenster weht,
Das aufgestoßene, das wir weiter öffnen
So viel, nichts verstehend, begreife ich
Der Wind, der die Flocken
Über das verkrustete Land treibt

Die Wahrheit ist schön
Und bezwingbar
Die Schönheit ist wahr
Und unbezwinglich

Wie durch die Wolken ein Zug
Von lauter bunten Vögeln

Bert Wollersheim sprache und herrschaft

die wörter
die sie uns
mitgaben
sind nicht die
die wir brauchen
um uns
von ihnen
loszusagen.

Horst Wessollek Rückweg

In einer vom Gaslicht
bestrahlten Pfütze
schwimmt ein zerrissenes Foto
das glückliche Zeiten bezeugt.
Zeitzernagte Fassaden
verstecken die Armut nicht mehr.
Unter zerbrockelnden Bögen aus Stein
verstauben papierene Blumen in Fenstern
von Kindern gemalte Träume
die nicht nur vielfarbig
Sehnsüchte beschreiben:
Weiße Blumen rote Vögel blaue Bäume
braune Menschen halmhohes Gras breite Flüsse viele Berge
ohne Sonne mit Wolken aus Schwärze darüber.
Modergeruch kriecht
aus dem Dunkel zerkratzter Portale
die von der Ohnmacht erzählen
selber das Leid zu ändern.
Windverteilte Prospekte
Tüten und Dosen am harnstinkenden Kiosk.
Becher aus Pappe rollen einem Baumwrack entgegen.
Rüdes Gejohle betrunkener Männer Frauengekicher
anfahrende Autos
zerbrechen die Stille nicht lange.
In durchlöcherten Wolkenlappen liegt
eine verdreckte Scheibe aus Mond von der Farbe des Messing.
Sternenfrei heute der Himmel
im Ausschnitt des Häusergevierts – begrenzt
wie die Zahl meiner Träume
auf meinem Weg
von der Nachtschicht nach Hause
wo mir die Miete noch zahlbar ist
am schönen Berg
in Berlin.

Stan Dahl

Der Riß

Während er auf ihren Anruf wartete, blickte er nach draußen: durch die feine Staubschicht auf den Scheiben des Büros fiel sein Blick zuerst auf den Schotterplatz hinter den Gärten: spielende Kinder, zwischen denen ein weißer Ball rollte, Rufe, Lachen; dann erst wanderten seine Augen weiter, bis sie die verfallene Mauer des Gebäudes erreichten, hinter dem der Bahnhof lag. An den Stellen, wo der graue Anstrich abgeblättert war, der Putz langsam abzubrockeln begann, wurden rote Ziegelsteine sichtbar. Etwas seltsam Beunruhigendes ging von der steil und drohend aufragenden Wand aus, die sich in der Mitte zu öffnen schien: ein schräg in die Tiefe laufender dunkler Riß teilte die Welt in zwei Hälften.

Vieelleicht blicke ich zu oft und zu lange nach draußen, ging es ihm durch den Sinn: er war sich bewußt, welche Gefahr darin lag, sich vor aller Augen in Grübeleien zu verlieren — unsichere Gedanken und Zweifel, die er immer zu verbergen bemüht war, weil sie seine Position schwächen und weil er mit ihnen diesen Betrieb nicht führen konnte.

Als das gedämpfte Rütteln des Druckers und der Maschinen aussetzte, die Stimmen aus dem Hintergrund verstummteten, hörte er das helle Klinnen des Löffels auf der Untertasse, die Frau Koll auf die Tischplatte stellte, und er war nicht sicher, ob sie ihn bereits einmal angesprochen hatte.

„Ja?“ „Die Statistik“, sagte sie zögernd, so als wollte sie ihre Anwesenheit hier rechtfertigen. „Wohin soll ich sie legen?“

Ihre Blicke trafen sich: im plötzlichen Abirren ihrer Augen glaubte er die durchscheinende Unaufrichtigkeit ihrer Maske zu erkennen: ein leiser Zorn stieg in ihm auf.

Er warf einen Blick auf die Bögen, schob sie, wobei er sich langsam abwandte, zur Seite: „Die doch nicht“, sagte er gereizt. „Ich brauche die Auszüge vom vergangenen Monat.“

Ihr gedemütigter Eifer lähmte sie: sie schluckte: offene Auflehnung war von ihr nicht zu erwarten. „Dann — dann muß ich noch einmal zurück —“

Als sie gegangen war und ihn die gleichmäßige Geräuschkulisse des Büros umgab, dachte er wieder: ich blicke zu oft nach draußen, ich darf mich nicht in Gedanken verlieren.

Etwas hatte sich verändert in seinem Leben: das eine war die Trennung von Carmen, deren Foto noch immer in dem ovalen Jugendstilrahmen neben dem Telefon stand — halb verdeckt von dem lose eingeklemmten Bild Silvias bei ihrer Einschulung. Es war eine seichte Sentimentalität, der er sich hingab und die ihm früher einfältig vorgekommen wäre, wenn er zu begreifen glaubte, was Carmen gemeint hatte, wenn sie über „die Zukunft des Kindes“ sprach, und wie sehr die zufällige Symbolik auf den Bildern, die der Fotograf von den Sechsjährigen machte, deren Leben entsprach: lachende Schulkinder, glitzernde Tüten umklammernd, „Mein erster Schultag“, und auf allen Bildern das gestellte Lachen, alle in der gleichen Machart: vordergründiges Lachen vor verschwommenem, verzerrtem Hintergrund — versteckte und tiefe Symbolik, hervorgerufen durch eine kleine Drehung am Objektiv der Kamera. In Augenblicken wie diesen, wenn Sentimentalität ihn beschlich, war alles leicht zu begreifen, das sonst nicht faßbar war.

Das andere — so unbedeutsam es auch schien —, war die farbige Postkarte,

die er seit zwei Tagen bei sich trug: österreichische Berge, Seen, Trachten — gleichgültiges Urlaubsgeschwätz, wie seine Angestellten es ihm in jedem Jahr zuschickten, das er dutzendfach dem Papierkorb überlassen hatte; Carmens Karte aber war anders: eine geschwungene und selbstbewußte Handschrift, schwarz auf weiß, und unter dem Gruß die Bemerkung: „Bin am Freitag in der Stadt. Besuche dich kurz. Ruf vorher an.“ Verändert war der Ton, der aus den wenigen Worten sprach. Erst jetzt wurde ihm deutlich bewußt, daß er monatelang den Augenblick hinausgezögert hatte, in welchem er ihr Foto aus dem Rahmen nehmen wollte, um es zerrissen wegzwerfen — eine Geste, deren Endgültigkeit ihn fast erschreckte, und er begriff, daß es eine ferne und unausgesprochene Hoffnung war, an die er sich seit ihrer Trennung geklammert hatte.

Das Klingeln des Telefons durchschnitt seine Gedanken, und er dachte nur: der Anruf.

Er schob die Zeichnungen auf seinem Tisch beiseite und zog den grünen Apparat zu sich herüber.

„Haarling“, sagt er.

Das Mädchen aus der Zentrale meldete sich.

„Herr Haarling, Ihre Frau möchte Sie sprechen —“

Er war erleichtert, daß sie Ihre Frau ohne Zögern gesagt hatte. „Gut — stellen Sie durch.“

Ihre Stimme verschwand hinter einem holpernden Geräusch. Um sich zu sammeln, verschob er sinnlos die Papiere vor sich, blickte durch die Scheiben nach draußen. Kindergeschrei, dumpfe Tritte gegen einen Ball, der Schotterplatz, die Gärten — ein schwarzer Riß in der steilen grauen Wand, der die Welt in zwei Teile zu zerbrechen schien.

„Wolfgang, bist du's?“ Carmens Stimme klang nah und fest; im Hintergrund — er hörte es deutlich — fiel ein metallischer Gegenstand hart auf Steinböden, ärgerliches Gemurmel — eine Tür schlug zu.

„Carmen?“

„Richtig.“

„Schön, daß du anrufst“, sagte er; seine Stimme verriet nichts von seiner Erregung.

„Du hast meine Karte bekommen?“ vergewisserte sie sich.

„Am Mittwoch“, sagte er. „Bist du schon in der Stadt?“

„Ja“, sagte sie, „auf der Durchreise —“; er hörte, wie sie sich setzte und mit der freien Hand die Haare zurückstrich — ein Geräusch, das er, obwohl er es kannte, bis zu diesem Augenblick völlig vergessen hatte. „Genauer gesagt: ich bin schon in deiner Wohnung. Mir scheint, mein Besuch kommt etwas ungelegen: deine Wirtschafterin macht gerade großen Hausputz —“

„Ach“, sagte er, „Frau Wetzel. Ich hör's bis hierher — sie trägt den Sperrmüll an die Straße.“

„Ich hoffe, es stört dich nicht, wenn ich frecherweise auf deine Kosten mit dir telefoniere.“

„Wir könnten die Kosten erheblich schmälern, wenn ich sofort nach Hause fahre —“ hörte er sich sagen und war froh, daß ihm diese Antwort eingefallen war. „In ein paar Minuten —“

„Ich fürchte, ich bin schon etwas spät dran“, warf sie ein. „Lange kann ich ohnehin nicht bleiben. Es sollte auch nur ein sehr kurzer Besuch werden.“

„Was macht dich so unruhig?“ fragte er.

„Ich hab' versprochen, gegen sechs zurück zu sein. Sylvia ist bei einer Kollegin.“

„Ach, – so ist das.“

„So ist das“, wiederholte sie.

„Wie gesagt: in ein paar Minuten bin ich da.“ Er wollte ihr keine Gelegenheit zu widersprechen geben.

„Also gut“, räumte sie ein. „Und du beeilst dich?“

„Natürlich –“

Er zögerte noch, den Hörer auf die Gabel zu legen, weil er hörte, daß auch sie leise atmend innehielt – dann war die Verbindung abgebrochen. Er verweilte noch einen Moment bei ihrem Bild, um seine Gedanken zu ordnen: die Karte, der Anruf, das namenlose Zögern zwischen zwei Atemzügen, die, der, das, Nadelstiche in Gefühlen. Vor dem Lohnbüro fand er die Gruppe von Angestellten, lachend, witzelnd: sie fühlten sich unbeobachtet.

Wie sie mich doch fürchten: er dachte es mit Genugtuung, als er näherkommend in überraschte Gesichter blickte und die Traube sich rasch und beinahe unauffällig auflöste.

Von draußen drang der heulende Ton der Sirene herein: Feierabend in den Büros. Vom Ende des Ganges plötzlich eilig-wichtige Schritte. „Herr Haarling, die –“

Er wandte sich um. Das anklagende Beleidigtsein ihrer Miene weckte wieder seine Gereiztheit.

„Was ist denn?“

„Die Auszüge –“

„Kommen zu spät. Sie können gleich gehen. Für heute brauche ich Sie nicht mehr.“

Verwelkte Ahornblätter huschten ziellos über den betonierten Vorplatz. Er stieg in den Wagen, startete den Motor und fuhr langsam auf die Straße hinaus. Es dämmerte bereits; im Lichtkegel der Scheinwerfer tanzten die ersten Splitter des nieselnden Regens.

Carmen hatte lange gezögert, bis sie sich zu der Trennung entschloß. Der Tag, an dem sie ihm zum erstenmal mit einer gefassten Stimme anvertraut hatte: „Dieses Leben, das du führst, kann nicht mein Leben sein“, lag Jahre zurück, und er erinnerte sich undeutlich der zielstrebigen Entschlossenheit, die aus ihren Worten sprach, ohne daß es ihn beunruhigt hätte – es war ein Fehler gewesen, sich jemals sicher zu fühlen. Seit er ihre Karte bei sich trug, hatte er sich diesen Augenblick, wenn ihre Stimme am anderen Ende der Leitung zu hören sein würde, immer wieder vorgestellt, gespannt, wissend, daß etwas, für das er keinen Namen, nur ein unsicheres Gefühl besaß, entschieden werden könnte. Das flüchtige Gespräch hatte ihn etwas enttäuscht; das Gefühl einer schwelenden Ungewißheit war stärker als zuvor. „Es sollte auch nur ein sehr kurzer Besuch werden. – So ist es. – Und du beeilst dich?“ Es war sinnlos – er wußte es –, die Worte auf ihre letzte Bedeutung hin zu untersuchen, sie zu drehen, sie zu wenden. Das Zögern zwischen zwei Atemzügen... Das Rot der Ampel, wie aus dem Nichts aufleuchtend: er trat hart auf die Bremse. „Was macht dich so unruhig?“ – „Dieses Leben... kann nicht mein Leben sein.“

Der Regen wurde dichter; er erreichte das Haus, fuhr den geteerten Weg hinauf und ließ den Wagen langsam in die Garageneinfahrt rollen. Vor dem Haus: aufgeweichte Kartons, Autoreifen, zwei Sessel, ein zusammengerollter Teppich, ein verbogener Kronleuchter – dahinter: Carmens roter Wagen. Frau Wetzel sah ihn erst, als er ihr in der Halle entgegenkam. Sie stand mit in die Hüften gestemmten Händen zwischen Eimern und prallvollen Säcken,

Dosen, Gläsern und zerbrochenem Kinderspielzeug. Mit sichtlichem Abscheu wies sie auf den Boden: „Kann das weg?“

Er nickte. „Wo ist sie?“

„Im Salon“, sagte sie düster.

Carmen stand am Fenster, als er die Tür hinter sich schloß; sie rauchte, wobei ihr rechter Ellenbogen in der linken Hand vor der Brust ruhte; wann immer er sich ihr Bild zu vergegenwärtigen versuchte, erschien sie ihm in dieser charakteristischen, lässig-sinnenden Haltung.

„Wartest du schon lange?“

„Ein paar Minuten.“ Sie lächelte mechanisch. Der Druck ihrer Hand war wie ihre Stimme: nah und fest: sie signalisierte Entschlossenheit.

„Setz dich doch.“

Sie schob den Ärmel ihres hellen Mantels ein Stück zurück.

„Ich bin wirklich schon spät dran.“

Wortüber sprechen, wenn die Trennung entschieden, das Finanzielle geregelt, für das Kind gesorgt ist?

Österreich war ein Thema: zumindest besser als keins. Er ließ sich erzählen: Berge („wunderbar“), Seen („klar und kalt“), Trachten („hübsch und bunt“); sie war eine kluge Frau: kein Wort über das Wetter.

„Ich wußte gar nicht, daß die Berge dich interessieren“, sagte er. „Soviel ich weiß, ist das Wasser dein Element.“

„Das ist es auch“, sagte sie.

„Dann sollte ich dir etwas zu trinken anbieten.“

Noch bevor sie widersprechen konnte, zog er die Flasche aus der Schrankbar, schraubte den Verschluß ab, und erst jetzt wollte er sich ihrer Zustimmung versichern: „Einen Martini?“

„Aber nur einen winzigen“, protestierte sie schwach.

Im Augenwinkel sah er, wie sie sich auf den Stuhl beim Kamin setzte, die Beine übereinanderschlug, den Saum ihres Rockes knapp über die Knie zupfte. Bei der Wahl der Gläser ließ er sich Zeit, als er merkte, daß sie ihn von der Seite zu mustern schien. Er spürte, wie seine Sicherheit langsam zurückkehrte. Als er ihr das Glas reichte, den Aschenbecher für die bereits brennende Zigarette bereitstellte, saß sie auf dem Rand des Stuhls, die einladende Bequemlichkeit der Rückenlehne meidend.

„Nun“, sagte er, „gibt es etwas Wichtiges?“ Er bereute seine Frage, noch bevor er sie ganz ausgesprochen hatte: er war ungeschickt, durch eine Frage alles Weitere als unwesentlich erscheinen zu lassen.

„Eigentlich nichts wirklich Wichtiges“, sagte sie. „Und bei dir?“

„Ich weiß nicht“, sagte er. „Ich möchte dich jetzt nicht belasten mit Problemen der Arbeit. Kalkulationen und Statistiken würden dich sicher –“

„Langweilen?“ Sie nippte an ihrem Glas, zog an der Zigarette, schnippte die Asche in den Becher. „Mir ist übrigens aufgefallen, wie wenig Statistiken es über die Probleme der Kinder gibt. Findest du nicht?“ sagte sie, als wollte sie ihre erste Frage ein wenig mildern.

„Ist etwas mit Sylvia?“

Sie lachte, verzog die Stirn in Falten – es war das Mienenspiel hilfloser Ironie –, überging diskret sein gespieltes Interesse, indem sie wieder an der Zigarette zog, den Qualm lange ausblies. „Nein, nein“, sagte sie. „Nichts, worüber wir uns ernsthaft den Kopf zerbrechen müßten: sie hat sich soeben zum ersten Mal verliebt.“

„Für eine Siebenjährige ist das immerhin ein bedeutendes Ereignis. Darf ich fragen: in wen?“

„Er heißt Jan, ist acht und findet Mädchen abscheulich.“

„Und das ist das Problem?“

„Das Problem ist noch etwas komplizierter; es gibt nämlich noch zwei Mitstreiterinnen, die um die Gunst des Jünglings werben – Neid, Intrigen, naja: Kindergeschichten.“

Aus der Eingangshalle hörten sie das metallische Scheppern eines umgestürzten Eimers, das angestrenzte Gemurmel von Frau Wetzel in offenbar gebückter Haltung. Sie lächelten einander an in stummem Einverständnis. Machte sie Konversation? Er hoffte, das Gespräch würde weitergehen, in eine gelöste Atmosphäre, in der die Fäden in seiner Hand vereinigt wären.

Um so überraschter war er, als sie plötzlich sagte: „Der Grund, weshalb ich hier bin –“, sie unterbrach sich, trank, stellte das leere Glas auf die kleine runde Tischplatte neben sich – er verfolgte den Weg ihrer Hand, die das Glas noch einen Moment umschloß, sich dann löste, um die Zigarette aus dem Aschenbecher zu nehmen: ihre beharrlich vortastende Art, die Dinge beim Namen zu nennen, hatte ihn oft befremdet und entwaffnet, und er spürte, daß dies jener Augenblick war, auf den er gewartet hatte und in welchem *etwas* entschieden werden könnte. „Der eigentliche Grund, weshalb ich hier bin“, wiederholte sie, „ist der, daß ich dich um einen kleinen Gefallen bitten möchte.“

„Ich höre.“

„Ich richte gerade Sylvias Zimmer ein. – Erinnerst du dich an die Jugendstilkommode von Annes Eltern?“

„Die mit dem Spiegel?“

„Genau die. – Du brauchst sie nicht mehr?“

Er war enttäuscht über ihr simples Anliegen. „Sie steht noch immer im Abstellraum“, sagte er matt.

„Du hättest also nichts dagegen, wenn –“

„Wenn ich dir auf diese Weise dienlich sein kann.“

„Uns.“ Sie honorierte seine Großzügigkeit mit einem dankbaren Lächeln.

„Marie würde sich sicher freuen.“

„Natürlich.“

Ihr Glas war leer, die Zigarette ausgeraucht, sollte er ihr noch etwas anbieten? Worüber sprechen, wenn alles andere entschieden, geregelt und gesagt war?

Blick auf die Uhr, Fingern am Gürtel ihres offenen Mantels, ein Blick rundum. „Ich glaube, jetzt wird es doch Zeit für mich. Bringst du mich zur Tür?“

„Natürlich.“

„Wenn es dir recht ist, komme ich irgendwann in der nächsten Woche –“

„Um wieder einen kurzen Besuch zu machen?“

„Um die Kommode abzuholen.“

Nüchternheit überfiel ihn, wie eine bittere Erkenntnis, die er bis zu diesem Augenblick hatte abwenden können.

An der Haustür: knapper Händedruck ohne Händeschütteln. Er vermied es, ihr nachzublicken, als sie die Stufen hinunterging, in den Wagen stieg, den Motor startete und mit leisem Schleifen der Räder an der Bordsteinkante davonfuhr auf die hellerleuchtete Geschäftsstraße.

Die Karte, der Anruf, das namenlose Zögern am Telefon, die, der, das, unsicheres Schweigen zwischen zwei Atemzügen: Nadelstiche in Gefühlen. Um sich zu sammeln, mußte er etwas tun.

„Was ist mit der Lampe?“

Er blickte Frau Wetzel abwesend an. Sie hielt ihm den verstaubten gelben

Lampenschirm wie ein Ungeziefer mit senkrecht ausgestrecktem Arm entgegen: ihr Urteil war bereits gefällt; sie wartete nur noch auf seine Bestätigung.

„Kann das Ding zum Sperrmüll?“ fragte siefordernd.

„Ja, ja. Weg damit“, sagte er.

Erst als sie sich umwandte, um die Haustür zu öffnen, kam ihm *der Gedanke*.

„Ach –“, sagte er, „die Kommode im Abstellraum –“

Sie blieb stehen. „Die mit dem Spiegel?“

„Richtig. Stellen Sie die auch dazu!“

„Zum Sperrmüll?“ Aus ihrer Frage sprach ein ehrliches Entsetzen.

Er nickt bestimmt. „Zum Sperrmüll.“

Kopfschüttelnd trug sie die schwere Lampe nach draußen: offener Widerspruch war von ihr nicht zu erwarten: im Laufe der Zeit hatte sie sich an *seine* Launen gewöhnt.

(1984)

Erika Stöppler

Liebeskummer

„... Liebes, entschuldige, aber ich muß dich anrufen, ich bin Vater geworden...“

Sie: „Und da mußt du mich heute...“

Er: „Ja, heute, heute bin ich Vater...“

Sie: „Du bist heute Vater geworden.“

Er: „Versteh mich doch, ich freu mich so, und da mußt ich dir das mitteilen...“

Er freut sich so und muß mir das mitteilen. Mitteilen. Heute mußt er mir mitteilen, daß er Vater geworden ist, weil heute... Liebes, sagt er zu mir.

Sie: „Dann werden wir ja wohl zu einer Entscheidung kommen müssen.“

Er: „Deswegen rufe ich doch nicht an. Ich rufe doch nur heute an, weil heute das Kind gekommen ist. Ein Mädchen!“

Sie: „Wie schön, ein Mädchen. Das habe ich nicht gewußt.“

Er: „Liebes, du wußtest doch, daß sie schwanger war.“

Sie: „Nicht von dir.“

Er: „Selbstverständlich ist sie von mir schwanger geworden. Ich bin der Vater. Das ist zweifelsfrei.“

Sie: „Ich wußte es nicht von dir, du hastt es mir nicht gesagt.“

Er: „Aber das mußt du doch verstehen... Ich wußte es doch selbst nicht sofort, die andern...“

Sie: „Die andern hatten es gewußt, ich weiß, ich weiß, du hastt es nicht gemerkt...“

Er: „Sie konnte eben nicht gleich darüber reden, wegen der komplizierten Verhältnisse und so... wir sind ja doch noch verheiratet.“

Sie: „Da mußt du mich heute anrufen, wo das Kind da ist.“

Er: „Heute früh ist es gekommen, ein Mädchen, du mußt es dir unbedingt ansehen, so ein kleines Kind!... Hörst du mich noch?... Was ist, was hast du denn auf einmal? Sag doch was. Liebes, es verändert sich doch zwischen uns nichts, ich habe dich zuerst angerufen, um dir das mitzuteilen... Hör doch... Liebes...“

Liebes, warum sagt er Liebes? Ich habe einen Namen, ich heiße Hildegard. Warum sagt er jetzt nicht Hildegard? Jetzt müßte er wenigstens Hildegard zu mir sagen. Liebes... was verlangt er da von mir? Liebes... nicht Liebe... nein, sächlich... die sächliche Form von Liebe... ein Mensch ist doch nicht geschlechtslos. Soll ich jetzt eine Sache sein? Liebes, entschuldige..., hätte sagen sollen, entschuldige jetzt die sächliche Anrede. Hätte wenigstens sagen können, ich liebe dich noch immer, nur anders. Sagt, es verändert sich doch nichts zwischen uns. Als wäre das ein Nichts gewesen. Vater ist er geworden. Seit neun Monaten, aber heute mußt er mir mitteilen, daß... Ein Mädchen. Ein Mädchen hat er bekommen und mußt mir heute... nein, nicht sagen... mitteilen mußt er mir das. Er mußt mir eine Mitteilung machen.

Mir wird mitgeteilt, daß... Mir wurde mitgeteilt, daß... Mir wurde schon genug mitgeteilt, daß... Seit zwei Jahren wird mir mitgeteilt, daß... Aktenberge. Er kannte gar nicht den Ordner. Er hat nur ein paarmal hineingesehen. Liebes, hatte er gesagt, das schaffst du, du bist stark, du kommst einfach an, aufgezählt hatte er mir: „Bei der Personenwahl warst du an die Spitze ge-

rückt, mit Abstand, die Studentenschaft stand immer hinter dir, und deine Leistungen, die Hochschullehrer, deine Zensuren, du bekommst auch die Schüler auf deine Seite, die Kollegen, die Eltern.“ Das hatte er nicht nur gesagt, sondern mich dabei strahlend angesehen, mich in seine starken Arme genommen, stolz auf mich und meine glänzend bestandenen Prüfungen, daß mir leicht über die letzte Mitteilung geworden war, die ich nach dem Auslaufen der Lehraufträge bekommen hatte: „Wir müssen Ihnen leider mitteilen, daß sich nach Überprüfung unseres Stellenrahmens und des veränderten Bedarfs keine Möglichkeit der Einstellung auf Dauer in unserem Bezirk in absehbarer Zeit ergibt. Unabhängig davon teilen wir Ihnen mit, daß wir aufgrund von Erkenntnissen Zweifel an Ihrer Verfassungstreue haben.“

Hatte er gesagt... er, sage ich... Wieso er?... Warum sage ich nicht, hastest du gesagt? Matthias, ich rede mit dir und sage, hatte er gesagt, sage, er hat mich dabei strahlend angesehen, er hat mich in seine starken Arme genommen, er... Ist Matthias schon er für mich? Matthias sagt Liebes zu mir, und ich sage er, sage, er hatte gesagt.

Matthias und Hildegard, du und ich, Matthias und Hildegard im Sandkasten, Matthias und Hildegard im Kindergarten, Matthias und Hildegard in der Schule. Matthias und Hildegard im Studium, Matthias und Hildegard studieren die gleichen Fächer, gehen in die gleiche Hochschulgruppe, bekommen die gleichen Parteibücher, gehen zusammen ins Examen, Hildegard ist stark, Matthias wird krank und braucht Verlängerung, Hildegard bekommt ohne Bedenken ihre Zensuren, Matthias bekommt nach einigen Bedenken die gleichen Zensuren wie Hildegard. Matthias und Hildegard sehen sich ähnlich, sie ist ein wenig kleiner, er ist etwas kräftiger, Matthias macht Hildegard eine Mitteilung. Matthias teilt Hildegard mit, daß er Vater geworden ist.

„Hörst du mich noch?... Was ist, was hast du denn auf einmal? Sag doch was. Liebes, es verändert sich doch zwischen uns nichts... Hör doch...“ Nein, ich höre nicht, heute höre ich nicht. Warum mußt ich meinen, daß ich heute abend alleine sein muß, um mich auf morgen abend zu konzentrieren, warum habe ich nicht längst das Telefon in den Kühlschrank gestellt? Da ist das Telefon sicher und ich vor ihm. Habe ich etwa auf Matthias gewartet, daß Matthias zum falschen Zeitpunkt anruft?

Matthias und der falsche Zeitpunkt. Matthias kommt zu spät oder viel zu früh, Matthias hat den Abgabetermin für die Unterschriftenliste versäumt, Matthias kommt eine halbe Stunde zu spät zur Trauung, Matthias wird im Examen krank, Matthias hat nicht aufgepaßt, Matthias ruft mich zum falschen Zeitpunkt an, um mir mitzuteilen, daß... Sie ist das genaue Gegenteil von dir, weich, rund, sensibel, lieb, hat von nichts eine Ahnung, liebt ihn. Sie hat das Kind haben wollen, bestimmt, um ihn an sich zu binden... Nun hat sie ihn.

„Es verändert sich doch zwischen uns nichts...“ Du Idiot! Es hat sich längst verändert zwischen uns. Das Telefon! Nein, ich höre nicht! Ich werde das Telefon nicht mehr hören. So. Das steht jetzt im Kühlschrank. Matthias, ich höre dich nicht, aber ich rede mit dir. Ich höre jetzt auf, mit dir zu reden, denn ich muß mich auf morgen konzentrieren.

Morgen ist unsere große Podiumsveranstaltung mit der Ausstellungseröffnung von Schülerarbeiten, damit jeder sehen kann, wie ich an der Schule gearbeitet habe. Wie wir an der Schule gearbeitet haben. Daß es auch nach der

Einstellung keinen vernünftigen Grund gibt, mich wieder zu entlassen. „... auch forthin nicht in den öffentlichen Dienst einzustellen.“ Den Satz kennst du doch, Matthias. Diesen Satz, der anfängt: „Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß die Zweifel an Ihrer Verfassungstreue nicht beseitigt sind.“

Matthias, erinnerst du dich, was du nach dem ersten Brief sagtest? Matthias, du sagtest, es ist nicht nötig, daß sie uns beide kaputt machen. Ich werde Journalistik machen und nebenher promovieren. Heute rufst du an, sagst, Liebes, ich bin Vater geworden, sagst, es verändert sich doch zwischen uns nichts. Nein, du hast nicht gefragt, wie es mir geht, nicht, was ich mache, nicht, wie ich das morgen bestehen werde, du bist einfach hereingeplatzt mit deinem „ich bin Vater geworden“.

Es ist doch gar nicht nur meine Podiumsveranstaltung, es ist doch unsere, auch deine, ich tu das doch nicht nur für mich. Weißt du überhaupt, was das für ein Gefühl ist, auf einem Tablett zu stehen und dich verteidigen zu müssen, daß du gar nicht feindlich bist? Öffentlich in einem Feindbild diskutiert zu werden... Weißt du noch, wie gerne und wie gut wir Darts spielten? Jetzt komme ich mir wie auf so ein Dartsbrett genagelt vor. Ich kann kein Dartsbrett mehr sehen. Aber du bist Vater geworden. Was hättest du mir heute noch zu sagen gehabt, wenn ich den Hörer wieder abgenommen hätte, was anderes, als deine neuerlichen Sprüche? „Kinder sind eine Hoffnung.“

Du Idiot. Hast seit Wochen keine Zeitung gelesen. Der Termin stand in der Zeitung. Hast am Bett dieser Kuh gesessen und auf dein Kind gewartet, auf das Kind, das dich zum Vater macht. Den ganzen Tag nun hast du diesen Wurm begafft, um mir heute abend mitzuteilen, daß du Vater geworden bist. Als sei das mit einer Geburt abgetan. Als hätte ich darauf gewartet. Mir zuliebe hättest du mit dieser Neuigkeit noch gut zwei Tage warten können. Ich wußte doch, daß es um die Zeit war. Aber nein, du mußt mir umgehend mitteilen, daß diese Kuh dich zum Vater gemacht hat. Das genaue Gegenteil von mir, weich, rund, sensibel, lieb. Natürlich wollte sie nichts anderes als ein Kind von dir. Sie ganz alleine, sie wollte es haben. Sie ist schließlich Krankenschwester... Sie ist seine Krankenschwester.

Ich hasse sie. Ich kenne sie nicht. Ich hasse sie. Nur ein paarmal habe ich sie gesehen, diese Krankenschwester, die, als ich mit ihr reden wollte, mir keine Auskunft über deinen gesundheitlichen Zustand gab, mich kühl an den Arzt verwies, wie ich mich bei dir über ihr abweisendes Verhalten beschweren wollte und du sagtest, daß sie sehr gut zu dir sei.

Ich war dreihundert Kilometer entfernt, und sie hat ihn gepflegt, mehr als ihre Pflicht war, als er dalag, als die Embolie auf die Trombose gefolgt war. So ein junger Mensch. Das ist doch eine Alterskrankheit, hatten sie im Krankenhaus gesagt. Er war völlig überarbeitet. Ihr Vorwurf an uns. Wir hätten ihn überfordert. Nein, sie fordert nichts von ihm. Sie hat ihm ein Kind geschenkt. Er hat, ja er, ich sage er, er hat Journalistik und Promotion an den Nagel gehängt. Er will ins Referendariat. Aber er kann siebzig Prozent Arbeitsunfähigkeit bescheinigt bekommen. Dann braucht's kein Berufsverbot. Rentner ohne Rentenanspruch.

Einen solchen Fall habe ich überhaupt nicht in meinem Vortrag. Ich habe ihn nicht berücksichtigt. Ich habe überhaupt keine Familie berücksichtigt. Das ist alles ganz abstrakt, formal, juristisch. Die großen Begriffe. Da ist nur die Ar-

beit. Da sind nur die Aufgaben der Lehrer gegenüber ihren Schülern. Die psychische Belastung hatte ich schon wegen der Kompetenz des Schulpsychologen ausgelassen. Nichts Privates, keine Frau, die ihr Kind ernähren muß, keinen Vater erwähnt. Oder doch?

Der Text! ... ich muß meinen Text lesen... Was habe ich eigentlich geschrieben? ... Ich muß das doch im Kopf haben... im Kopf haben, ich muß morgen über meinen Text frei verfügen, wenn nötig, abweichen, ergänzen oder auslassen in Einfühlung meiner Zuhörer... Ich muß frei reden... überzeugen... motivieren... Das darf nicht im Sande verlaufen... nicht im Sande verlaufen...

Was, wenn ich den Faden verliere? ... Die soll 'ne gute Lehrerin sein? Die kann ja nicht frei reden, die ist ja nicht von sich selbst überzeugt und will uns überzeugen. Die stottert ja, die ist ja völlig mit den Nerven runter, so was in der Schule und nicht belastbar? Unglaublich. So einer sollen wir die Kohlen aus dem Feuer holen? Was wird die Kommunistin, wenn sie es an den Nerven hat, deshalb wahrscheinlich. Die spinnen doch alle. Typischer Fall von Problemverschiebung. Mit dem eigenen Leben nicht fertig werden und Politik machen wollen, im Weltmaßstab. Manisch-depressiv. Wenn man die sieht, könnte man direkt an das Gerede vom Gesteuertsein glauben, so hilflos, wie die an ihrem Text klebt. Die kann ja noch nicht einmal richtig ablesen, wer weiß, ob sie das selbst geschrieben hat. Unfaßbar, die hat alle Prüfungen mit Eins gemacht, da sieht man's wieder, wie leicht heute jeder Lehrer werden kann. Glatter Reinfall. Kann man vergessen. Überhaupt, wir waren am Anfang schon dagegen.

So werden sie reden, auch die, welche ihre Unterschrift gaben, sie werden jede Gelegenheit nutzen, um sich zurückzuziehen. Die Ausstellung werden sie dann auch mit anderen Augen betrachten. Die Kollegen werden sagen, tut uns leid, aber das war ja von Anfang an eine verlorene Sache. Dann brauche ich nichts Privates mehr zu sagen, dann liegt es vor ihnen offen, dann breiten sie es aus.

Die lebt doch schon länger von ihrem Mann getrennt. Ungeordnete Familienverhältnisse, er hat ein Kind mit einer anderen. So was soll unsere Kinder erziehen, für so was sollen wir uns stark machen, Kommunisten, kaputte Verhältnisse, da sieht man's doch, halten noch nicht einmal unter sich Ordnung, machen sich gegenseitig fertig, kennt man doch, nein, mit solchen wollen wir nichts zu tun haben. Die zerstören doch jede Ordnung. Habt ihr der mal ins Gesicht gesehen? Völlig verheult hat sie ausgesehen. Gestottert hat sie. Und diese Stimme, verzerrt. Nicht zum Anhören. Außerdem weich, matschig. Die hätte man lieber sich um ihren Mann kümmern sollen, statt 'nen Beruf, wo sie's doch nicht bringt. Was kümmert die sich um Politik. Dafür ist die doch nicht gebaut. Die kann einem höchstens leid tun. Die Frau... Ja, das und noch Schlimmeres können sie sagen, die, die morgen abend da sein werden, wenn ich versage. Wenn ich mich nicht augenblicklich ins Lot bringe, wenn ich nicht aufhöre zu denken, was meine Richter von mir denken.

Ich brauche meinen Text. ich werde ihn noch einmal laut lesen. Mein Text... von vorne... Werte Anwesende... sprechen, sprechen muß ich den Text... Wwww-rtw Ann-ww... Wwww-rwww... Ich geb's auf... gleich fang ich an zu heulen, dann ist's gelaufen, dann kann ich nicht mehr aufhören, das weiß ich, so gut kenne ich mich, ich darf jetzt nicht weinen... mor-

gen nacht kann ich weinen, aber nicht jetzt, nicht jetzt... Kognak... ein Glas nur... ein Glas hilft mir bestimmt drüber... Das ist gefährlich... wenn ich es mit einem Glas nicht schaffe, nehme ich das nächste... heulen und trinken ist noch schlimmer, ich werde kaum gehen können, das weiß ich inzwischen auch.

Also was? Was mach ich bloß... Ich darf mich jetzt nicht mir selbst überlassen... Ich darf nicht allein sein... Ich werde Maria anrufen... Maria braucht ich nichts zu erklären... nichts zu erzählen... Das Telefon! Das Telefon ist noch im Kühlschrank... Raus aus dem Kühlschrank!... Die Nummer. Die Telefonnummer von Maria. Mir fällt die Nummer von Maria nicht ein... nachschlagen, muß ich nachschlagen... Da, da ist sie... zwei sieben eins fünf drei acht... Maria muß ich sagen können, sprechen... Mmmm... aMmm... Ich komme nicht über das M hinaus... Aber... Matthias... Matthias... Matthias kann ich ohne Block sagen, sprechen, aussprechen... schreien: Matthias! Und leise? Ganz leise?... Matthias... ich liebe dich... ich liebe dich doch... verzeih mir meinen Haß... bitte... ja, ein Kind ist eine Hoffnung... ein Kind ist schön... auch deine Krankenschwester, sie liebt dich, sie hat dich gepflegt... mit Hingabe... liebt dich... ich will euch nicht hassen, euch: Mama, Papa, Kind... mein Vortrag soll auch für euch sein... Matthias, könntest du doch jetzt da sein... nur da sein... dreihundert Kilometer... das ist nichts für heute... das sind auch nicht mehr die dreihundert Kilometer... früher hattest du mich gefragt... mir Mut zugesprochen... gesagt, du schaffst das... ich war ja nicht alleine stark... Hildegard, hast du zu mir gesagt, du schaffst das... wenn ich über eine Mauer wollte, dann hast du die Leiter mit den Händen gemacht... Matthias...

Wenn ich Matthias sagen kann, muß ich doch auch Maria aussprechen können. Ich brauche jetzt Maria... Mmmm... aber: Matthias und Maria! Und leise, ganz leise?... Matthias und Maria... Matthias sagte über Maria: „Sie ist das genaue Gegenteil von dir: weich, rund, sensibel, lieb.“ Maria zum Ku-scheln... und ich war schwanger... Matthias und Maria... ich ließ aus Vernunftgründen eine Abtreibung vornehmen... Vernunft... kein Geld, kein Examen, kein Eigentum, keine Anstellung, keine Aussicht... Maria...

Ich werde Antje anrufen... Antje... das kann ich aussprechen... die Nummer... zwei sieben eins fünf... nein... das war die Nummer von Maria... das will ich jetzt gar nicht wissen, warum ich jetzt die Nummer von Maria wählen wollte, um Antje zu bitten, zu mir zu kommen... ganz schön virulent... das muß ich verschieben... das Problem muß ich auf morgen verschieben... Die Nummer von Antje ist die...

„Antje?... Antje, ja hier ist Hildegard... du, mir geht es wegen morgen abend ziemlich schlecht... ja, bbbitte...“

„Dea ex machina“, sagt Hildegard, wie sie Antje die Tür öffnet, und vor der Küche: „Bitte stolper nicht über das Tetetelefon-k-k-abel!“ Vorsorglich hatte Hildegard das Telefon wieder in den Kühlschrank gestellt. Aus ihrer Sprechangst heraus hatte sie für Antje einen Zettel geschrieben. Antje liest den Zettel, sieht zu dem Kühlschrank, wohinein die Telefonschnur mündet, fragt: „Hast du den Hörer aufgelegt?“ Hildegard: „Ja.“

Antje: „Kam das schon einmal bei euch vor?“
Hildegard: „Nein.“

Antje: „Dann nimm dir für morgen nicht zu viel vor. Die Scheidung und die Podiumsdiskussion zusammen auf einen Tag, das schafft man nicht. Ihr habt euch ja vielleicht sonst noch etwas zu sagen. Vor was oder vor wem hast du denn wegen morgen abend am meisten Angst?“

Hildegard: „Schsch-ulpsychologe, ja, hat innerhalb des letzten Jahres einem dritten Kind den Verdacht auf Schizophrenie eingetragen, Früherkennung nennt er das, obwohl der Verdacht nach langwierigen Untersuchungen bei den ersten beiden Kindern wieder ausgeräumt werden konnte, wenn es da so etwas wie ein Ausräumen gibt, beharrt er auf der Richtigkeit seiner Arbeit. Er hat ein Auge auf Scheidungskinder, wo beide Eltern wieder verheiratet sind, wegen der Doppelung, der die Kinder ausgesetzt sind. Das Schlimme ist, über diese Problematik ist unter den Kollegen nicht zu sprechen. Keiner will sich dem Verdacht der Verteidigung von Schizophrenie aussetzen. Du bist die erste, der ich davon erzähle... Ich... ich habe auch Angst.“

Adolf Höfer

Verstehen oder verurteilen

*Das Dilemma der Faschismusdarstellung in moderner Dichtung.
Eine Studie zu Werken Hans Werner Richters und Heinrich Kipphardts*

I

Eine der vornehmsten Aufgaben von Dichtung ist es seit je gewesen, Verständnis zu wecken für alle Arten von Grenzbereichen menschlicher Existenz. Immer schon hat sie Höhen und Tiefen tastend ermessen und auszuloten versucht, ist dabei immer wieder in jeweils neuen Bereiche des Denkens, Fühlens und Glaubens vorgedrungen und hat auf diesem Wege dem menschlichen Bewußtsein stets neue Räume erschlossen, von deren Existenz der normale Zeitgenosse nicht einmal zu träumen imstande war. Und von Anbeginn an ist es dabei ganz überwiegend so gewesen, daß sich Dichtung verstehend, ja sympathisierend und liebend jenen neuen Bereichen und deren Geschöpfen zugewandt hat, die sie dem menschlichen Blick und Begreifen zu erschließen versuchte. Gerade den als abseitig und außenseiterhaft, ja als krank und verrückt Verschrienen galt oft ihr Interesse wesentlich mehr als irgendwelchen Vertretern der Norm¹. Und selten, höchst selten, ist es dazu gekommen, daß sie urteilend und verurteilend eindeutig und unwiderruflich den Stab gebrochen hätte über ihre Geschöpfe. Auf diese Weise hat Dichtung stets in ganz hervorragendem Maße beigetragen zu verstehender Toleranz in allen Bereichen menschlichen Lebens.

Nie Gekanntes und kaum Erfühltes hat sie dem menschlichen Bewußtsein im Dauerprozeß einzugliedern versucht, hat die Traumgefilde des Menschen allmählich in Wirklichkeit übergeführt, hat aber auch seine Schreckens- und Alpträume stets mit Gestalt werden lassen. Und ob sie dabei nun unsterbliche Gestalten wie Faust oder Hamlet schuf und uns Einblick gewährte in deren und unsere Seelenabgründe, oder ob sie die Wagnerfigur und die Poloniusgestalt und ein ganzes Panoptikum weiterer – nicht immer heiterer – Zerbilder menschlichen Handelns und Wandelns uns bot, immer schien sie dabei durchaus geleitet zu sein von Antigones Motto: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da. Selbst Karikatur und Satire wecken – wenn sie nicht zur groben Tendenzliteratur verkommen – noch Verständnis für die Eigenheiten, Schwächen, ja Verwerflichkeiten der von ihnen angegriffenen Menschen, und sei es nur dadurch, daß sie diese Laster und Schwächen durch unbestechliche Diagnose einer Therapie zugänglich machen. Literatur in all ihren Formen ist also seit je eher zum Verstehen als zum Verurteilen geneigt gewesen.

Und nun geschieht um die Mitte des 20. Jahrhunderts etwas, was die sensible Waage der Dichtung entscheidend zum Zittern bringt, daß sie sich zugunsten klaren und schneidenden Urteils, ja vernichtenden Verurteilens zu neigen beginnt. Die Tendenz zum Verstehen, die der Literatur wesensgemäß innenwohnt, ist offenbar an eine entscheidende Grenze gelangt. Und Grund dafür ist der Krieg, der entsetzliche Krieg, mit dem die braunen Barbaren Europa und die Welt überziehen. Grund dafür sind diese braunen Barbaren selbst, die schon vor dem Krieg mit ihren Stumpfsinnsträumen von Blut und Boden und Volk und Rasse aus dem Deutschland der Dichter und Denker ihr Deutschland der Richter und Henker machen, diese Barbaren,

die nirgendwo vorher erlebte totalitäre Herrschaft durch totalen Terror einführen in diesem Land, so daß alle die in Angst und Schrecken verstummen, die den lärmenden Gleichschritt der braunen und schwarzen Horden nicht mitmachen wollen. Die ganze gewaltige, unsägliche Mordmaschinerie des Dritten Reiches, das entsetzliche Räderwerk, das von bluttriefenden Mörfern und Henkern in gleicher Weise in Gang gebracht und gehalten wird, wie von den Massen der technokratischen Zulieferer, der Bürokraten und Schreibstischträger, all das ist schließlich der Grund, daß Dichtung, nachdem dieses Pandämonium in Schutt und Asche gesunken ist, angesichts des gigantischen und – im wörtlichen Sinn – unbeschreiblichen inneren und äußeren Trümmerfeldes nur zum Bannstrahl schneidendsten Urteilens und Verurteilens gegenüber Schuldigen und Verursachern in der Lage sich sah. Wenn sie nicht überhaupt verstummt. Der berühmte Satz, daß nach Auschwitz keine Gedichte mehr möglich seien, ist sicher von so manchem zur konsequenteren Frage erweitert worden, ob denn Dichtung und Literatur überhaupt noch möglich seien nach Auschwitz. Wer weiß denn schon, wie vielen es danach auf immer die Sprache verschlagen hat, die uns Wesentliches und Notwendiges zu sagen gehabt hätten?

Von denjenigen aber, die zu jener Zeit den Mund überhaupt aufmachten und die wieder schrieben oder erst zu schreiben anfingen, konnte man nun weiß Gott nicht erwarten, daß sie sich sofort jener vornehmsten Aufgabe von Dichtung zu widmen begannen, Verständnis aufzubringen und zu entwickeln und weiterzugeben für die abseitigen Grenz- und Zwischenbereiche des Außen und Innen, und schon gar nicht dann, wenn das Ansinnen an sie gestellt wurde, dieses Verstehen auf die aktiven und passiven Helfershelfer der Mordmaschinerie auszudehnen. In dem Kahlschlag, der damals nach Meinung vieler notwendig war, konnte es nicht darum gehen, differenzierte, subtile Bilder einer zerschlagenen Wirklichkeit zu zeichnen, es konnte nur darum gehen, schonungslos jenes Trümmerfeld der Wirklichkeit zu orten, es mit Sprache zu vermessen, es in seiner Schrecklichkeit auch entsprechend abschreckend hinzustellen und über die Schuldigen, soweit man sie zu erkennen vermochte, ohne jedes Wenn und Aber ein eindeutiges Urteil zu sprechen im Namen der Opfer.

Kein Wunder also, daß einer der ersten, der sich damals Gehör bei einer ganzen Generation verschaffte, daß Wolfgang Borchert in seinen Geschichten und Skizzen vom Krieg sein eindeutiges und verdammendes Urteil über Krieg und Kriegstreiber spricht, daß in seinem berühmten Heimkehrerstück *Draußen vor der Tür* selbst Gott in die schreiende Anklage mit hineingenommen wird und ein vernichtendes Urteil gesprochen wird über diesen ohnmächtigen Gott, der nichts zu verhindern vermochte. Es geht bei dem Kriegsheimkehrer Borchert und vielen seiner Zeitgenossen begreiflicherweise nur und ausschließlich um ein eindeutiges Verdammungsurteil über den Krieg und noch nicht um eine um Verstehen bemühte Analyse all der Faktoren in der Gesellschaft, die Kriege erst möglich machen.

Kein Wunder aber auch, daß Heinrich Böll, der in seinem Werk einen entscheidenden Schritt weitergeht und den vielfältigen Ursachen für Krieg und Barbarei nachspürt, seine Verurteilungen spricht, die an Klarheit nichts zu wünschen übriglassen. Denn Heinrich Böll ist zuerst und vor allem Moralist, und das Urteil von Moralisten über den Krieg fällt immer eindeutig aus. So gibt Böll in seinem Roman *Billard um halbzehn* eine Genesis des Faschismus in Deutschland, die in vielem einleuchtender wirkt als die meisten Faschismustheorien², weil sie ansetzt bei den latenten Bereitschaften des Menschen

zu militaristischem und faschistoidem Verhalten, weil sie überzeugend aufzeigt, wie aus dem Katalog bürgerlicher Sekundärtugenden all die Haltungen und Einstellungen entstehen konnten – vor allem die Einstellungen gegenüber Ordnung und Gehorsam um jeden Preis –, deren sich Militarismus und Faschismus in Deutschland dann so selbstverständlich bedienen konnten. Und Böll bietet nicht nur eine überzeugende Genesis des Faschismus in Deutschland, er zeigt auch mit drastischer Deutlichkeit auf, daß die gleichen Haltungen und Bereitschaften weiterhin wirksam sind in der Gegenwart der Bundesrepublik Deutschland. Gerade dadurch, daß das Wort Faschismus erst gar nicht auftaucht im Böllschen Roman, wird deutlich gemacht, daß dieser historische Faschismus mit Nazirummel und Nazirausch nur die gigantische Aufgipfelung ist innerhalb einer zeitlos vorhandenen Schicht von Bereitschaften und Haltungen, die jederzeit wieder zum Durchbruch gelangen können, wenn nur die Umstände sich entsprechend gestalten. Und Böll verurteilt diese Haltungen und Bereitschaften ganz eindeutig und ohne jegliches Wenn und Aber. Bekämpft wird im Böllschen Roman der große Büffel, jene Verkörperung all der latenten oder manifesten Bereitschaften zu Faschismus und Militarismus, bekämpft werden aber auch alle die, die vom Sakrament des Büffels gegessen haben oder noch oder schon wieder essen davon. Das mag vielen zu sehr schwarz-weiß gezeichnet sein, und entsprechende Kritik hat dieser Roman auch immer bekommen, eines aber ist klar: Hier wird aufs schärfste und ohne alle Herumdeutelei verurteilt, hier wird ein lautes und klares und eindeutiges Urteil gesprochen.

Kein Wunder schließlich, um ein letztes Beispiel zu nennen, daß auch Wolfgang Koeppen, der sensible Moralist, in seinen drei Romanen, die etwa zur gleichen Zeit erschienen sind wie der Böllsche, sein klares vernichtendes Urteil spricht über Faschismus in Deutschland und sein nicht weniger klares, wenn auch resignativ getöntes und bitteres Urteil über die neuen und doch so bekannten Formen militaristischer Entwicklungen und faschistoider Verhaltensweisen, wie er sie wieder heraufziehen sieht in der neuen Republik. Mit ähnlicher Klarheit wie Böll, zeigt er vor allem in seinem Roman *Das Treibhaus* die bestürzende, unheilige Kontinuität auf, die aus dem Dritten Reich in die neue Republik herüberreicht. Und mit seinem Außenseiter Keetenheuve ergreift er Partei und nimmt den Kampf auf gegen all die Unsäglichkeiten der neuen Entwicklung, gegen die neuen alten Mächte, die auf allen Gebieten des Lebens sich schon wieder breitgemacht haben und schon wieder das Sagen haben.³ Und vielleicht noch bitterer und resignativer, aber ebenso eindeutig und klar fällt Koeppen sein Urteil im *Tod in Rom*, wo sich alte und neue Nazis treffen, um der glorreichen alten Zeit zu gedenken und darauf zu sinnen, wie sie bald wieder fröhliche Urständ feiern könnte im neuen Deutschland der Republik.

Die Namen der Borchert, Koeppen und Böll sind repräsentativ genug für die Literatur jener Zeit, um aufzuzeigen, daß in den Werken der Schriftsteller in den Jahren nach dem Krieg und bis weit in die 50er Jahre hinein und noch wesentlich länger die Haltung eindeutigen Urteilens und Verurteilens gegenüber Krieg und Faschismus vorherrschend war.

Bald aber schon sind auch andere Ansätze zu verzeichnen, Ansätze, die die gesamte Schreckensthematik wieder mehr unter dem Aspekt des Begreifen- und Verstehenwollens anzugehen versuchen und die also jene vornehme Funktion von Dichtung, von der bereits die Rede war, auch auf jene Dimensionen des Grauens und Schreckens ausdehnen wollen. Was sind die Gründe und Ursachen für jenen neuen und anderen Ansatz?

Zum einen spielt sicher eine Rolle dabei, daß mit größerem zeitlichen Abstand zu Krieg und Faschismus die unmittelbarste, fast traumatische Betroffenheit einer distanzierten Betrachtungsweise zu weichen beginnt, welche sich wieder eher den verschiedenen Formen analysierenden Beschreibens zuwenden vermag, offenbar auch in der Hoffnung, durch Aufdecken all der Bedingungen und Strukturen, die zu Krieg und Faschismus geführt haben, durchaus auch einen Beitrag dafür zu leisten, daß sich ähnliches nie mehr ereignet.

Ein ganz wesentlicher Faktor dürfte auch in der Erkenntnis zu finden sein, der sich Schriftsteller der jüngeren Gegenwart nicht verschließen konnten, daß man nämlich so manchem Phänomen im Umkreis von Faschismus, Militarismus und Krieg kaum mit der Haltung tiefster moralischer Entrüstung und ihren sprachlich-stilistischen Äquivalenten gerecht zu werden vermag, ihm fast nicht beikommen kann. Morale Entrüstung schafft sich vor allem die vielfältigen Formen pathetischen Sprechens und neigt dann eher dazu, apokalyptische Dimensionen von Katastrophen zu beschwören und dabei vielleicht doch etwas den Blick zu verlieren für die vielfältigen Formen der „Banalität des Bösen“ (Hannah Arendt).⁴ Dem Alltagsfaschismus der Millionen und den aus ihm nahtlos herauswachsenden Schreibtischtätern mit Ordnungs- und Familiensinn sowie den grauen Technokraten der Macht kommt man nur schlecht mit der Emphase moralischer Entrüstung bei, so scheint eine Reihe von Schriftstellern der jüngeren Moderne zu glauben. Und sie fühlen sich bestätigt durch die Erkenntnisse und Erfahrungen von Menschen, die viel mit der Jugend umgehen, von Psychologen und Lehrern gleichermaßen, die immer wieder feststellen, daß die Jugend, die ja keine Beziehung mehr hat zu dem Geschehen von damals, für die das Geschehen ist wie jegliche andere auch, daß diese Jugend nicht mehr am moralischen Urteil über jene Epoche und ihre Menschen interessiert ist, ja daß sie solchen Ansätzen nahezu völlig sich zu verschließen geneigt ist.

Ein weniger edler Grund dafür, daß sich wieder mehr das Verstehen durchzusetzen beginnt auf Kosten eindeutig moralischen Urteils, mag vielleicht doch auch darin zu suchen sein, daß auch Schriftsteller nicht ganz frei davon sind, auch einmal wenigstens einen schielenden Blick zu werfen auf das, was schon wieder ankommt bei vielen Lesern, und da ist denn nun doch ein gewisser Trend festzustellen bei einer Mehrheit von Lesern, ausgesprochenes Interesse, um es vorsichtig auszudrücken, zu entwickeln dafür, sine ira et studio zu erfahren und zu verstehen, wie es denn gewesen sei. Und bei manchen Lesern scheint dies Interesse durchaus begleitet zu sein von einer Faszination durch die Dimension jener Vorgänge von damals, Vorgänge von einer Größe und von einer Gewalt, denen gegenüber unsere demokratischen Zeitalte geradezu ereignisarm genannt werden können.⁵ Und so könnte es durchaus sein, daß das, was sich aus der Literatur der jüngsten Moderne ablesen läßt, nur die vornehmste Spitze des Eisbergs einer Trendwende ist, einer Trendwende allergrößten Ausmaßes, die sich, alles begreifen wollend, nur noch der Größe der Vergangenheit zuwendet und dabei deren Schrecken und Grauen vergißt.

Wie dem auch sei, große Literaten, Schriftsteller von Rang, haben sich nur äußerst selten und auch dann nur für kurze Zeit und aus großem Mißverständnis heraus für politische Trendwenden vereinnahmen lassen, und so darf wohl mit Fug und Recht angenommen werden, daß es ganz überwiegend, vielleicht auch ausschließlich, die erstgenannten edleren Motive und Ursachen sind, die nach der Mitte des 20. Jahrhunderts das Pendel zurück-

schwingen lassen zugunsten einer Haltung des Begreifens und Verstehens, die ja immer schon der Dichtung nähergelegen hat als das harte Verurteilen, so daß also eigentlich Dichtung hier zurückfindet zu ihrem Wesen. Allerdings findet sie zurück zu dieser ihr eher wesensmäßig eignenden Haltung auf Kosten eines großen Dilemmas. Doch von diesem Dilemma später ausführlich.

Zunächst seien kurz einige Namen genannt, die stellvertretend für nicht wenige andere aufgeführt werden können, die in ihren Werken den Aspekt des Verstehen- und Begreifenwollens in den Vordergrund und ins Zentrum rücken.

Wenn dabei der Name Thomas Mann fällt, so wird damit angedeutet, daß zunehmende zeitliche Distanz nicht immer und für jeden die Hauptursache dafür ist, verstehender Beschreibung und Analyse Platz zu schaffen im eigenen Werk. Denn Thomas Mann hat bereits im Jahre 1938 in einem kleinen Essay mit dem erstaunlichen und provozierend programmatischen Titel *Bruder Hitler* eine Richtung gewiesen und eine Entwicklung eingeleitet, die mit Kipphardt etwa ein halbes Jahrhundert später entstandenem Stück vom *Bruder Eichmann* einen sicher erst vorläufigen Abschluß gefunden hat.

Die Analogie im Titel bei Kipphardt dürfte wohl kaum durch Zufall zustande gekommen sein. Schon bei Thomas Mann zeigt sich in diesem Essay das Bestreben, peinliche Verwandtschaftsverhältnisse aufzudecken und sie nicht der Verdrängung anheimfallen zu lassen, Verwandtschaftsverhältnisse, denen Kipphardt später in seinem Stück so ausführlich auf vielen Gebieten nachzuspüren beginnt. Und Thomas Mann hat ja bereits in seinem *Doktor Faustus* die Bedingungen und Gründe für die Gesamtkatastrophe, die über das deutsche Volk hereinbrach und die es schuldhaft auf sich geladen hat, in einer Tiefe auszuloten versucht, die seither nie wieder erreicht worden ist. Die Darstellung der geheimsten Entsprechungen und Parallelen zwischen dem einzelnen genialen deutschen Künstler und seinem Volk gehört zum Tiefsten, was deutsche Dichtung je hervorgebracht hat. Die Schau in den Abgrund der deutschen Seele, in die Seele des genialen einzelnen Künstlers ebenso sehr wie die in die kollektive Seele des ganzen Volkes, das Verstehen dafür, daß dieser chaotische Urgrund zugleich mit der Katastrophe auch das große Werk hervorzubringen vermag in unheiligem Bund mit der Macht des Bösen, die visionäre Darstellung der konsequenterweise daraus erwachsenden Sucht nach dem Abgrund, all dies ist nach dem Goetheschen *Faust* und über diesen hinaus in einer so bedrängenden und faszinierenden Weise gelungen, daß die deutsche Dichtung der Gegenwart auch nicht annähernd Vergleichbares zu bieten hat.

Und doch ist dem Schöpfer des *Doktor Faustus* bei diesem nachgoetheschen Gang zu den Müttern naturgemäß einiges nahezu völlig entgangen, was nun wiederum Autoren der jüngeren Moderne dem verstehenden Bewußtsein zu erschließen vermochten. Bei dem Gang in den Abgrund konnten die verborgenen, tiefsten und abgründigsten Wurzeln des Bösen, die letztlich wohl mythisch zu nennenden Dimensionen des Bösen, aufgedeckt und dem hellen Bewußtsein annähernd erschlossen werden, die eher oberflächlichen, alltäglichen und sogar ausgesprochen banalen Strukturen und Formen des Bösen aber blieben dem auf die Tiefe gerichteten Blick, der großen Tiefenschau also, weitgehend verborgen.

Und so blieb es denn anderen – meist jüngeren – Autoren⁶ vorbehalten, jenen hellen und ungetrübten Blick für den Alltag und für die Oberfläche zu entwickeln und all das dem Verstehen zusätzlich zugänglich zu machen, was

in der Zwischenzeit unter Bezeichnungen wie Alltagsfaschismus oder Banalität des Bösen zusammengefaßt worden ist. Dem Verständnis der Tiefe ist also zusätzlich der begreifende Blick für die Oberfläche erschlossen worden.⁷ Einer der wichtigsten unter den jüngeren Autoren, der dies mit geradezu akribischer, ja manchmal pedantisch anmutender Genauigkeit zu tun versucht hat, ist Uwe Johnson. Selten ist die langsame Infiltration des Alltags in der deutschen Provinz durch den Faschismus eindringlicher dokumentiert worden als durch den spröden Protokollanten Johnson in dem Monumentalroman *Jahrestage aus dem Leben der Gesine Cresspahl*. Immer wieder ertappt sich der Leser bei dem Gefühl, daß er nun endgültig versteht, wie unauffällig langsam das damals alles geschehen konnte, wie sich fast nach Naturgesetzen die gewachsenen Strukturen provinziell dörflicher oder kleinstädtischer Gesellschaft überführen ließen in die Herrschaftsstrukturen des Faschismus. Und ergänzend dazu bietet Walter Kempowski mit seinen Romanen aus dem bürgerlichen (Anti-)Heldenleben das ebenso akribisch zusammengetragene Anschauungsmaterial dafür, wie der städtische Bürger, eingespannt in die lange vorher entwickelten Klischees seines undemokratischen Handelns und Denkens, dem Aufstieg des Nationalsozialismus, der sich genau jener Denk-, Sprach- und Handelnsklischees bediente, nichts entgegenzusetzen hatte, falls er überhaupt etwas entgegenzusetzen jemals im Sinne hatte. Vor allem in dem Roman *Tadellöser & Wolff* und in der Fortsetzung *Uns geht's ja noch gold* – bei letzterem im Rückblick, denn der Roman spielt in der Nachkriegszeit – erfährt der Leser mit großer Eindringlichkeit, wie das Bürgertum mit einem völlig erstarren Sammelsurium an Binsenweisheiten, Sprichwörtern und Kalendersprüchen allen Formen individuellen, gesellschaftlichen und politischen Lebens, also auch all den neuen Erscheinungsformen der totalitären faschistischen Entwicklung gegenüberzutreten versuchte, sie mit dem völlig untauglichen Mittel all dieser erstarren Klischees als alt und bekannt einzurichten versuchte und sich dabei auch dann noch ängstlich beschwörend vorsagte, es sei alles ja nicht so schlimm und überall werde mit Wasser gekocht, als sich schon viele unter ihnen die Finger an dem kochenden Einheitsgebräu der Nazis gründlich verbrannt hatten.⁸

Es ist bei dieser Darstellung wohl schon weitgehend klargeworden, daß diese Schriftsteller, die das Verhalten der Deutschen vor und während der Naziherrschaft so eingehend dem Verstehen der Leser eröffneten, unweigerlich in ein großes Dilemma geraten mußten. Denn einerseits leisteten sie die Rückbesinnung auf jene edle Aufgabe der Dichtung, von der hier schon mehrfach die Rede war, auch Abseitigstes und Verwerfliches dem Verstehen zugänglich zu machen, andererseits drohten sie einer Haltung Vorschub zu leisten, die nach dem vereinfachenden Motto, Verstehen heiße in jedem Falle auch Verzeihen, all das schreckliche Geschehen mit dem Mantel verzeihenden Vergessens zu umhüllen trachtete. Diese Tendenz ist sehr bald nach dem Kriege bei vielen Deutschen ausgebildet worden, und was die Schriftsteller vom Schlagzeug Borcherts und Bölls mit ihrem eindeutig moralischen Urteil zu verhindern geplant hatten, das drohten Autoren wie Kempowski und Johnson – wenn auch unbeabsichtigt – nun gerade zu fördern, da sie sich so sehr jeglichen Urteils enthielten oder es allenfalls zwischen den Zeilen noch einfließen ließen.

Sicher war es richtig von diesen Autoren, zu sehen, daß es im Raume der Literatur nicht auf die Dauer mit dem moralischen Verurteilen sein Bewenden hat haben könne, da gerade die inzwischen herangewachsene jüngere Leserschaft, die die Zeit des Faschismus nicht mehr am eigenen Leib erlebt hatte,

ein Recht darauf hatte, ein distanzierteres, genaues und differenziert beschriebenes Bild von den Menschen und den Entwicklungen jener Zeit zu bekommen. Wenn dieses Bild aber dermaßen unterkühlt sich dann bot, daß der selbst nicht mehr betroffene Leser eigentlich nur noch den gewöhnlichen, alltäglichen und von allen leicht nachzuvollziehenden Aspekt des Geschehens vermittelte bekam, waren dann nicht Tür und Tor geöffnet für alle möglichen Formen der Verharmlosung dieses Geschehens? Dürfen aber all jene Ungeheuerlichkeiten je der Gefahr der Verharmlosung ausgesetzt werden, indem man den allmählichen Weg hin zu den Verbrechen als so banal und verständlich schildert und indem man die Seelenstruktur all jener kleinen und großen Helfershelfer zum Mord als die Seelenstruktur von Normal- und Alltagsfiguren aufzuzeigen versucht? Oder ist dies gar keine Verharmlosung? Ist die Gefahr einer Verharmlosung vielleicht schon dadurch nicht mehr gegeben, wenn man – umgekehrt und mit positivem Akzent – die Methode dieser Schriftsteller so charakterisiert und umschreibt, daß sie angebliche oder wirkliche Alltagsgestalten und sogenannte Durchschnittsmenschen samt ihrer als so einfach und normal apostrophierten Seelenstruktur als die großen und kleinen Helfershelfer zum Mord zu enttarnen versuchen?

Viele neue Fragen brauchen da zusätzlich auf, und alte bleiben bestehen. Zwar kann sich ein Schriftsteller nie davor schützen, daß die Falschen hurra schreien, andererseits kann er nicht völlig die Augen davor verschließen, daß er möglicherweise neuen gefährlichen Wegen und Wenden Vorschub leistet mit dieser Tendenz zum Verstehen in seinem Werk. Wäre nicht ein klarendes Wort des Urteilens und auch Verurteilens immer am Platze, wenn es um Verbrechen oder auch nur um die Vorstufen zu solchen Verbrechen und deren Bedingungen geht? Und dann hinwiederum ist zu beachten, daß vielleicht letztlich doch erst eine Darstellung, die die materiellen und psychosozialen Strukturen auch des furchterlichsten Geschehens dem Verstehen eröffnet, auch die Möglichkeit an die Hand gibt, an entscheidenden Stellen mit Therapie anzusetzen, um künftiges Unheil zu vermeiden.

Wie dem auch sei, ein leichtes Auflösen dieses Dilemmas nach der Art etwa, ein Schema von Vorteilen und Nachteilen zu erstellen, wird wohl kaum möglich sein.

Wer das eindeutige moralische Urteil bevorzugt und so die Haltung etwa von Böll in *Billard um halbzehn* besonders schätzt, der muß doch auch sehen, daß Böll mit seinen Symbolen des Lammes und des Büffels auch sehr viel Schwarz-Weiß-Zeichnung bietet. Und bei Autoren wie Johnson oder Kempowski liegt es dann wieder ganz anders. Wer deren Art besonders gut findet, durch akribisch genaues Beschreiben das Verständnis zu wecken, wie es denn nun wirklich gewesen sei, dem drohen nun auch eine Reihe böser Überraschungen. Da beschreibt etwa Johnson das Geschehen in der Provinz mit soviel Detailtreue und mit soviel wohlwollend-nivellierendem Understatement, daß man lange Zeit nur Dorfchronik zu hören vermeint, daß man die verhaltene Sympathie des Autors für seine Gestalten schon sehr zu verstehen und zu bewundern beginnt, bevor man entsetzt erkennt, daß da der Beginn des Faschismus in norddeutschen Nestern beschrieben wird. Und bei Kempowski ist es ähnlich. Viele finden sich da plötzlich wieder: ja, so war es. Aber erkennen sie auch die unheimliche Fratze im betulich gezeichneten Geschehen der Chronik?

Nach all den Fragezeichen, die das Ausmaß des Dilemmas in Umrissen schon zu illustrieren vermochten, ist es nun an der Zeit, an zwei Werken der jüngsten Moderne einmal genauer und eingehender aufzuzeigen, wie sich

dieses Dilemma jeweils konkret am Einzelwerk darstellt. Möglicherweise kann dadurch auch deutlich werden, welche Lösungsmöglichkeiten sich da für die Zukunft abzuzeichnen beginnen. Gewählt werden dafür der 1981 erschienene Roman *Die Stunde der falschen Triumphe* von Hans Werner Richter und das Theaterstück *Bruder Eichmann* aus dem Jahr 1983 von Heinar Kipphardt.⁹ Es wird sich zeigen, daß beide Werke sich ausgesprochen gut zur Darstellung der vorliegenden Thematik eignen.¹⁰

II

Das Thema des Romans von Hans Werner Richter¹¹ heißt Anpassung. Erzählt wird die Geschichte zweier sehr unterschiedlicher Männer, die doch eines gemeinsam haben: sie passen sich an die neuen Verhältnisse, die das Heraufziehen des Faschismus mit sich bringt, sie passen sich beide an, wenn auch aus sehr verschiedenen Motiven und in einem im einzelnen sehr verschiedenen verlaufenden Prozeß.

Allein die Wahl dieses Themas ist höchst symptomatisch. Heinrich Böll hatte in seinem Roman *Billard um halbzehn* es für Wert befunden, die Geschichte einer Auflehnung, eines Kampfes, dem Leser vor Augen zu stellen, die Geschichte des Dauerkampfes der Lämmer gegen die Büffel der prä-, post- und die der reinfaschistischen Zeit. Und auch Koeppen hatte im *Treibhaus* die Geschichte einer Auflehnung geschrieben, einer allerdings mehr und mehr resignativ im Sande verlaufenden Auflehnung dagegen, daß politisches und gesellschaftliches Leben auf allen Gebieten so früh nach dem totalen Zusammenbruch schon wieder von all den alten restaurativen Kräften bestimmt und geprägt zu werden begann, die diese Katastrophe doch herbeigeführt und verschuldet hatten. Die Hauptfigur des Koeppenschen Romans scheitert in ihrer Auflehnung, doch nie wäre es ihr eingefallen, sich anzupassen. Und nie wäre es Koeppen eingefallen, die Geschichte einer Anpassung mit seiner Autorensympathie zu begleiten.

Somit ist bereits in der Wahl des Themas erkennbar, daß sich bei H. W. Richter das Schwergewicht der Autoreneinstellung weitgehend zugunsten des Verstehenwollens verändert hat. Es wird nirgends ein Urteil über die beiden Willys des Romans gesprochen, und verurteilt werden die beiden Zwillingsschwestern, die sich auf ihre je spezifische Weise ihrer Naziumgebung allmählich anpassen, schon gar nicht.

Willy, der Frisör, geht dabei den weit einfacheren Weg. Immer ein wenig widerstreßend und alles ein bißchen hinauszögernd, paßt er sich ohne größere Schwierigkeiten an. Eine der Ursachen dafür ist in seinem Charakter begründet oder – genauer – dadurch, wie dieser Charakter geformt worden ist durch Schule und vor allem durch Militär, allen Befehlen von oben strikt zu gehorchen. Sein Beruf als Frisör hat die Tendenzen unterstützt, es immer allen recht machen zu wollen. Und das macht er auch, wenn auch nicht gerade begeistert, als mehr und mehr Nazis auf seinem Frisörstuhl Platz nehmen. Sein ganzes Sinnen und Trachten zielt darauf ab, sein Geschäft zu erhalten, es nicht zu gefährden, und es vielleicht zu erweitern. Dem wird alles untergeordnet, und das ist auch der stärkste Beweggrund, den gesamten Anpassungsprozeß zu vollziehen. Hier steht Frisör Willy stellvertretend für aber Tausende von Mittelständlern, kleinen Gewerbetreibenden, die aus Angst um Brötterwerb und kleinen Besitz zu allem bereit waren und die die Scharen der Nazis mit ihrer Menge zur Masse anschwellen ließen. Viele von ihnen dürften, wie Willy, ganz und gar ohne große Begeisterung für jenen Hitler und seine

Genossen gewesen sein, und doch machten sie alles in ganz ähnlicher Weise mit, wie es an Willy gezeigt wird.

Die Stationen in dessen Anpassungsprozeß werden sehr eingehend beschrieben, vom zögernden Hinhalten gegenüber den Nazis unter den Kunden, die größere Begeisterung von ihm erwarten, über den ungemein weit hinausgeschobenen Parteieintritt bis hin zu dem Zeitpunkt, wo Willy in doppelter Pflichterfüllung gleich zwei Hakenkreuzfahnen aus den Fenstern hängt statt der geforderten einen. Und genauestens werden uns all die kleinen und größeren inneren Kämpfe gezeigt, in denen das sogenannte Realitätsbewußtsein dann immer siegt, gezeigt werden auch ganz genau die Szenen der Auseinandersetzungen mit dem Partner, der sich immer wieder mal querlegt, und das ganze Taktieren mit Freunden, Bekannten und Kunden.

Mit viel Verstehen und viel Gespür wird vom Autor gezeigt, wie sich Willy erfolgreich immer wieder zu überreden versteht, daß er recht hat mit seinem Anpassungsweg, wie er die Erfolge der Nazis schließlich auch als Beweismittel einbaut in sein Rechtfertigungsdauerbemühen, so daß auch der Leser schließlich nicht umhin kann, für den Anpassungsweg dieses liebenswerten und auch mit echtem Humor ausgestatteten Menschen ein Maximum an Verständnis aufzubringen. Menschlich, allzu menschlich ist er eben gezeigt, unser Willy, und nur wenigen wohl unter den geneigten Lesern dürfte es einfallen, ein klares Wort des Urteilens oder Verurteilens über diesen Willy zu fällen, wo doch der Autor selbst ganz offensichtlich so viel Verständnis aufbringt, zumindest den Anpassungsweg so plausibel schildert, daß jener Weg wohl doch vielen als recht einleuchtend erscheinen muß.

Die Frage dabei ist nur: Droht dabei nicht völlig unterzugehen, daß jene Belegschaft stillzuhalten und ohne auch nur irgendeinen Ansatz zum Widerstehen — geschweige denn Widerstand — jenen Weg der Anpassung einzuschlagen, die Massenbewegung des Nationalsozialismus erst möglich mache, aus wie vielen mystischeren Quellen sie auch sonst gespeist worden sein mag. Hans Werner Richter ist, was seine Haltung zu Krieg und Faschismus angeht — man denke daran, welche Autoren er in der Gruppe 47 stets gefördert hat —, ein wirklich unverdächtiger Autor. Kann er es sich vielleicht gerade deshalb leisten, den gefährlichen Weg in die Anpassung an menschenunwürdige und schließlich unmenschliche Formen gesellschaftlicher Zustände mit so viel Verständnis zu schildern? Es bleiben jedenfalls wichtige Fragen, und sie werden gewiß nicht weniger wichtig, wenn jetzt der kritische Blick auf die andere Hauptperson des Romans, auf Willy, den Lehrer, und dessen spezifische Anpassung gerichtet wird.

Dieser Lehrer Willy, der in den Schrecken des Ersten Weltkrieges zum radikalen Pazifisten geworden ist, ist von seinem gesamten gesellschaftlichen Selbstverständnis her Gegner und Feind der Nazis. Mit emphatischem, doch nie fanatischem Engagement versucht er, als Lehrer die ihm anvertrauten Kinder mit neuen jugendgemäßen Methoden im Sinne seiner Ideen, vor allem im Sinne von Frieden und Völkerverständigung, zu erziehen. Doch auch dieser engagierte Menschenfreund, der die Nazis haßt wie die Pest, da er sie sehr bald als die Erzfeinde all seiner Ideen einer humanen Gesellschaft erkennt, geht den Weg der Anpassung und Unterwerfung. Er glaubt ihn gehen zu müssen, um das nackte Leben zu retten, denn seine gesellschaftspolitischen, vor allem seine pazifistischen Einstellungen sind den Vertretern des Regimes wohlbekannt, und sehr bald schon gerät er ins Netzwerk ihrer Totalüberwachung.

Auch bei Willy, dem Lehrer, wird dieser Anpassungs- und Unterwerfungs-

weg in all seinen bitteren Stationen sehr genau aufgezeigt. Er verläuft beim Regimegegner natürlich anders, viel bedrohlicher und viel demütigender als beim Frisör, der beim Hauptgedanken an sein Geschäft von vornherein keinen Widerstand entgegenzusetzen gesonnen ist. Für den Regimegegner Willy aber ist die Anpassung besonders schlimm, ja katastrophal, weil er auf diesem Weg alles zu verraten gezwungen ist, für das er seiner Gesinnung nach steht. Es ist im wesentlichen der Weg des deutschen Intellektuellen in die äußere Unterwerfung und innere Emigration, der uns stellvertretend an Willy, dem Lehrer, vorgeführt wird, besonders eindringlich dadurch vorgeführt wird, daß Willy wirklich Regimegegner ist, was man ja weiß Gott nicht von allen Vertretern der deutschen Intelligenz behaupten konnte.

Bitter und demütigend ist dieser Weg in all seinen Stationen. Er beginnt mit einer privaten Abart von Bücherverbrennung, die ihm ein wohlwollender Dorfpolizist nahelegt, um ihn vor Schlimmerem zu schützen. Willy stimmt zu, trägt eigenhändig all seine Bücher ins Feuer und sieht also in Flammen aufgehen, was all sein Leben und Denken bestimmte. Und bei jedem Schritt, der nun folgt, sucht er sich selbst von zwei Dingen voll zu überzeugen: daß die jeweilige Unterwerfungsgeste notwendig ist, um das Schlimmere zu verhüten, und daß er auf diesem Wege von seinen tiefsten inneren Überzeugungen nicht um einen Millimeter abwiche, daß er sie nur konservieren würde für den Tag, wo das ganze Nazigeschmeiß wieder verschwunden sei.

Und dabei verhütet er mit keiner seiner Unterwerfungsgesten das Schlimmere. Mit infamer Präzision tritt all das Befürchtete doch ein, er hat es, wie etwa seine Entlassung als Lehrer, nur immer um eine kurze Zeit noch hinauszögern können. Die weiteren Kreuzwegstationen der leidvollen Anpassung und Unterwerfung laufen mit der Präzision eines diabolischen Uhrwerks ab. Willy verrät seine pazifistische Grundüberzeugung im Verhör, um Schlimmeres von sich abzuwenden, und dann belügt er auch seine Schüler — für den mit Leib und Seele an seinem Beruf hängenden Pädagogen eine besonders katastrophale und alles untergrabende Form des Verrats.

Tiefster Punkt in dieser Kette der Erniedrigungen ist die Aufführung einer nazistischen Weihestunde, die der Dorfbürgermeister eigens für ihn inszeniert, um ihn endgültig zu demütigen. Er ist ausersehen dafür, eine Eiche zu pflanzen und sie in kultischer Handlung dem Führer zu weihen vor vollzählig versammeltem Volk seiner Heimat. Er tut auch das mit zusammengebissenen Zähnen, redet sich wieder ein, daß er tiefinnerst nichts von seiner Gesinnung verrate, und sanktioniert damit in symbolischer Weise endgültig als Faktum, daß es keinerlei Widerstand mehr gibt gegen die Herrschaft der Nazis.

Und damit ist jetzt, nachdem bei der Beschreibung des Themas der Anpassung laufend auch schon immanent davon die Rede war, nun auch expressis verbis und zusammenfassend von der gesamten Haltung des Autors zu reden, mit der er seinem Thema und seinen Personen gegenübertritt.

Gerade bei diesem Höhepunkt des Romans läßt sich nämlich beobachten, mit welchem Maß an Einfühlungsgabe Hans Werner Richter die Unterwerfungshaltung der Hauptperson dem Verstehen, ja fast der Sympathie des Lesers öffnet. Das Mitfühlen des Lesers wird ganz überwiegend in die Richtung geleitet, die da heißt: Was hätte er denn anderes machen sollen in seiner Lage? Und von Wendungen solchen und ähnlichen Inhalts, die ganz besonders die Haltung mitführenden Verstehens beim Leser hervorzurufen in der Lage sind, ist nun im Buch wahrlich kein Mangel. Daß sie mit Vorsicht zu betrachten und sehr genau gelesen werden wollen, davon wird noch die Rede sein. Sie tun jedenfalls ihre Wirkung, selbst wenn der Autor Differenzierteres im

Auge hat.

Einige typische Stellen seien hier erwähnt.

Als Willy die Kunde erreicht, Welch unheiligen Weiheakt der Bürgermeister mit ihm im Sinne hat, heißt es: „Willy nahm die Mitteilung hin, ohne ein Wort zu sagen, er ließ ihre Befehle über sich ergehen, als sei er nicht der Betroffene. Es war ihm bewußt, daß es keine Weigerung für ihn gab, sie hätte die sofortige Verhaftung bedeutet, darauf warteten sie. Nein, er hatte nur eine Möglichkeit: die Flucht, das Untertauchen. Aber in dieser Gegend wäre er schnell verloren, würden sie ihn schon nach wenigen Tagen wieder eingefangen haben. Das wäre der sichere Tod. In diesen Stunden der Betroffenheit und des Nachdenkens kam er zu einem Entschluß: Es war besser, zu tun, was sie wollten, trotz aller Erniedrigung, ohne innerlich nachzugeben, und auf den Tag der Vergeltung zu warten. Dieser Tag würde kommen, davon war er überzeugt.“ (S. 136/137) Und als sich am Ende der Hitlereichenweihe Willy selbst davon zu überzeugen versucht, recht gehandelt zu haben, vernimmt der Leser: „Kein Jota seiner Überzeugung war dabei verlorengegangen, so dachte er, kein Jota.“ (S. 142)

Was bleibt hier beim Leser in erster Linie haften, so muß man sich fragen. Und man muß doch realistischerweise annehmen, daß zunächst und vor allem die Information im Gedächtnis bleibt, es habe wegen der Gefahr der sofortigen Verhaftung keine andere Möglichkeit gegeben, ja, es habe Gefahr für Leib und Leben bestanden, ein Nachgeben sei daher höchstes und einziges Gebot gewesen, man habe ja außerdem nichts an innerer Überzeugung verloren. Diesen Inhalten gilt das Verständnis des Lesers zuallererst, in diese Richtung wird sein Denken und Fühlen angestoßen.

Und erst in zweiter Linie, wenn überhaupt, wenn der Weg in die Richtung des Verstehens schon beschritten ist, wird der Leser die Formulierungen zur Kenntnis nehmen, mit denen die Informationen eingeleitet oder durchsetzt sind: „Es war ihm bewußt“ (S. 136), „kam er zu einem Entschluß“ (S. 136), „so dachte er“ (S. 142). Beim Nachzeichnen des Anpassungsweges von Willy, dem Frisör, sind übrigens diese Formulierungen teils etwas deutlicher geraten: „versuchte er sich einzureden“ (S. 46), oder „gestand er es sich ein“ (S. 51). Aber auch da drohen sie in der Fülle der vorgeführten Information unterzugehen.

Es sind jedenfalls – bei beiden Anpassungsprozessen – Formulierungen der Relativierung, die das Ganze in Perspektive bringen sollen, die klarmachen sollen, daß das Ganze aus dem Bewußtsein der betroffenen Personen heraus geschrieben ist, daß diese Erzählperspektive nicht identisch ist mit der Perspektive des Autors. Aber solcherlei Überlegungen sind vielleicht – und ich wage zu sagen: nicht immer – Selbstverständlichkeiten unter Germanistikstudenten und möglicherweise auch unter den Schülern gymnasialer Oberstufen. Vielleicht vermögen sie mit Sicherheit zu unterscheiden, wann nun erlebte Rede vorliegt und wann sogenannter objektiver Bericht. Das Argument aber, daß bei dem Leser alles ganz anders ankommen kann, der nicht unbedingt germanistische Seminare oder gymnasiale Oberstufen durchlaufen hat und auf das Erkennen von Erzählperspektiven und Erzählsituationen getrimmt worden ist, dies Argument darf doch sicher einmal entscheidend auch gegenüber dem Autor verwendet werden zu einer Zeit, in der einschlägige Fachleute so ausgiebig von Rezeptionsästhetik oder Wirkungsgeschichte zu reden pflegen.

Die Haltung des Verstehens und sympathisierenden Mitführlens wird also gerade an den entscheidenden Stellen des Anpassungsprozesses beider Perso-

nen geweckt trotz der relativierenden Hinweise. Und viel weniger noch kommt es dem Durchschnittsleser in den Sinn, bei dem Höhe- oder Tiefpunktgeschehen, das – so und nicht anders geschildert – hier abläuft, sich die wichtigen Fragen einmal zu stellen:

Wo sind denn die Menschen geblieben, die, statt Hitlereichen zu pflanzen – der Vorgang sieht sicherlich anders aus zu anderen Zeiten – das Zeichen setzen und die Eiche zertrampeln oder schlicht das tun, was man nicht von ihnen erwartet? Schreibt man denen auch noch Romane heutzutage? Hätte es genügend von denen gegeben, wäre da nicht mehr an Hoffnung dagewesen? Muß es so sein, daß nun ausgerechnet in subtilster Weise Verständnis geweckt wird für den Weg der Anpassung und Unterwerfung, der doch massenhaft beschritten worden ist? Muß man den Eindruck erwecken und dem Glauben noch Vorschub leisten, diese Haltung der Anpassung sei ganz normal, sei das Normalste der Welt und also auch nicht zu ändern, weil dies zufest in der Natur des Menschen angelegt sei, sozusagen zu seinem Wesen gehöre? Warum versucht man nicht mit der gleichen Energie den Irrglauben zu entmystifizieren, daß dieser Anpassungsweg normal und unabänderlich sei? Und warum spricht man denn nicht endlich einmal eindeutig und klar das Urteil: Fluch dieser Art von Normalität, die solch ungeheures Unheil geißt! Warum begibt man sich der Chance, durch solchen Bannfluch wenigstens die Möglichkeit zu eröffnen, daß all diese völlig verfestigten Ansichten über das, was normal ist in den Augen der Mehrheit, endlich einmal in Bewegung geraten und heilsame Änderungen im allgemeinen Bewußtsein bewirken? Fragen über Fragen.

Es bleibt vor allem das Ärgernis – das Dilemma scheint also unlösbar – daß Autoren wie Hans Werner Richter, unverdächtig weiß Gott, das Verständnis ausgerechnet für den Weg eröffnen, der die Katastrophe herbeiführen half. Oder sind wir vielleicht erst dann dagegen gefeit, die Katastrophen der Zukunft in Gang zu setzen, wenn wir die Mechanismen vergangener Katastrophen verstehen lernen, um dann stärker und eindeutiger im Urteilen und Verurteilen der üblichen Anpassungswege sein zu können? Die Frage kann an dieser Stelle noch nicht dem Versuch einer Antwort zugeführt werden.

Faßt man das bisher Gesagte vorläufig zusammen, so zeigt sich, daß in Hans Werner Richters Roman sowohl bei der Wahl des Themas als auch bei dessen Gestaltung der Tenor des Verstehens eindeutig vorherrscht.

Im sprachlich-stilistischen Bereich sind es die Wendungen des Verstehens, des Zugestehens, Einräumens, des Abwägens und des Zubedenkengebens und ähnliches mehr, die dem Leser im Ohr haften und die seine Einstellung zu den Hauptpersonen des Buches und deren Verhalten weithin bestimmen, bestimmen in eine Richtung, daß er Denken, Fühlen und Handeln dieser Personen besser und besser versteht.

Kritische Akzente werden vom Autor nur äußerst behutsam und dermaßen zurückhaltend gesetzt, daß sie nur allzu leicht übersehen werden. Man kann sie entdecken in der Wahl der Erzählperspektive, die die Distanz des Autors zu seinen Figuren zu bekunden vermag, in der Wahl der erlebten Rede, welche die Verantwortung für alles bei den gestalteten Personen zu belassen erlaubt. Ein eindeutiges Urteil wird nirgends gesprochen. Verurteilen gibt es nicht.

Oder hat sich die Haltung des Urteilens und Verurteilens auf den Titel des Buches allein zurückgezogen? Das Wort „falsch“ deutet ja nun auf ein eindeutiges Urteil des Autors hin. Und sicher versucht Hans Werner Richter mit

diesem programmatisch wirkenden Titel manches klarzumachen.¹² Aber darf man die ganze Kritik und sein ganzes Urteil in die Überschrift stecken, um im Werke selbst dann alle Register differenzierten Verstehens zu ziehen, ja – wohl unbeabsichtigt – den Eindruck zu erwecken, als würde man um das Verständnis geradezu werben? Läßt sich das Dilemma, in dem die deutsche Dichtung der Gegenwart bei der Gestaltung von Faschismus und Krieg und vor allem von deren Folgeerscheinungen steht, auf eine solche Weise wirklich lösen? Hans Werner Richter und andere, die ähnlich wie er verfahren, haben vielleicht die in der vorliegenden Arbeit so häufig apostrophierte vornehmste Funktion von Dichtung der modernen deutschen Literatur teilweise zurückgewonnen. Aber – so fragt man sich denn nun doch – wo wird denn das Grauen darüber spürbar, daß die vielen und allzu vielen, die Gemütslage, Mentalität und Charakterstruktur des Frisörs aufwiesen, und auch die anderen, weniger, die sich wie der Lehrer ins Schweigen der inneren Emigration flüchteten, dieses Grauen erst mit ermöglicht haben? Man wird der oben genannten Rückbesinnung der Literatur auf ihre vornehmste Funktion nicht so recht froh, wenn man bedenkt, Welch unendliches Leid und Welch verheerende Katastrophen solche Verhaltensweisen mit herbeiführen halfen, die im besprochenen Werk Hans Werner Richters mit so einfühlsamem Verstehen vorgestellt und vorgeführt werden.

III

In Hans Werner Richters Roman *Die Stunde der falschen Triumphe* läßt der Titel vermuten, daß ein eindeutiges Urteil gesprochen wird über all die falschen Verhaltensweisen und die falschen Triumphe der beiden Hauptpersonen. Diese Vermutung bestätigt sich nach der Lektüre des Buches in gar keiner Weise. Es dominiert die Haltung des Verstehens bis in die kleinsten Einzelheiten hinein.

Bei Heinar Kipphardts Stück *Bruder Eichmann*¹³ scheint der familiäre Vertrautheit assozierende und provozierende Titel von vornherein eine extreme Tendenz zum Verstehen anzudeuten. Im folgenden wird aufzuzeigen versucht, inwieweit sich diese Vermutung bestätigt.

Zunächst einmal muß die Wahl dieses Themas – einen der größten Schriftsteller zur Hauptperson eines Theaterstücks zu machen – noch keineswegs bedeuten, daß besonderes Verständnis aufgebracht werden soll für Charakterstruktur und Motive des Täters. Es könnte ja auch auf dem Tribunal der Bühne eine strenge Verurteilung stattfinden.

Dies aber ist nicht der Fall. Zwar wird Eichmann von dem israelischen Gericht, welches die alles Menschenmögliche übersteigende Aufgabe hat, ein angemessenes Urteil über den Großorganisator der Endlösung zu fällen, der Millionen von Juden aus ganz Europa in die Vernichtungslager geschickt hat, zwar wird dieser Eichmann von diesem israelischen Gericht schließlich zum Tode verurteilt, auf der Bühne des Theaters aber inszeniert Heinar Kipphardt einen Prozeß, der unvergleichlich subtiler abläuft als jenes reale Verfahren damals in Jerusalem und der die gesamte Frage der Schuld auf solch bestürzende Weise und mit derart bedrängenden Schlußfolgerungen behandelt, daß der Zuschauer dieses Kipphardtschen Tribunals einem kaum zu ertragenden, unerhörten Wechselbad der Gefühle ausgesetzt ist. Bald ist er entsetzt über die Nüchternheit und Distanziertheit, mit der dieser Eichmann über Millionen von Toten zu sprechen in der Lage ist, bald aber ertappt er sich auch dabei, daß er unvermuteterweise sehr viel Verständnis aufbringt für so manche

Überlegungen und Gefühle dieses Mannes; ja er beginnt, den Mann manchmal regelrecht sympathisch zu finden, und das Entsetzen vertieft sich dann natürlich um so mehr, wenn seine Aufmerksamkeit wieder darauf gestoßen wird, welch ungeheuer Verbrechen sich dieser Mann schuldig gemacht hat. Dabei wird dies Wechselbad der Gefühle von einem recht authentischen Eichmannbild hervorgerufen, nicht von einem fiktiven und vom Autor frei gestalteten Charakter. Kipphardt hat seine Quellen, vor allem die Tonbandaufzeichnungen der israelischen Verhöre¹⁴, sehr genau studiert und sie für sein Schauspiel in ganz ähnlicher Weise verwendet wie die einschlägigen Dokumente in seinem Stück *In der Sache J. Robert Oppenheimer* oder auch im Roman *März*¹⁵. Wir haben es bei dem Schauspiel *Bruder Eichmann* mit einer ähnlichen Form von Dokumentartheater zu tun, wie im Stück über den Atomphysiker Oppenheimer. Dokumentartheater aber ist von vornherein daraufhin angelegt, das Interesse des Zuschauers darauf zu lenken, wie es denn nun wirklich gewesen ist, und hat damit von vornherein natürlicherweise die Tendenz, das Verständnis des Zuschauers für die gezeigten Personen und deren Handlungen, Überlegungen und Gefühle zu wecken. Das Dilemma, mehr und mehr Phänomene im Gesamtfeld von Faschismus und Krieg dem verstehenden Zugriff zu öffnen und dabei nicht die Notwendigkeit klaren moralischen Urteils und Verurteils anzutasten und zu gefährden, zeigt sich dabei in allen Bereichen, in denen der Autor Kipphardt den Charakter seiner Hauptfigur uns vorführt und einsichtig macht.

Da ist im Vordergrund zunächst das Feld des „Berufs“. Es ist der Beruf eines Administrators und Großorganisators. Eichmann bringt die entsprechende Begabung dafür mit und den entsprechenden Eifer. Das gleiche Talent und den gleichen Feuereifer, die er anfänglich als sogenannter Reisebeamter für eine Vacuum Oil Company einsetzt, wird er nur wenige Jahre später beim Großeinsatz gegen die Juden Europas an den Tag legen.

Das eine Schlüsselwort für seine Tätigkeit heißt Funktionieren. Und er legt größten Wert darauf, daß alles stets reibungslos funktioniert. Die andere Säule seines einfachen Weltgebäudes besteht in dem ebenso reibungslosen Zusammenspiel von Befehl und Gehorsam. Befehle von oben werden ordnungsgemäß ausgeführt, ohne je Sinn und Inhalt solcher Befehle in Frage zu stellen, und mit der gleichen oder noch größeren Selbstverständlichkeit wird die gleiche Haltung gegenüber Befehl und Gehorsam von den nachgeordneten Dienststellen erwartet. Und so vollzieht Eichmann seinem Selbstverständnis nach als Funktionierender in einem großen Räderwerk die Organisation der Judenvernichtung im Dritten Reich, vollzieht als Weichensteller für den entsetzlichsten Holocaust der Weltgeschichte seine Aufgabe als tüchtiger, pflichteifriger Beamter ohne eine Spur schlechten Gewissens, so wie er jede andere Aufgabe, die ihm per Befehl angewiesen worden wäre, auch pflichtschuldigst und ordnungsgemäß erledigt hätte.

Ein Großteil der Gespräche Eichmanns mit dem Vernehmungsoffizier Avner Less kreist um dieses Befehls- und Gehorsamssyndrom und um die Abgrenzung von Zuständigkeitsbereichen. Eichmann bemüht sich mit großer Geduld darum, Less darüber aufzuklären, daß in diesem Totalsystem von Befehl und Gehorsam derjenige, der gehorcht, nie Schuld auf sich lädt, da ja nichts in seiner Verantwortung liegt. „Verantwortung und Gewissen hat die befehlgebende Ebene, die Einfluß auf die Befehlsgebung hatte, aufwärts vom General.“ (S. 55) Mit großer Beredsamkeit versucht er Verständnis dafür zu wecken, „daß jeder irgendwie doch funktioniert unter Befehl und Eid stehend“

(S. 56). Die Totalität der Apparatur wird sichtbar in Eichmanns Erklärung: „Es war ja damals alles auf der Befehlsgebung aufgebaut, Befehlsbereich – Befehlsgesetz – Befehlserfänger – Befehlserfänger hatte zu gehorchen, zu parieren. Das ist ja letzten Endes auch der Sinn der Befehlsgebung“ (S. 60) Gegenüber seinem Verteidiger Servatius faßt Eichmann seine Gehorsamsideologie in folgender Weise zusammen: „Solange das menschliche Zusammenleben noch keiner globalen Lösung entgegengeführt wird, solange bleibt Befehl und Gehorsam die Grundlage jeder staatlichen Ordnung. Zu ihrer höheren Sicherheit bedient sie sich des bindenden Eides. Bei einer guten Staatsführung hat der Befehlserfänger Glück, bei einer schlechten Unglück. Ich hatte kein Glück.“ (S. 124) Wie viele würden nicht an dieser Stelle heute schon wieder oder immer noch voll und ganz zustimmen?

Auf zwei weitere Aussagen legt Eichmann auch immer wieder Wert. Er versucht Less gegenüber mit großer Beharrlichkeit glaubhaft zu machen, daß er die Juden, deren Vernichtung er betrieb, nie gehaßt und daß er nie einen Juden selbst getötet habe; sein Zuständigkeitsbereich habe vor den Lagertoren geendet.

Zweierlei Wichtiges läßt sich daraus für die Charakterstruktur dieses Menschen entnehmen. Die gestellte Aufgabe wird völlig emotionslos gelöst, was immer diese Aufgabe auch sei. Sie wird sachlich – Eichmann spricht von der „Sache der Vergasung“! (S. 57) – und kompetent innerhalb eines genau abgegrenzten Zuständigkeitsbereichs gelöst, und sie wird von jemandem gelöst, der kein Blut sehen kann, der möglichst keiner Fliege etwas zuleide tut und der sehr empfindlich ist, wenn er mit der Endlösung, die er administriert, in irgendeiner Form unmittelbar zu tun bekommt. Der Vernehmungsoffizier Less gelangt zu bedeutsamen Einsichten im Laufe seiner Gespräche mit Eichmann, und, ob er nun will oder nicht, er muß Verständnis aufbringen für den monströsen Schreibtischtäter: „Das Monster, es scheint, ist der gewöhnliche funktionale Mensch, der jede Maschine ölt und stark im Zunehmen begriffen ist. In diesen Monaten, schrecklicherweise, kommen wir uns näher.“ (S. 83) Ähnlich ergeht es dem Leser. Was Kipphardt an Charakterstruktur bei Eichmann hier herausarbeitet und aufzeigt, ist weitgehend einleuchtend und ohne große Anstrengung zu verstehen. Und ein weiteres ist noch bedeutsamer. Der Leser kann nicht umhin, die Meinung des Vernehmungsoffiziers zu teilen, daß jener Typus Mensch häufig anzutreffen ist, und daß man ihm immer häufiger begegnet.

Es handelt sich um einen ganz unauffälligen, gewöhnlichen Typ von Durchschnittsbürger, der, mit funktionaler Intelligenz ausgestattet, stets bereit ist, diese Intelligenz losgelöst von Inhalten beliebig einzusetzen, der beliebig verfügbar ist, der stets bereit ist, reibungslos zu funktionieren und reibungsloses Funktionieren ordnungsgemäß überall durchzusetzen, wo solches angeordnet ist. Und zutiefst betroffen muß es machen, zu sehen, wie diese Eigenschaften, vor allem die des reibungslosen Funktionierens, in unserer Gesellschaft immer noch oder schon wieder hoch geschätzt werden, daß man immer noch oder schon wieder – naiv oder auch mit Bedacht geäußert – zu hören bekommt, ohne diese Eigenschaften ginge nichts, liefe nichts, könne nichts ordentlich ablaufen und dergleichen mehr. Dieser Typus von Mensch ist schon wieder oder immer noch sehr gefragt, und er macht sich, gefördert von allen Seiten, schon wieder breit in allen Bereichen des Lebens, so daß der bereits wieder zum unbequemen Außenseiter zu werden droht, der auf die fürchterliche historische Verwandtschaft dieses Menschentyps hinweist.

Nein, Eichmann ist kein einmaliges Monster, dem man alle Schuld zuschie-

ben kann. Er selbst charakterisiert sich in diesem Zusammenhang als „normal und unauffällig“ (S. 67), und allein dies sollte all denen, die das Wort von der Normalität sozusagen als das Gütezeichen des kleinen Mannes immer so positiv beschwören, einmal einen Schauer des Erschreckens über den Rücken jagen.

Ja, die Eichmannsche Haltung ist weit verbreitet, und sie wird von vielen, wenn nur der Name Eichmann dabei nicht ausdrücklich fällt, im Brustton der Überzeugung als völlig normal anerkannt, solange nicht jemand die Stimme erhebt und hinweist auf jene fürchterliche Verwandtschaft. Letzteres aber vollführt Kipphardt mit aller Konsequenz. Und er setzt mit seinem Wort vom „Bruder Eichmann“ noch mehr in Gang, hält er doch jedem von uns den Spiegel vor, damit wir uns nicht davor drücken können, auch bei uns höchstpersönlich nachzufragen, ob wir selbst denn frei sind davon, uns verfügbar zu halten für alle möglichen Formen des Funktionierens, zumal wir eigentlich nur mit solchem Verhalten den Beifall unserer Umgebung bekommen, auf den wir doch nur sehr schlecht verzichten zu können meinen in unserem Leben.

Doch von dem potentiellen Eichmann in uns soll später noch einmal die Rede sein. Dem Verstehen des Lesers ist die Eichmannfigur jedenfalls in ganz eindringlicher, ja extremer Weise nahegebracht worden. Ist aber dabei das höchstnotwendige moralische Urteil und das Verurteilen solcher Verhaltensstrukturen, die das Entsetzliche möglich machen und noch Entsetzlicheres möglich machen könnten in Zukunft, ist diese höchst notwendige Haltung klaren Verurteilens auch schon mitvermittelt worden? Sind wir unvermuteterweise gerade hier vielleicht schon einer tragbaren Lösung des so häufig angesprochenen Dilemmas auf der Spur?

Wenden wir uns zunächst noch anderen Lebensbereichen zu, in denen uns Kipphardt diesen schrecklich alltäglichen und pedantischen Bruder Eichmann nahezubringen versucht.

Es ist der Umkreis der Familie, dem Kipphardt fast so viel Aufmerksamkeit schenkt wie dem des „Berufs“. Der Autor nimmt jede Gelegenheit wahr, Eichmann im rückerinnernden Gespräch, auch Briefe schreibend und in der persönlichen Begegnung mit der Ehefrau, in den verschiedensten Aspekten des familiären Beziehungsgeflechts zu zeigen.

Und da scheint es zunächst ganz und gar nicht ins Bild zu passen, daß der Großorganisator des Holocaust als zärtlicher, liebevoll besorgter Gatte und als ebenso zärtlicher, umsichtiger und liebevoller Vater und Großvater dargestellt wird. Als sorgender Hausvater kümmert er sich einfach um alles, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein. Er, der Tausende jüdischer Kinder, ohne mit der Wimper zu zucken, ins Gas transportieren ließ, mahnt etwa in rührend besorgter Weise an, „schnellstmöglich“ ein Eisengitter um einen Brunnen durch ein nichtrostendes Bronzegitter zu ersetzen, denn: „Es könnte sonst ein spielendes Kind dort einbrechen, und das belastet mich.“ (S. 117) Was für ein entsetzlicher Charakter, mag man hier denken, der dauernd seine Unschuld angesichts von Millionen von Toten beteuert und der in sentimentalster Weise von der Belastung durch einen einzigen potentiellen Unfall im engsten persönlichen Umfeld daherredet. Meldet sich hier der urteilende und verurteilende Autor, so fragt man sich, der Urteilen und Verurteilen durchaus im Sinn hat, der es sich aber angesichts solcher und vieler ähnlicher ungeheimer Entsetzlichkeiten oder entsetzlicher Ungereimtheiten leisten zu können glaubt, die Fakten sprechen zu lassen, der es dem Leser und Zuschauer hier einfach zumuten kann, sein Urteil selber zu sprechen? Wäre nicht doch

ein klärendes Wort am Platz, ein hilfreiches Wort auch für den Leser, wie denn der Autor diese Ansammlung bürgerlicher Tugenden bei dem Biedermann Eichmann beurteilt?

Alles, was zum Arsenal einer wohlanständigen Bürgerlichkeit gehört, scheint in und um Eichmann versammelt zu sein. Er blickt auf dreißigjährige harmonische Ehe zurück, er liebt und schätzt seine treue Gemahlin, erfreut sich gelungenen Kinder und Enkel. Wie paßt dieses Bild wohlanständiger Bürgerlichkeit mit dem anderen Bild vom millionenfachen Schreibtischmörder zusammen? Von KZ-Kommandanten wird ähnliches berichtet. Die Schergen waren nicht selten liebevolle, besorgte Familienväter, die den eigenen Nachwuchs umsorgten, während sie die jüdischen Kinder ganz ohne Skrupel ins Gas beförderten. Das verträgt sich offenbar gut miteinander bei dem funktionalen, funktionierenden Typ. Alles Gefühl funktionierte innerhalb der eigenen Familie, und es konnte ausgeschaltet werden auf Befehl und im Dienst. In diesem Zusammenhang verdient ein sprachliches Zeugnis einmaliger Art besondere Erwähnung. Es ist der Brief des zum Tode verurteilten Adolf Eichmann an seine Frau Vera. (Vgl. S. 112 ff)¹⁶ Es gibt kaum ein Dokument in der deutschen Sprache, das einen in derart verwirrender Weise erschüttern und betroffen machen kann wie dieser Brief. Bewußt oder unbewußt schließt er an an die großen und kostbaren Vermächtnisbriefe unserer Sprache, an die Briefe eines Matthias Claudius etwa oder eines Klaus Bonhoeffer. Erst ein genauer Vergleich nach Motiv, Sprache und Stil, der hier nicht vollzogen werden kann, vermöchte vielleicht die verlogenen von den echten Tönen und falsches vom wahren Pathos zu trennen, aber auch danach bliebe wohl noch genug an höchst bestürzender Gemeinsamkeit. Schauder oder sogar Verzweiflung wird aber gerade die überkommen, die deutsche Kultur achten und lieben, wenn ihnen von Kipphardt die Augen dafür geöffnet werden, Eichmann im tiefsten Grund der deutschen Seele angesiedelt zu finden. Der Schreibtischhenker hat sich genau dort eingeschlichen und haust genau dort, wo Claudius und Bonhoeffer legitimerweise zu Hause sind. Er hat sich Heimat erschlichen mitten im Herzen der deutschen Kultur.

Nur wenig soll hier zitiert werden, um das religiöse Pathos und auch die innigen Töne dieses Briefes andeutungsweise zu vermitteln: „Segne unseren neuen Enkel Marcelito von mir und segne unsere argentinischen Schwieger-töchter. Es ist mir eine große Freude, daß meine zweite Mutter Hansi noch segnen konnte... halte wie Pech und Schwefel zusammen. Das ist mein Wunsch und Trotz.“ (S. 116)

Vielleicht mag hier so mancher Leser Kitschnähe feststellen, es dürfte aber sehr schwerfallen, den gesamten Brief in diese Nähe zu rücken und ihn damit abzutun. „Wir werden geboren, um zu lieben und zu sterben.“ (S. 115) Wer würde wohl im Verfasser dieser schlichten Lebensweisheit den Vernichter eines ganzen Volkes vermuten? Wird der Satz dadurch schlechter, daß ihn ein Adolf Eichmann gesprochen hat?

An diesem Punkt aber ist das Ärgernis und ist das Dilemma, von dem wir hier sprechen, geradezu unerträglich geworden. Der Brief Adolf Eichmanns könnte sicher in jedem deutschen Lesebuch als das respektgebietende letzte Vermächtnis eines zum Unrecht zu Tode verurteilten weisen, gütigen und zu tiefst religiösen Mannes abgedruckt werden. Man brauchte nur den Namen des Verfassers wegzulassen, und um die gute Aufnahme dieses Briefes bei Jugendlichen und auch bei Erwachsenen brauchte man sich wahrlich keine Sorge zu machen. Dieser Eichmannsche Vermächtnisbrief gibt jedenfalls allen Anlaß zu der schrecklichen Vermutung, daß die tiefsten Ursachen für die

Struktur und für das Funktionieren des Eichmannschen Charakters möglicherweise ganz zentral in den Strukturen der bürgerlichen Familie selbst zu suchen sind. Gemeint aber sind – Spätform, Entartung, Verfall? Wer vermöchte da schon zu entscheiden – gemeint aber sind die Strukturen einer Familie, die unter Verleugnung ihrer ursprünglichen, im religiös-moralischen Bereich wurzelnden Tugenden neben anderen Untugenden vor allem eine dreifache Fähigkeit entwickelt zu haben scheint: Dem eigenen Nachwuchs meist mit mehr oder minder verhüllten Formen extremer Zuwendung bis hin zur Affenliebe zu begegnen, ihn im Namen künftig zu besetzender Pfründen in der Gesellschaft zur Anpassung und zum Funktionieren abzurichten, ihn gleichzeitig gegenüber jedermann außerhalb des Familienclans zu rüdestem Ellbogenkampf im Wettbewerb um die Glücksgüter dieses Lebens ermunternd heranzubilden und ihn ganz nebenbei mit dem Zusatzvermögen auszustatten, alle jene Sachverhalte, die unheilige Dreifaltigkeit solchen Verhaltens also, geschickt zu verbergen und wortreich zu verschleiern. Letzteres jedenfalls – nicht alle Komponenten sind im Stück voll dokumentiert – scheint Eichmann so perfekt zu gelingen, daß man alle Herztöne deutschen Gefühls in aller Echtheit zu hören vermeint.

Wenn es nun aber tatsächlich so ist, daß der Eichmannsche Charakter zu tiefst im Urgrund der bürgerlichen Familie wurzelt, könnte das dann nicht die Ursache sein für Kipphardts extreme Haltung des Verstehens und Begreifens? Muß sich nicht jeder scheuen, an solch zentralem Punkt des unmittelbaren eigenen Betroffenseins ein Urteil zu sprechen? Wer wäre denn überhaupt in der Lage dazu, wo das doch konsequenterweise bedeuten müßte, den Stab zu brechen über sich selbst?

Ein bestimmender Grundton jenes Briefes ist das ausgesprochen religiöse Pathos. Und eine starke Beziehung zur Religion legt Eichmann auch sonst an den Tag. Auf dem Gebiet des Glaubens und der Religion aber zeigt sich in noch größerer Deutlichkeit als im familiären Bereich, mit welch gutem Gewissen jener Eichmann ausgestattet gewesen ist. Ein ausgesprochener homo religiosus, ein Gottsucher scheint er gewesen zu sein. Stets hat er nach eigenen Aussagen nach dem Göttlichen gesucht, hat stets daran geglaubt, daß Gott ihn führt (vgl. S. 121), seit seiner Kindheit hat er nicht aufgehört zu beten). (vgl. S. 129)

Ein kaum glaubliches Bild entwirft Kipphardt hier von dem Administrator des Massenmords. Hat er tatsächlich im Dauergebet seine Opfer bis vor die Tore der Lager befördert? Niemals scheint er dabei auch nur im entferntesten an Schuld gedacht zu haben. Und auch in der Rückerinnerung noch fallen aus dem Mund dieses Schreibtischtäters Sätze von einer Sicherheit, wie sie eigentlich nur der Mund der Unschuld zu sagen wagt: „... ich habe nicht gesündigt. Ich hatte, wie jeder Soldat, zu gehorchen ... Ich empfinde kein Bedauern, ich empfinde kein Bedauern! Ich bin vor Gott mit keiner Schuld belastet. Ich habe nichts Unrechtes getan.“ (S. 128/129)

Bis zum Schluß gibt sich Eichmann davon überzeugt, daß man ihm ein Unrecht antut. Gegenüber einem Pfarrerehepaar verkündet er voller Überzeugung, er habe ein „rechtschaffenes Leben“ (S. 150) geführt, und er wagt es tatsächlich, kurz vor der Hinrichtung von sich zu sagen: „... ich gehe direkt zu Gott selbst.“ (S. 151) Welch eine Perversion von Glauben und Glaubenskraft!

Mit einem pathologisch guten Gewissen ist Eichmann also ausgestattet gewesen. Wo aber bleibt das Urteil des Autors über den entsetzlichen Träger dieses Gewissens? Darf er sich völlig darauf verlassen, daß der Leser, den er

zum Verstehen dieses pathologisch guten Gewissens geführt hat, dann auch mit Sicherheit das Urteil vollzieht, das er selbst als Autor aussparen zu müssen glaubt? Geht es an und genügt es, das Urteil über das Böse im Zitat zu verstecken, im Zitat des Pascal: „Niemals tut man so vollständig und so gut das Böse, als wenn man es mit gutem Gewissen tut“?¹⁷ Wieder und noch hinterläßt das Dilemma eine ganze Menge bedrängender Fragen.

Und die Fragen bleiben allein schon deshalb bedrängend, weil Kipphardt zusätzlich zu Mitteln der Darstellung greift und weiterhin Kunstgriffe inhaltlicher und formaler Art einsetzt, die alle darauf hinauslaufen, die Verstehensbereitschaft des Lesers für Eichmann noch stärker zu aktivieren.

Da wird einmal von Kipphardt ein bigotter kanadischer Pfarrer mit seiner noch bigotteren Ehefrau eingeführt, die beide zwecks Seelenrettung des Adolf Eichmann – oder genauer gesagt, was sie darunter verstehen – dem Verurteilten die Bibelsprüche samt Quellenangabe in einer Weise um die Ohren hauen, daß der Zuhörer kaum anders kann, als Sympathien zu entwickeln für die gefaßte und ruhig-souveräne Haltung, mit der sich der zum Tode Verurteilte jene primitiven Maschinengewehre Gottes vom Leibe hält.¹⁸

Und da wird außerdem von Kipphardt, dem ausgebildeten Psychiater, eine Frau Schilch, Psychiaterin ihres Zeichens, eingeführt, die den Formungen und Verformungen der Eichmannschen Persönlichkeit bis in die früheste Kindheit hinein nachspürt, was eigentlich auch im wesentlichen nur dazu dient, daß der Zuschauer den Werdegang dieses Mannes besser und besser verstehen lernt.¹⁹

Es handelt sich dabei um ein Verstehen mit zweifacher und recht unterschiedlicher Akzentuierung. Einmal wird dadurch, daß die Autoritätsfixierung Eichmanns zurückgeführt wird auf die unerhört strenge väterliche Erziehung zu absolutem Gehorsam eine der wichtigsten Wurzeln für die später sich so verheerend auswirkende Haltung Eichmanns zu Befehl und Gehorsam einsichtig gemacht. Wie unerhört tief diese Fixierung geht, vermag der klassische Freudsche Versprecher Eichmanns – für ihn war der Vater „ein sehr gerechter Gott“ (! S. 35/36) – mit drastischer Anschaulichkeit aufzuzeigen. Wer aber solche Einsichten über die Wurzeln jenes unseligen Befehls- und Gehorsamssyndroms gewonnen hat, dem fällt es sicherlich mehr als schwer, verurteilend den Stab zu brechen über einen solchermaßen geprägten Charakter.

Zum anderen aber kann beim Zuschauer die Bereitschaft zur Einsicht wachsen, daß es geboten ist, all denen, die sich lauthals als ganz normal bezeichnen, mit äußerster Skepsis zu begegnen, wenn er erfährt, daß auch ein Eichmann den Anspruch erhebt, „immer normal und unauffällig“ (S. 67) gelebt zu haben. Die Einsicht aber, daß es angebracht ist, allen Lobpreisungen einer sogenannten Normalität mit äußerster Skepsis zu begegnen, wenn einem einmal zu Bewußtsein gebracht worden ist, welche Ungeheuerlichkeiten hinter diesem Begriff von Normalität verborgen werden können, diese Einsicht gehört zu den wesentlichsten Erkenntnissen in unserer Zeit.

Können wir jetzt vielleicht auch schon völlig einsehen, warum Kipphardt den Akzent seiner dramatischen Konzeption im Stück „Bruder Eichmann“ so eindeutig auf Verstehen legt und nicht auf Verurteilen? Sind wir damit einer Lösung des Dilemmas schon nähergekommen?

Wenden wir uns nun mit der Absicht, vielleicht endgültigen Aufschluß über dieses Dilemma zu bekommen, zum Schluß jener dramentechnischen Besonderheit zu, die Kipphardt im Stück „Bruder Eichmann“ einführt. Es sind die – von ihm selbst im Anschluß an das Personenverzeichnis so benannten –

Analogiekomplexe oder Analogieszenen, die er seinem Stück einmontiert und den Eichmann-Szenen in ganz spezifischer Absicht zuordnet. Es sind nämlich ausschließlich Szenen, „in denen auf Ähnlichkeiten verwiesen wird“ (S. 45), wie es Kipphardt mit englischem Understatement und vornehmer Zurückhaltung auszudrücken beliebt.

In jenen Analogieszenen – es sind die Szenen sieben, neun, elf und siebzehn im ersten Teil des Dramas sowie die fünfte des zweiten Teils – wird nämlich ganz klar und deutlich gezeigt, wie sehr sich das durch Eichmann repräsentierte Denken, Sprechen und Handeln in entscheidenden Bereichen unseres öffentlichen Lebens durchgesetzt hat oder jedenfalls vorherrschend ist, falls es sich möglicherweise erst gar nicht hat durchsetzen müssen. An einem ausgesuchten Personenkreis aus dem Bereich der Wissenschaft und Wirtschaft, der Verwaltung, der Politik und des Militärwesens sowie verwandter Gebiete versucht Kipphardt nämlich deutlich zu machen, daß der allseits und stets verfügbare, immer zu reibungslosem Funktionieren bereite Typus von Mensch, der mit hinreichend funktionaler Intelligenz ausgestattete Technokrat, der unabhängig von allen Inhalten nur das Machbare stets im Auge hat und dies auch durchsetzt unabhängig von allen Fragen der Moral, die er entweder gar nicht mehr kennt oder die er verdrängt, daß dieser Typus von Mensch die entscheidenden Stellen in unserer Gesellschaft schon seit langem besetzt hält. Und nach Kipphardt ist es Holz vom Eichmannschen Stamm, aus dem jener Typus von Mensch geschnitten ist, nach des Autors Meinung sind es genau die Eichmannschen Qualitäten, über die die Welt schon einmal zu Gericht gesessen hat, um den individuellen Träger dieser Eigenschaften zu verurteilen, und die sie doch überall sonst toleriert, wenn sie sich noch nicht mit solch drastischer Deutlichkeit zu erkennen geben, wie das bei Adolf Eichmann für jedermann sichtbar der Fall war.

Ob uns der Autor nun Bomberpiloten in Vietnam oder die Strategen der Pläne künftigen Atomkriegs in Europa vorführt, ob nun leitende Angestellte von Chemiekonzernen, ob Gentechnologen oder sogar – eine besonders tragisch-traurige Pointe – ein israelischer Verteidigungsminister handelnd und denkend zu Wort kommen, immer wieder zeigt Kipphardt auf, daß es Geist ist vom Eichmannschen Geist, der sich hier meldet, und Fleisch ist von seinem Fleisch, das sich nach der Verurteilung zum Tode und nach der Hinrichtung Eichmanns hier neu verkörpert und unheilige Auferstehung feiert.

Computergehirne und Roboterseelen sind hier am Werk, einschaltbar, ausschaltbar je nach Belieben, und weithin unbemerkt sind sie am Werk, da sie ein auf funktionale Intelligenz, auf Formalismus und Funktionieren ausgerichtetes Erziehungssystem mit der Zusatzfähigkeit ausgestattet hat, die Arsenalen abendländischer Rhetorik hemmungslos für ihre Zwecke zu plündern, damit ihr gesamtes Tun und Treiben aufs schönste und effektivste zu garnieren und auf diese Weise vor den anderen – und teils wohl auch vor sich selbst – zu verbergen.

Es ist aber letztlich dann doch die Sprache, welche die zutiefst lebensverneinende, nekrophile Gesamttdenz und Haltung ihrer Sprecher trotzdem verrät. Die Sprache, die bürokratische und technokratische Sprache derer, die die Bomben warfen auf Vietnam, und die Sprache derer, die Atomkriegspläne durchexzerzieren mit Megatonnen und Megatönen, die Sprache schließlich auch derer, die die Massaker in palästinensischen Flüchtlingslagern zu rechtfertigen versuchen, die Sprache all derer – und die Beispiele ließen sich beliebig fortführen – ähnelt in verteuelter Weise der Sprache Eichmanns.

Es ist eine Sprache, die es erlaubt, vom lebendigen einzelnen Menschen abzusehen, die in abstrakter, technokratischer und bürokratischer Weise von Einheiten spricht, von integrierten Systemen und Kapazitäten, von Ziffern- und Zahlensystemen, die man auf irgendwelchen Kraft- oder Schlachtfeldern, Schau- oder Schauderplätzen in einem Gesamtszenario einsetzt, ersetzt, umherschiebt, zurückzieht oder nach vorwärts befördert, ob in die alten KZs oder in die Holocausts künftiger Kriegsschauplätze, ins Jenseits jedenfalls allemal – es ist eine unmenschliche Sprache.

Wenige Beispiele müssen in diesem Zusammenhang genügen. Jede der Analogieszenen Kipphardts stellt eine Fundgrube dar für das Bestreben, alte Wörterbücher des Unmenschlichen zu bestätigen oder neue anzulegen. Von einem Captain Weiss, Special Air Command, der von Thailand aus Vietnam bombardiert, heißt es: „... wir tun die Arbeit, die unsere Befehle vorschreiben ... Wir erfahren über Funk, ob unsere Bomben ordnungsgemäß im Zielgebiet explodiert sind.“ (S. 50) Auf die Frage, ob ihn zivile Ziele beunruhigen würden, kommt die Antwort: „Ich habe nicht darüber nachgedacht, es ist nicht meine Sache, ich bin der Captain dieser B-52, der seine Arbeit macht. Es ist viel Routine.“ (S. 50/51) Und auf die Frage, ob er je bei irgendeinem Einsatz „moralische Probleme“ gehabt habe, sagt jener Captain Weiss, der diese Sprache schon gar nicht mehr versteht oder sie nicht verstehen will: „Wir haben immer sehr aufgepaßt, keinen Fehler zu machen. Wir sind, ich glaube, eine ziemlich gute Crew.“ (S. 51) Jede dieser Antworten hätte in ähnlicher Form auch von Eichmann gegeben sein können, und auch er hätte wohl von seiner Crew mit ähnlicher Anerkennung gesprochen.

Auf welche Qualitäten es so manchem Wissenschaftler von heute bei den aktuellen Formen der Züchtung eines neuen Menschen ankommt, zeigt etwa der Vortrag des Genetikers H. B. Glass: „Ich würde vorschlagen, daß man erstklassige Soldaten und Wissenschaftler klon“ (S. 52).

Die Analogieszene im zweiten Teil hat – wie erwähnt – ihre besondere traurig-tragische Bedeutung und Verweisungsfunktion. Zu hören, mit welchen Worten ein Vertreter jenes Volkes, das so unbeschreiblich gelitten hat, nun seinerseits Ziele seines Landes zu beschreiben beginnt, zu hören, welche Sprachanalogen bei der Benennung dieser Kriegsziele hier mittönen, ist schon unüberbietbar bestürzend: „Die Vernichtung der PLO, die physische Liquidierung ihrer Führer und ihrer Kampfeinheiten und die Abschiebung der Hunderttausende von Palästinaflüchtlingen“ (S. 131). Vernichtung, Liquidierung, Abschiebung: Welch ein Echo auf die Sprache Eichmanns und seiner Gesinnungsgegenossen, welch ein Echo bei einem Sohn jenes Volkes, dessen Abschiebung, Liquidierung und Vernichtung Adolf Eichmann nur wenige Jahrzehnte vorher organisiert hat. Allerfatalstes Echo auch dann, wenn der gleiche Sohn jenes Volkes selbst das Wort von der „endgültigen Lösung“ (S. 131) schließlich noch in den Mund nimmt. Zwar scheint er es anders zu meinen als jenes unsägliche Naziwort, aber wer vermag dem – und den christlichen Falangisten, die er einbezieht in seine Pläne von einer endgültigen Lösung – denn noch voll zu trauen angesichts der Massaker in den Lagern von Sabra und Shatila. Nicht zufällig widmet Kipphardt den gesamten Rest dieser Analogieszene dem Geschehen in jenen Lagern. Welche Sprache und welche Echos! Und besser wird auch nichts dadurch, daß wir alle uns schon an diese unmenschliche Sprache wieder gewöhnt haben.

In ganz verfehlter Weise also ähnelt die Sprache der meisten Personen in den Analogieszenen der Sprache des Adolf Eichmann. Es bedarf nun keiner ausgeklügelten Sprachtheorie, um von der Sprache auf das Denken und

schließlich auch Handeln all jener Sprechenden rückschließen zu können. Wir haben es also bei einer ganzen Reihe von Vertretern jenes Personenkreises, der uns stellvertretend für viele in den Analogieszenen vorgeführt wird, mit der Mentalität Adolf Eichmanns zu tun, mit Denken, Fühlen und Handeln nach Eichmannscher Art. Kipphardt spricht kein Urteil über diese Menschen, so wenig wie er ein Urteil über Adolf Eichmann gesprochen hat. Aber er zeigt uns die Parallelen mit unerbittlicher Eindeutigkeit.

Die bestürzende Einsicht, die uns in den Analogieszenen vermittelt wird, heißt mit des Autors eigenen Worten, „daß die Eichmannhaltung die gewöhnliche Haltung in unserer Welt geworden ist“.²⁰ Auch wenn Kipphardt kein Urteil spricht: eine katastrophalere Aussage über den Menschen unserer Zeit läßt sich kaum vorstellen. Aber vielleicht läßt sich trostreicherweise hier doch auch sagen: Wenn dies einmal begriffen ist, gibt es dann angesichts solcher Verwandtschaft zu „Bruder Eichmann“ eine dringlichere Mahnung zu Besinnung, Einkehr und Umkehr?²¹

IV

Die Analogieszenen in dem Kipphardtschen Stück haben eines ganz klar gezeigt: Mit rückwärtsgewandter Verurteilung ist es nicht getan. Und dies ist wohl das wichtigste Motiv, daß sich Kipphardt in dem Dilemma zwischen Verstehen und Verurteilen so klar und deutlich für alles entscheidet, was ein Begreifen der Persönlichkeitsstruktur des Adolf Eichmann fördert und möglich macht. Was wäre gewonnen, so dürfte seine Überlegung lauten, wenn man das Individuum Eichmann nach dem Jerusalemer Gerichtsverfahren auch auf dem vom dramatischen Dichter erstellten unbestechlichen Tribunal erneut verurteilt? Steht denn nicht unvergleichlich mehr auf dem Spiel als ein rückwärtsgewandter Akt der Gerechtigkeit, dem alle um so leichteren Herzens und billig beizupflichten geneigt wären, weil er ihnen den Blick auf die neuen Vertreter der Eichmannschen Haltung und letztlich den Blick in den Spiegel bitterer Selbsterkenntnis ersparen könnte?

Denn viel wichtiger als eine erneute Vollstreckung des Urteils über den individuellen Täter Eichmann ist es doch wohl, die Erkenntnis zu fördern, daß Eichmanns Taten zwar beispiellos und monströs gewesen sind, daß dieses Monster jedoch auch alle Züge der Normalität, Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit trug und daß diese Ausprägung der „Banalität des Bösen“ keineswegs einmalig und etwa unwiederholbar wäre. Im Gegenteil. Kipphardts Methode eröffnet uns letztlich das Verständnis für den funktionalen und funktionierenden Menschen unserer Zeit, der im Mantel normalen Alltagsgewandtes einhergeht und die Fähigkeit in sich vervollkommen hat, für alles und jedes verfügbar zu sein und ordnungsgemäß zu erledigen, was immer man ihm befiehlt. Diese Haltung ist weit verbreitet. Es ist die herrschende Haltung. Und diese Haltung gilt als normal.

Kaum ein deutscher Schriftsteller hat das Verständnis für jene bestürzende Wahrheit so zu wecken und so zu schärfen gewußt wie Heinar Kipphardt. Und er wählt den Weg des Verstehens wohl vor allem auch deshalb, weil vielleicht nur dadurch der letzte und bitterste Erkenntnisschritt möglich gemacht wird, gegen den sich ja jeder mit allen Formen der Verdrängung und Abwehr zu sperren versucht. Diese letzte und bitterste Erkenntnis besteht aber darin, die Bereitschaft zum Funktionieren, die Bereitschaft, total verfügbar zu sein, bei sich selbst zu entdecken.

Es ist der Eichmann in uns, den der Dichter uns letztlich entdecken läßt. Und

das ist eine Zumutung solchen Ausmaßes, daß er sie nur dann an jeden einzelnen herantragen zu können glaubt, wenn er den Weg des Verstehens geht und auf Verurteilung gänzlich verzichtet. „Bruder Eichmann“ und Eichmann in uns: Die Vermittlung dieser Erkenntnis läßt es durchaus als gerechtfertigt erscheinen, daß sich Kipphardt in dem Dilemma zwischen Verstehen und Verurteilen so voll auf die Seite des Verstehens schlägt. Es ist notwendig, um uns eine der wichtigsten Erkenntnisse unseres Lebens zu vermitteln, vielleicht die wichtigste überhaupt.

Ist damit das Dilemma vielleicht gar gelöst?

Es bleibt trotzdem auch hier ein Unbehagen. Und es bleiben wichtige Fragen. Es bleibt zum Beispiel die Frage, ob nicht ganz gegen die Absicht des Autors auch die sich gestärkt und bestätigt fühlen, die schon lange nach der großen Wende lebten, wo sie vielleicht sogar mit öffentlicher Billigung würden sagen können, was sie schon immer wußten, daß nämlich die Deutschen während der Naziherrschaft weiß Gott nicht schlechter sich aufführten als andere Völker auch. Könnten sich nicht jene Dauerrechtfertiger bestätigt fühlen, jene Ewiggestrigen, die schon immer die Burenlager der Engländer gegen die Judenlager der Nazis aufzurechnen versuchten oder auch Dresden gegen Auschwitz? Nun scheint ihnen ja selbst ein Mann wie Kipphardt, den sie sonst ganz sicher nicht schätzen, recht zu geben, indem er aufzeigt, welch ähnliche Denk- und Handlungsstrukturen hier wie dort jeweils am Werk gewesen sind. Wird da nicht möglicherweise einer Haltung der Relativierung, Entschuldigung und Entlastung Vorschub geleistet, und dies nicht nur bei jenen Ewiggestrigen, sondern vielleicht gerade bei jenen, die bis jetzt an ein eindeutiges Urteil in dem Gesamtkomplex von Krieg und Faschismus gewöhnt waren und die jetzt durch die neuen Einsichten verunsichert werden? Kann nicht vielleicht auch eine Haltung der Resignation gefördert werden angesichts dieser verheerenden Erkenntnis?

Es bleiben viele Fragen, die sich nicht alle mit dem Hinweis darauf klären lassen, daß Dichtung nie davor gefeit ist, mißverstanden zu werden, und daß ein Dichter es nie ganz vermeiden kann, von den Falschen bejubelt zu werden. Es bleiben entscheidende Fragen.

Müßten nicht, sollten nicht – welche Beschwörungsformel ist denn da fordernd genug? – alle Register dichterischer Sprachgewalt gezogen werden, um über Männer wie Eichmann, die mit bürokratischer Präzision für Millionen von Menschen die Hölle auf Erden bereiten halfen, um also über den tyrischen Teufel unseres Jahrhunderts den Bannstrahl vernichtenden Urteils zu fällen, auch wenn man präzise und einfühlsam aufzeigen will und auch aufgezeigt hat, wie dieser Teufel funktioniert? Warum sollte es Dichtung nicht möglich sein, beides zu leisten, ohne zur Tendenzliteratur zu verfallen: mit den feinsten Registern der Sprache Verstehen zu fördern für die Wurzeln und Mechanismen des Bösen, auch und gerade des banalen Bösen, und dabei doch auch im gleichen Werk sprachmächtig und sprachgewaltig das verdammende Urteil zu fällen über die unauffälligen, grauen Alltagsgehilfen des Todes in unserer Welt? Fehlt uns vielleicht bis jetzt noch der große Meister der Sprache, der beides zu tun vermag und damit das Dilemma löst? Dichtung, die diesen Namen verdient, hat seit jeher Verständnis zu wecken versucht für alle Arten von Grenzbereichen menschlicher Existenz, Dichtung, die diesen Namen verdient, hat aber auch seit jeher Partei ergriffen, die edle Partei des Lebens gegenüber dem Tod – und damit nicht selten auch gegenüber den Bringern und den Gehilfen des Todes. In welches Dilemma und in welche Verunsicherungen sie dabei geraten kann durch die ungeheuren Di-

mensionen des vom Menschen erzeugten Grauens in unserem Jahrhundert, dieser Frage hat die vorliegende Arbeit nachzuspüren versucht. Hat die Dichtung der unmittelbaren Nachkriegszeit mit ihrem klaren Urteil über Krieg und Faschismus möglicherweise manchmal gegen das Gebot eines differenzierteren Verstehens der Gesamtzusammenhänge verstößen, war sie zumindest tendenziell zu solchem Verstoß bereit, so muß es die Literatur der jüngeren Gegenwart – so könnte man fordern – vielleicht doch eher lernen, ein klares Urteil zu sprechen gegenüber den neuen Sachwaltern des Todes, wie sehr sie auch begreiflicherweise deren psychische Mechanismen unserem Verständnis zu erschließen trachtet.

Wenn man aber nun davon ausgehen kann – und es spricht so manches dafür –, daß Eichmann die Mechanismen, die außerhalb seiner Person gesellschaftlich wirkten, stets nur getreu in seiner ganzen Persönlichkeitsstruktur nach- und abgebildet und sie völlig verinnerlicht hat, ist dann nicht eine Lösung des Dilemmas in anderer Richtung zu suchen?

Ist dann nicht – im Unterschied oder in dialektischer Ergänzung zum vorher beschworenen Postulat – die Lösung des Dilemmas vielleicht in der Richtung zu suchen, dem einzelnen Menschen, auch dem in fürchterlichste Verirrung und in tiefste – erkannte oder auch unerkannte – Schuld verstrickten Menschen, alles Verstehen entgegenzubringen, mit aller Eindeutigkeit aber auch ein unerbittliches Urteil zu sprechen über all die Bedingungen und Mechanismen innerhalb unserer Gesellschaft, auch über Hierarchien und Organisationsformen dieser Gesellschaft, die es ermöglichen, daß aus Biedermann Eichmann wird, daß aus dem Biedermann unserer Tage der neue Eichmann der Zukunft ersteht?

Wie dem auch sei und in welche Richtung Dichtung künftig auch gehen mag, sie wird sich der Aufgabe stellen müssen, augenscheinlich gegen alle Vernunft den Dauerversuch zu wagen, das offenbar immer wieder und immer neu sich gestaltende Dilemma, eingespannt zu sein zwischen dem Drang zum Verstehen und der Pflicht zu moralisch eindeutigem Urteil, schöpferisch-produktiv zu überwinden, auch wenn es noch so sehr danach aussehen mag, als sei das Dilemma in ihrem Wesen selbst und im Wesen des Menschen verankert – ja selbst wenn dem wirklich so wäre.

Denn nur wer auf das Unmögliche abzielt, wird Leben auch künftig möglich machen in einer Welt, die bedroht ist wie nie zuvor. Nur wer Utopien zu dichten und denken vermag, wird den notwendigen Realismus der Zukunft aufbringen können.

Dichtung wird jene Doppelbürde, jene letztlich unlösbar scheinende Doppelaufgabe immer wieder auf sich nehmen müssen, wird jene zwiefache Herkules- und Sisyphusarbeit leisten müssen im Namen von Liebe und Leben und für den Frieden in dieser Welt.

Anmerkungen

1 Ich habe in zwei Aufsätzen verschiedene Aspekte dieser Gesamtthematik genauer untersucht; Höfer, Adolf: Das Gesunde und das Kranke. Eine Untersuchung zentraler Themen der Gegenwartsliteratur am Beispiel von Heinrich Kipphardts Roman *März*. In: Literatur für Leser 2/80. S. 116 – 128.

Höfer, Adolf: Die Rolle des Außenseiters in moderner Dichtung. Eine Studie zu Wolfgang Koeppe's Roman *Das Treibhaus*. In: Literatur für Leser 3/83. S. 153 – 170.

2 Die Schüler, die im Sinne des vorliegenden Aufsatzes mit den Problemen der Faschismusdarstellung in moderner Dichtung vertraut gemacht werden, sollten durchaus über den Stand der Faschismusdiskussion bzw. über Faschismustheorien informiert werden. Gute Dienste leisten dabei die leicht zugänglichen Taschenbücher von Reinhard Kühnl:

- Kühnl, Reinhard (Hrsg.): Texte zur Faschismusdiskussion 1. Positionen und Kontroversen, rororo aktuell 1824. (Reinbek bei Hamburg 1974).
- Kühnl, Reinhard: Faschismustheorien. Texte zur Faschismusdiskussion 2. rororo aktuell 4354. (Reinbek bei Hamburg 1979).
- 3 Zur genaueren Information vgl.:
- Höfer, Adolf: Die Rolle des Außenseiters in moderner Dichtung. Eine Studie zu Wolfgang Koeppens Roman *Das Treibhaus*. A.a.O. S. 163 ff.
- 4 Arendt, Hannah: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. München 1964. (Zugänglich auch als rororo Sachbuch 7117. Reinbek bei Hamburg 1978.)
- 5 Stellvertretend für so manches Buch aus dem Bereich der populären Fach- oder Sachliteratur, das jenem Interesse der Leser entgegenkommt, seien in diesem Zusammenhang nur die vielgelesenen Anmerkungen zu Hitler genannt, deren Autor Sebastian Haffner doch bemerkenswert unbefangen und offenbar unter viel Beifall von Lesern und Rezensenten die so objektiv-scheinende Frage nach Leistung, Erfolg und implizite auch die nach der Größe Hitlers zu stellen vermag. Glücklicherweise darf hier vermerkt werden, daß Haffners so ungemein objektivierender Sprachgebrauch nicht nur Hitlers Irrtümer und Fehler kennt, sondern auch dessen Verbrechen beim Namen nennt.
- Haffner, Sebastian: Anmerkungen zu Hitler. München 1978. (Zugänglich auch als Fischer Taschenbuch 3489. Frankfurt am Main 1981.)
- 6 Wenn hier öfter das Wort „jünger“ fällt, so muß vielleicht doch darauf hingewiesen werden, daß das Lebensalter der Autoren nicht die Rolle spielt, die man ihm bei dieser Thematik zuzuschreiben geneigt ist. Ein Blick auf die Geburtsdaten der Schriftsteller zeigt, daß durchaus auch ältere Autoren unter den Vertretern des in Rede stehenden Neuansatzes in der Literatur der „Jüngeren“ und „Jüngsten“ Moderne zu finden sind. Der in diesem Zusammenhang mit Bedacht ausgewählte Hans Werner Richter etwa (geb. 1908) ist fast so alt wie Wolfgang Koeppen (geb. 1906) und älter als Heinrich Böll (geb. 1917). Und doch ist er mit seinem Roman *Die Stunde der falschen Triumphe* ein geradezu idealtypischer Vertreter jener Literatur des Verstehens, wie sie im vorliegenden Aufsatz charakterisiert wird.
- 7 Diese symptomatische Entwicklung bzw. Veränderung zeigt sich überall, auch im Fach- und Sachbuchbereich und vor allem auch in den Medien, in Funk und Fernsehen gleichermaßen. Überall dominieren seit einiger Zeit Begriffe wie Alltagsfaschismus, Alltag unterm Hakenkreuz u. ä. Alles, was im vorliegenden Aufsatz über Chancen und Gefahren dieser neuen Entwicklung im Bereich der Literatur gesagt wird, gilt naturgemäß auch auf diesen anderen Gebieten. Nur zwei repräsentative Titel seien hier als Beispiele benannt:
- Focke, Harald/Reimer, Uwe: Alltag unterm Hakenkreuz. Band 1. Wie die Nazis das Leben der Deutschen veränderten. rororo aktuell 4431, (Reinbek bei Hamburg 1979.)
- Focke, Harald/Reimer, Uwe: Alltag der Entrichteten. Wie die Nazis mit ihren Gegnern umgingen. Alltag unterm Hakenkreuz. Band 2, rororo aktuell 4625, (Reinbek bei Hamburg 1980.)
- 8 Es will mir nicht recht einleuchten, wie Franz Schonauer in einer Besprechung des Romans *Tadellöser & Wolff* behaupten kann, jener bürgerliche Mittelstand habe „... bei aller geistverlassenen politischen Naivität durch seine konservative Struktur der faschistischen Barbarei doch mehr Widerpart geleistet ... , als man es heute wahrhaben will.“ Es wundert nicht, daß dieser rühmende Satz als Werbung auf der Rückseite der Goldmann-Taschenbuchausgabe zitiert wird.
- (Kempowski, Walter: Tadellöser & Wolff. Goldmann-Taschenbuch 3892, München 1980.)
- 9 Vgl. Anmerkung 6.
- 10 Nach meiner Kenntnis ist bis heute überraschenderweise kein Versuch gemacht worden, die Literatur in der Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich unter diesem Spannungsverhältnis und Dilemma zwischen Verstehen und Verurteilen zu begreifen, übrigens auch nicht in den entsprechenden Themenheften der Zeitschriften „Der Deutschunterricht“ (5/83) und „Literatur für Leser“ (4/83), die sich mit unterschiedlicher Akzentuierung im 50. Jahr der Machtergreifung der Nazis mit dem Gesamtkomplex Drittes Reich befassen.
- 11 Richter, Hans Werner: Die Stunde der falschen Triumphe. München 1981. (Zugänglich auch in der seitenidentischen Taschenbuchausgabe dtv 10074, München 1983.) Das Zitieren von Belegstellen aus dem Roman erfolgt in der vereinfachten Form, daß die bloße Seitenangabe nach dem Zitat gegeben wird.
- 12 Wer den Roman schon einmal mit Schülern behandelt hat, wird aber bestätigen können, daß es durchaus nicht leicht ist, sozusagen die rechte Stunde der falschen Triumphe zu finden und daß ein ausgesprochenes Ratespiel einsetzt. Denn es gibt einfach so viele falsche Triumphe in dem Roman.
- 13 Kipphardt, Heinar: Bruder Eichmann. Reinbek bei Hamburg 1983. Das Zitieren von Belegstellen aus dem Schauspiel erfolgt in der vereinfachten Form, daß die bloße Seitenangabe nach dem Zitat gegeben wird. Eine gekürzte und bearbeitete Fassung der Ausführungen zu Kipphardts Stück erscheint im Heft 3/85 der Zeitschrift „Literatur für Leser“. Titel: Heinar Kipphardts Bruder Eichmann. Ein Lehrstück vom Funktionieren des Menschen.
- 14 Wer sich die Mühe macht, den umfangreichen Protokollband über die Tonbandaufzeichnungen

- der Verhöre im Jerusalmer Eichmann-Prozeß durchzuarbeiten, wird feststellen können, wie genau Kipphardt seine Quellen studiert und ausgewertet hat. Vgl.: Lang, Jochen von (Hrsg.): Das Eichmann-Protokoll. Tonbandaufzeichnungen der israelischen Verhöre. Berlin 1982.
- Zur Benutzung dokumentarischen Materials vgl. auch die Anmerkungen 15, 16, 18 und 19.
- 15 In meinem Aufsatz über Kipphardts März weise ich an genau umgrenzten Beispielen darauf hin, in welcher Weise Kipphardt – frei, aber nicht verfälschend – mit Quellen umgeht. Vgl.: Höfer, Adolf: Das Gesunde und das Kranke. Eine Untersuchung zentraler Themen der Gegenwartsliteratur am Beispiel von Heinar Kipphardts Roman *März*. A.a.O. S. 119.
- 16 Ein Briefwechsel, den ich 1983/84 mit der Frau des 1982 verstorbenen Schriftstellers über Einzelfragen zu Kipphardts Quellenmaterial (vgl. auch die Anmerkungen 18 und 19) führte, konnte keine endgültige Klärung darüber herbeiführen, ob ein authentischer Brief Eichmanns als Vorlage für den Brief im Schauspiel gedient hat. Frau Kipphardt nimmt dies an und weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß der Autor beim Anwalt Eichmanns, bei Herrn Servatius, Einblick in entsprechende Akten zu nehmen Gelegenheit hatte. Die Kopie eines Originalbriefes Eichmanns ist allerdings bei den Arbeitsunterlagen Kipphardts nicht zu finden.
- 17 Das Zitat (S. 5) dient als Motiv für das ganze Stück.
- 18 Ein Pfarrerehepaar Hull hat es tatsächlich gegeben. Die beiden Hulls durften Eichmann mehrmals während seiner Haft besuchen, und sie waren auch bei Eichmanns Hinrichtung anwesend. Kipphardts diesbezügliche Informationen stammen aus dem Buch William Hulls: Hull, William H.: Kampf um eine Seele. Wuppertal 1964.
- 19 Beim Prozeß hat ein Psychiater namens Kulcar Gespräche mit Eichmann geführt. Nach Frau Kipphardt sind dem Autor keine Unterlagen darüber bekannt gewesen. Kipphardt kommen hier wohl vor allem eigene Erfahrungen als Arzt und Psychiater bei der Gestaltung dieser Szenen zu gute.
- 20 Zitat nach: Süddeutsche Zeitung – Nr. 17 – 22./23. Januar 1983. S. 108.
- 21 Werden bei der Aufführung des Schauspiels die Analogieszenen weggelassen oder drastisch gekürzt, so wird das Stück in seinem entscheidenden Anliegen verfälscht. Dies muß mit aller Eindeutigkeit gesagt werden gegenüber Regisseuren – aber auch gegenüber gewissen Kritikern, die unverständlichweise solches Weglassen manchmal regelrecht zu bejubeln scheinen. Ein nicht gerade rühmliches Beispiel bietet hier etwa die Besprechung einer Aufführung im Schauspiel Frankfurt durch Horst Köpke, in der das Weglassen fast aller Analogieszenen geradezu als der Weisheit letzter Schluß gefeiert wird und in der sich jener Kritiker zu der Annahme versteigt, Kipphardt habe vielleicht nur nicht lange genug gelebt, um seine Ansichten über historische und gegenwärtige Analogien zu revidieren. Köpke scheint zumindest davon nichts zu wissen, daß Kipphardt weit länger als ein Jahrzehnt die Thematik des Bruder Eichmann mit sich herumgetragen und gerade die Funktion der Analogieszenen lange und intensiv bedacht hat. Vgl.:
- Köpke, Horst: Eichmann – fast ohne Analogien. In: Frankfurter Rundschau – Nr. 101 – 2. Mai 1983. S. 18.

Marion Lehmicke Antifaschismus als Motiv kulturellen Schaffens

Im Augsburger Stadtgefängnis zur Zeit des Faschismus, im berüchtigten Katzenstadel, erhält eine Gefangene eine Birne zum Geschenk. Sie betrachtet sie voller Freude, sagt aber dann: Nein, die kann ich nicht essen. Die Maria in der Zelle neben mir leidet viel stärker unter dem Hunger. Sie bittet die Aufseherin, die Birne ihrer Nachbarin zu bringen. Die aber denkt ähnlich: Die Traudl ist so dünn, der schenke ich die Birne – und so geht es weiter. Die Birne wird von einer politischen Gefangenen zur anderen gereicht; dann kommt sie gar ein Stockwerk höher in den Männerblock; die Genossen dort sagen sich, unseren Frauen da unten geht es doch viel schlechter. So landet die Birne wieder bei der Anni, die sie ursprünglich geschenkt bekommen hat.

Diese kleine Geschichte, die so viel Großes in sich birgt – das Mitleiden, die Solidarität der antifaschistischen Widerstandskämpfer unter heute unvorstellbaren Bedingungen –, hätten wir nie erfahren, gäbe es in Augsburg nicht einen jungen Kameraden der VVN-Bund der Antifaschisten, der in mühsamer, jahrelanger Kleinarbeit Dokumentaraufnahmen über den Augsburger Widerstand gemacht und daraus einen Film mit dem Titel „Vorwärts und nicht vergessen“ zusammengestellt hat – den Film eines Amateurs, der sich aber unter Profis durchaus sehen lassen kann.

Von solchen Amateuren will ich in erster Linie sprechen. Denn die Auseinandersetzungen um den 40. Jahrestag der Befreiung von Faschismus und Krieg, dazu viele antifaschistische Aktionen zuvor haben nicht nur Tausende von Menschen in die politische Diskussion über historische Lehren der Vergangenheit und ihre Schlussfolgerungen für heute und morgen einbezogen. Antifaschismus erweist sich mehr und mehr auch als Motiv für kulturelles Schaffen, und zwar von bekannten Künstlern ebenso wie von Menschen, die sich selbst keineswegs als „Kulturschaffende“ bezeichnen würden.

Dabei spielt wie in dem gerade erwähnten Film die Auseinandersetzung mit der Geschichte der eigenen Stadt, des eigenen Lebensbereichs eine große Rolle – und die Erkenntnis, wie sehr diese Geschichte nach 1945 verdrängt und abgeleugnet wurde. Es ist nicht immer große Literatur, ein Filmkunstwerk, großartige bildnerische Gestaltung, die solche Spurensicherung zum Ergebnis hat. Aber diese Arbeiten zeugen von einer wachsenden Sensibilität vor allem junger Menschen – Mitglieder der Gewerkschaftsjugend, Schüler und Studenten, angehende Publizisten, Freunde der Friedens- und der antifaschistischen Bewegung – für das Thema Faschismus und antifaschistischer Widerstand. Und das durchaus auch als Reaktion auf die Herausforderung der Rechtswender, die von ihnen betriebene Rehabilitierung des Faschismus und der SS à la Bitburg, als Abwehr der wachsenden Gefahr des Neofaschismus im Klima von Rechtswende, Krise und Hochrüstung.

Einige Beispiele:

- Junge Antifaschisten in Kaufbeuren sahen sich konfrontiert mit der Behauptung: Aus unserer Stadt ist kein Jude nach Auschwitz gekommen. Einige empfanden das als Flankenschutz für die Behauptung von der „Auschwitz-Lüge“ und begannen mit der Erforschung dieses Teils ihrer Stadtgeschichte. Sie fanden heraus, daß tatsächlich kein Kaufbeurer Jude nach Auschwitz verschleppt worden war; sie waren alle bereits an der Stadtgrenze ermordet und im Friedhof von Steinholtz verscharrt worden. Die jungen Menschen begnügten sich nicht mit dieser Entdeckung und ihrer Veröffentlichung. Sie schufen aus eigener Kraft – später mit Unterstützung eines befreundeten Bildhauers – eine Gedenkstätte.
- Längst vergessen waren unterirdische Schächte in der Nähe von Mühldorf/Obb., in denen während des Krieges Sklavenarbeiter für die Rüstungsindustrie zu Tode geschunden wurden. Ein alter Mühldorfer erinnerte sich, dort 1946 einen Gedenkstein gesehen zu haben, der jedoch kurz darauf verschwand. Freunde aus der Friedensbewegung gingen der Sache nach, dokumentierten die Ergebnisse und errichteten im Rahmen ihrer Ostermarsch-Aktion einen eigenen Gedenkstein.
- Veröffentlichungen über die Sklavenarbeiter bei Messerschmitt im Rahmen des faschistischen Programms „Vernichtung durch Arbeit“ gibt es als Ergebnis eines bundesweiten Schülerwettbewerbs über den „Alltag im Nationalsozialismus“, in Landsberg/Lech und in Augsburg durch den Journalisten Gernot Römer. Berichte über das Leiden und den Widerstand der sowjetischen Kriegsgefangenen im KZ Flossenbürg wurden erarbeitet von der Gewerkschaftsjugend. Publiziert wurde das Schicksal eines in Vergessenheit geratenen Widerstandskämpfers in Traunstein, des Kommunisten Braxenthaler, dem nun, als Ergebnis dieser Arbeit, von der Stadt ein Mahnmal gewidmet wurde. Es geht um mehr als historische Mahnmale. Es geht darum, das Vergangene nicht vergessen zu lassen, um eine Wiederholung für immer zu verhindern, die Erfahrungen von damals für die Auseinandersetzungen von heute nutzbar zu machen. Die Erfahrungen so hautnah wie nur möglich zu vermitteln, die Menschen „im Haus nebenan“ zu zeigen, die sich hinter dem Begriff „Widerstand gegen das Naziregime“ verbergen, ist das Anliegen vieler Publikationen über den lokalen Widerstand – ohne den geschichtlichen und politischen Gesamtzusammenhang außer acht zu lassen. Dazu gehören die Arbeiten von Wilhelm Kick „Sag es unseren Kindern – Widerstand am Beispiel Regensburg“ und von Friedrich Hitler über die Schicksale und den Kampf von Dachau-Häftlingen und ihren Todesmarsch durchs Oberland in dem Band „Vom Ende und vom Anfang des Zweiten Weltkriegs. Endsieg – Todesmarsch – Widerstand – Hitler-Stalin-Pakt“. Viele der jungen Menschen, die sich auf „Spurensicherung“ begeben, brauchen Anregungen, Hinweise und tatkräftige Unterstützung von Schriftsteller ebenso wie von Filmemachern und bildenden Künstlern. Andererseits bin ich der festen Überzeugung, daß dieses Bemühen um Aufarbeitung der Geschichte, um Vergangenheitsbewältigung zu Gunsten einer besseren Gegenwart und einer menschlichen Zukunft ermutigend ist und auch künstlerische Anregungen bietet für alle humanistischen Kulturschaffenden.

Antifaschismus – auch das wurde deutlich in den Auseinandersetzungen, bei den Aktionen zum 40. Jahrestag – ist nicht allein politische Arbeit, ist auch Kunst und Kultur; ohne sie wären die Kämpfe weder der Vergangenheit noch heute denkbar. Wie es unser Anliegen ist, das Vermächtnis des Widerstands „Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg“ zum aktuellen Programm zu erheben, so kommt es uns auch darauf an, die Tradition der einstmaligen Verfeindeten, ins Exil Getriebenen und Verbrannten lebendig zu machen, sie weiterzuführen. Mit einem Straßentheater am 10. Mai 1980 begann in Nürnberg die öffentliche Würdigung von antifaschistischen Schriftstellern durch die VVN-Bund der Antifaschisten.

Die schon traditionelle Aktion wurde jetzt vom DGB übernommen, ein Beweis mehr für die Möglichkeit, daß zunächst von einzelnen begonnene Initiativen durch Massenorganisationen aufgegriffen und so antifaschistische Impulse an Hunderte, ja Tausende weitergegeben werden können.

Das gilt inzwischen auch für den Film „Vorwärts und nicht vergessen“. Seit der Erstaufführung im Jahr 1983 hat Sepp Pröll seine Arbeit über 300 mal vorgeführt, Veranstalter waren außer der VVN u. a. Gewerkschaften, SPD und DKP, Schulen und Volkshochschulen, das Augsburger Stadttheater – eine verdiente Anerkennung dessen, was Sepp Pröll geleistet hat in der lebendigen Weitergabe der Erfahrungen des antifaschistischen Widerstands, im Sinn des Gebrauchtwertes dieser Frauen und Männer, daß sie immer uns nahe bleiben, wie das auch Julius Fučík kurz vor seiner Hinrichtung uns aufgetragen hat:

Um eines bitte ich, Ihr, die ihr diese Zeit überlebt,
vergeßt nicht,
sammelt geduldig die Zeugnisse über jene,
die für sich und für euch gefallen sind.
Eines Tages wird das Heute Vergangenheit sein,
wird man von der großen Zeit und den namenlosen Helden sprechen,
die Geschichte gemacht haben.
Ich möchte, daß man weiß, daß es keine namenlosen Helden
gegeben hat.
Daß es Menschen waren, die ihren Namen, ihr Gesicht, ihre
Sehnsucht, ihre Hoffnungen hatten und daß deshalb der Schmerz
auch des letzten unter ihnen nicht kleiner war,
als der Schmerz des ersten, dessen Name erhalten bleibt.
Ich möchte, daß sie immer euch nahe bleiben
wie Bekannte, wie Verwandte, wie ihr selbst.

Donal McLaughlin
Zum Nachleben von Alfred Andersch

Nachträglich zum 5. Todestag des Autors.

1749 – 1832

Ordnung ist
wo du beide Zahlen
nebeneinander siehst:
Geburts- und Todesdatum

Wer nur das eine besitzt
ist noch nicht fertig

Und hieran
kranken die meisten
lebenden Künstler:
sie sind noch nicht tot

(Aus dem Andersch-Nachlaß. Bisher unveröffentlicht)

Der Tod eines bekannten Autors hat oft ein Ansteigen des öffentlichen Interesses für sein Werk und für seine Person zur Folge. Das bewahrheitet sich auch im Fall Alfred Andersch (1914–1980), besonders, was die Forschung angeht. Gelehrte aus dem deutschsprachigen Raum – Bundesrepublik, DDR, Schweiz –, aus den Niederlanden und Belgien, aus Portugal, England und Schottland haben in den letzten fünf Jahren über Andersch im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar, wo sich sein Nachlaß befindet, recherchiert.

Neu erschienen zu Andersch sind in dieser Zeit in der Bundesrepublik vor allem die interessante, wenn auch keineswegs fehlerfreie Monographie des Germanisten Volker Wehdeking sowie der von ihm herausgegebene (Kennzeichen: teure) Interpretationenband, dessen „Erstveröffentlichungen“ nicht alle diesen Namen (ganz) verdienen. Die zweibändige, 1984–1985 in Belgien an der Université Libre de Bruxelles abgegebene Dissertation von Irène Heidelberger-Leonard enthält dagegen trotz etlicher Schönheitsfehler z. T. faszinierende, aus unmittelbarer werkimanenter Arbeit entstandene Interpretationen. Einen Aufschwung erlebt die Andersch-Rezeption bemerkenswerterweise in Großbritannien: dort soll demnächst eine eigenständige Buchpublikation herauskommen, außerdem sind zwei Masters- sowie zwei Doktorarbeiten im Entstehen. Die in den 70er Jahren in der Schweiz abgeschlossenen Dissertationen sind nicht zu unterschätzen, auch die zwischen 1950 und 1980 entstandenen wissenschaftlichen Aufsätze und Zeitungsrezensionen nicht, aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Andersch-Forschung erst jetzt zu weitreichenden und dauerhaften Ergebnissen kommen könnte.

Nach dem Tod eines Schriftstellers nimmt die Forschung selbstverständlich eine neue Qualität an. Man wartet gespannt auf die Freigabe von gesperrtem Material, postume Veröffentlichungen ermöglichen bedeutende Erkenntnisse. Die bisher leider einzige Buchveröffentlichung aus dem Andersch-Nach-

laß *Flucht in Etrurien* hat allerdings zu einem Fehlschluß geführt. In seiner „Editorischen Notiz“ nannte Gerd Haffmans die Titelgeschichte dieses Bandes „eine eigenständige Vorform der *Kirschen der Freiheit*“. *Flucht in Etrurien* wurde nämlich schon im August 1950 in der FAZ in Fortsetzung abgedruckt, während die *Kirschen* erst 1952 erschienen. Dennoch ist es verkehrt, von einer „ersten Fassung von Anderschs *Kirschen*“ (so Rhys Williams im KLG) zu reden. Aus einer gründlichen Untersuchung dieser zwei Darstellungen von Anderschs Fahnenflucht im Jahre 1944 sowie anderer verwandter Texte geht nämlich hervor, daß die Etrurien-Erzählung auf einer Urform der *Kirschen* basiert. Diese Gegenthese wird unterstützt durch die Erinnerungen Walter Kolbenhoffs in *Schellingstraße 48* (1984): Andersch schrieb schon Mitte der 40er Jahre in amerikanischen Kriegsgefangenenlagern an seinen *Kirschen*. Abgesehen von dem neuen Sammelband *Sämtliche Erzählungen* und den begrüßenswerten und attraktiven Taschenbuchausgaben der vergriffenen Reiseberichte *Wanderungen im Norden* und *Hohe Breitengrade*, mußte man sich seit 1980 sonst mit dem Abdruck von allzu wenigen Prosafragmenten und Gedichten in verschiedenen Zeitschriften, dabei auch im *kürbiskern*, zufriedengeben. Das dürfte sich 1985 ändern. Anderschs Briefe an seine Mutter werden bei Diogenes herausgegeben, sein Briefwechsel mit Arno Schmidt beim Haffmans Verlag. Da Autobiographisches und das Zusammenspiel zwischen Wirklichkeit und Fiktion eine wesentliche Rolle in Anderschs Werk spielen, werden diese Neuerscheinungen mit ganz besonderem Interesse erwartet. Es besteht jedoch ein dringendes Bedürfnis nach weiteren Veröffentlichungen, vor allem nach einer kompletten und kommentierten Werkausgabe, wofür die Zeit ohne Zweifel reif wäre. Dennoch ist bisher keine solche Gesamtausgabe angekündigt. Sehr zu loben ist deshalb der Aufbau-Verlag für den noch 1985 erscheinenden 500-Seiten-Band *Weltreise auf deutsche Art* (Gesammelte Erzählungen), „der alle Erzählungen aus der *Alten Peripherie* (Berlin/Weimar 1972) aufnimmt, dazu *Vater eines Mörders* sowie etliche in der DDR bisher ungedruckte Texte, unter anderem auch *Flucht in Etrurien* aus dem Nachlaß“ (Brief des Aufbau-Verlags an den Verfasser, 1. März 1985). Ob auch Anderschs *Amerikaner – Erster Eindruck* in diesem Band erscheint? Diese Reportage verleiht einem sehr positiven Amerika-Bild Ausdruck, das sich allerdings bald änderte. Eine sehr wünschenswerte und gefragte Neuveröffentlichung bestünde ebenfalls in einer Sammlung der zwar gesendeten, aber nie gedruckten Hörspiele und Features. Es ist beispielsweise durchaus interessant, neben den Büchern *Die Kirschen der Freiheit* und *Winterspelt* (1974) den 1957 gesendeten, zweiteiligen Versuch *Normandie, 6. Juni 1944* zu lesen, von Andersch unter dem Pseudonym Werner Gregor unternommen. – Werner wie sein *alter ego* auch in *Flucht in Etrurien* und *Heimatfront*, Gregor wie die Figur im Roman *Sansibar oder der letzte Grund* (ebenfalls 1957). Das Typoskript ist jedoch schwer zugänglich. Völlig unbegreiflich ist auch, daß das sowohl als Hörspiel (1950) wie auch als Fernsehspiel (1958) gesendete Stück *Biologie und Tennis* bisher nicht in Buchform erschienen ist. Dieses Werk stellt den tragischen Tod eines Halbjüden im Dritten Reich dar und ist sogar von eindeutig biographischem Belang: Die Hauptfigur mit dem erfundenen Namen Fritz Hellwig, Tennisspieler und technischer Direktor einer Firma, entspricht dem authentischen Herrn Albert im vierten Kapitel des autobiographischen Berichts *Die Kirschen der Freiheit*: „Albert starb während eines Tenniskampfes durch Herzschlag; am Vormittag hatte man ihm gesagt, daß er als Halbjude aus dem Werk, das er geschaffen, ausscheiden müsse“ (KF 55). Es ist erstaunlich, daß solche Rundfunkarbeiten bisher unveröffentlicht geblieben sind.



Besonders fällig wäre darüber hinaus eine Vollständigkeit anstrebende Andersch-Bibliographie, und nicht nur wegen Neuerscheinungen in den Jahren seit dem *text & kritik*-Heft (1979) und dem Band *Über Alfred Andersch* (1980). Bei eigenen Recherchen entdeckt man nämlich – u. a. in dem amerikanischen und in dem Münchner *RUF* – zahlreiche Andersch-Beiträge aus den 40er und frühen 50er Jahren, deren Titel keine Aufnahme in vorhandene Bibliographien fanden. Diese Entdeckungen bringen indes neue Erkenntnisse mit sich: z. B. wurde bisher übersehen, daß Andersch auch dann noch im *RUF* veröffentlichte, nachdem er wegen des Verbots der amerikanischen Militärregierung als dessen Herausgeber ausgeschieden war.

Ein letztes Gebiet wäre noch zu besprechen. Nach dem Tod eines bekannten Schriftstellers drängen sich neue Wortbildungen auf, in denen der Name des Autors auftaucht, wie z. B. „Alfred-Andersch-Gesellschaft“ und „Andersch-Haus“. Werden diese Begriffe je eine vorhandene Realität bezeichnen? Man bedenke, daß sich in dem noch von seiner Witwe bewohnten Haus im Tessin nicht nur Anderschs Schreibzimmer befindet, sondern auch das Atelier einer bildenden Künstlerin, Gisela Andersch. Gälte es nicht, dessen Zukunft – wenn das den Wünschen und Plänen der Familie entspräche – als Andersch-Haus zu sichern? Die Bundesrepublik hat seit April 1985 in Winterspelt immerhin ihre erste Alfred-Andersch-Straße.

Das eingangs zitierte, hier mit freundlicher Erlaubnis von Frau Gisela Andersch erstmals veröffentlichte Gedicht hat als Überschrift Goethes Lebensdaten. Ich fand die Zeilen in Marbach in einer Mappe, welche die Typoskripte von *Der Seesack* und *Böse Träume* enthält. Andersch erzählt in *Der Seesack*, wie er, schwer erkrankt, sich ins Kantonspital Basel Goethes *Campagne in Frankreich* als Lektüre mitnahm. Die datierte handschriftliche Fassung dieser Passage läßt feststellen, daß sie am 11. September 1976 im Spital entstanden ist. Die Goethe-Lektüre löste vermutlich um diese Zeit das Gedicht aus. Nicht ganz dreieinhalb Jahre später stand sowohl ein Geburts- als auch ein Todesdatum für Alfred Andersch fest.

Von dieser teuer erkauften „Ordnung“ hätte der Schriftsteller in den fünf Jahren seit seinem Tod sicher noch mehr profitieren können. Man beachte den Fall seines kurz vor Andersch verstorbenen Freundes Arno Schmidt, dessen „einiger und einzigartiger Förderer“ (so Gerd Haffmans) Andersch selbst vor 30 Jahren war, und dem er 1980 in memoriam sein letztes Buch *Der Vater eines Mörders* widmete: die Verdienste des ehemaligen Andersch-Betreuers bei Diogenes, Gerd Haffmans, in Zusammenarbeit mit der Arno-Schmidt-Stiftung dürften Andersch-Freunde als Vorbild gelten.

„Ganz Goethe. Obwohl er nicht so aussah mit seiner kahlen Birne.“ Mit diesen Worten beschreibt Walter Kolbenhoff seinen Freund und Kollegen Alfred Andersch. Der Vergleich hinkt: Im Gegensatz zur Goethe-Rezeption gerät die Andersch-Forschung erst in Schwung. Diese Arbeit ist ausgelöst durch die Erkenntnis des unbestreitbaren Wertes, den das œuvre von Alfred Andersch hat. Alfred Andersch soll nicht daran kranken, daß er tot ist.

Postscriptum: Anderschs *Der Vater eines Mörders* wurde von Carl-Heinz Cäspari verfilmt, mit Hans Korte in der Hauptrolle. Der Film ist voraussichtlich am 10. 11. 1985 im Abendprogramm des ZDF zu sehen.

Hans-Jürgen Heise Lyrik zwischen Selbst- und Fremdbestimmung

Die deutsche Nachkriegslyrik hat sich in Etappen und Schüben entwickelt, die nicht linear oder gar im Sinne eines selektiven Fortschritts verlaufen sind. Da gab es, in den Jahren nach dem Zusammenbruch, keinen echten Neuan-satz. Im Gegenteil. Die ersten Versbände, die erschienen, Werner Bergengruens *Dies Irae* und Rudolf Hagelstanges *Venezianisches Credo*, waren Ar-beiten in herkömmlicher Manier, wohl darum bemüht, die Schrecken der Vergangenheit in beschwörenden Worten zu bannen, doch stilistisch unter-schieden sie sich in nichts von den Lyriksammlungen der vorangegangenen Jahrzehnte.

Auch was in den nächsten Jahren herauskam, sprengte nicht den Rahmen des durch die Überlieferung Vorgegebenen. Albrecht Haushofers *Moabiter Sonette*, die der Dichter vor seiner Ermordung in einem Nazigefängnis geschrieben hatte, stellten, ästhetisch gesehen, etwas ebenso Konventionelles dar wie die Verse der Exilanten Jakob Heringer und Paul Zech oder wie die Texte von in Deutschland gebliebenen Autoren wie Oda Schäfer, Horst Lange, Friedrich Georg Jünger, Georg Britting, Elisabeth Langgässer, Rudolf Alexander Schröder und Georg von der Vring.

Kein Buch eines deutschen Lyrikers der Nachkriegsjahre erreichte ein solches Maß an künstlerischem Eigengewicht wie es, sagen wir, Rilke, Benn, Stramm und Brecht lange vorher bereits erreicht hatten.

Die Nachkriegsdichtung war kein radikaler Neuanfang, sondern ein Rück-griff auf das, was es gab. Und während in formaler Hinsicht tradierte Muster wie das Sonett, die Terzine oder das mehr oder weniger schlicht gebaute stro-phische Gedicht tonangebend waren, speisten sich die Inhalte meist aus christlichem oder auch antikem Gedankengut sowie aus dem Fundus natur-magischer Chiffren.

Das klassizistische Moment war selbst bei solchen Poeten unübersehbar, die, wie Johannes R. Becher und Stephan Hermlin, als Träger neuer gesellschafts-politischer Vorstellungen fungierten. Die Stunde Null, von der so oft die Re-de gewesen ist, hat sich erst viel später ereignet: als einige jüngere Autoren wie Paul Celan, Günter Eich und Karl Krolow die Errungenschaften der mo-dernen Poesie des Auslandes zu Parametern ihres Schaffens machten und mit herkömmlichen Vorstellungen, auch eigenen, zu brechen begannen.

Eine Zeitlang blieb die Situation noch in der Schwebе, und es schien mög-lich, daß konservativ orientierte Poeten wie Hans Egon Holthusen die Ober-hand behalten würden. Dann verlor die geistig-ästhetische Restauration zunehmend an Boden. Und Bücher wie Eichs *Untergrundbahn*, ein schmales, 1949 erschienenes Bändchen, Celans *Mohn und Gedächtnis*, ein 1952 errichte-ter Meilenstein der deutschen Nachkriegspoesie, und Kroows *Fremde Körper*, ein 1959 inszeniertes Feuerwerk neuartiger Metaphern, veränderten rapi-de die poetische Landschaft.

Inzwischen waren auch einige wichtige, doch durch die Nazizeit in Verges-senheit geratene Lyriker wieder zugänglich gemacht worden: Erich Kästner, der schon 1946 mit einer Auswahl präsent wurde, Benn, der seit 1948 zuneh-mend ans Licht der Öffentlichkeit trat, und Brecht, dessen *Hundert Gedichte* 1951 erschienen – im selben Jahr übrigens, in dem Yvan Golls *Traumkraut* herauskam sowie ein Sammelband von Else Lasker-Schüler und die Ringel-natz-Ausgabe *Und auf einmal steht es neben dir*.

Die deutsche Dichtung gelangte nach und nach aus der provinziellen Enge heraus, in der sie sich 1945 und in den Jahren danach befunden hatte. Vielerlei Gestalten und Tendenzen aus der Zeit vor der Nazi-Ära wurden jetzt sichtbar, etwa Hans Arp, der mit seinen dadaistischen Kunststücken und Zaubertricks einige der jungen Poeten inspirierte: Günter Grass und Günter Bruno Fuchs.

Plötzlich, auf dem Humus vieler Wiederentdeckungen und Neuentdeckungen, begann die Poesie zu sprüßen und eine Unzahl von Trieben zu entwickeln, die sich ein paar glückliche schöpferische Jahre hindurch gegenseitig nicht behinderten, sondern sich sogar stützten und aufs üppigste miteinander verzweigten.

Während sich Eich und Krolov von der Naturmagie abwandten und ihre Individualstile entwickelten, konnte Wilhelm Lehmann sein bukolisches Werk vollenden – unbeeindruckt und im wesentlichen auch unangefeuert von den Jüngeren, die andere Wege gingen, modernere Schreibarten erprobten. Huchel entwickelte sich von einem heidnisch-grünen Vitalisten, der im brandenburgischen Wendland verwurzelt war, zu einem mit biblischen und griechischen Anspielungen arbeitenden Hieroglyphiker; und Johannes Bobrowski, Huchels begabtester und eigenwilligster Schüler in der DDR, betrieb eine bilderreiche atavistische Identitätssuche, indem er seinem Erleben das Urbild eines dunklen und mythischen Sarmatien unterschob.

Das lyrische Terrain der fünfziger und frühen sechziger Jahre war das wohl am besten bestellte der Nachkriegszeit. Heinz Piontek verfaßte anschauliche Naturgedichte; Ingeborg Bachmann versuchte einen Brückenschlag zwischen tradierten und experimentellen Formen; und Eugen Gomringen und Helmut Heißenbüttel gingen daran, die Sprache von einem Ausdrucksmittel der Poesie zu einem poetischen Inhalt zu machen.

Es gab in jenen Jahren stets Platz für anderes, für Komplementäres und Konträres: Wolfgang Weyrauch und Wolfdieter Schnurre, Poeten, die das traumatische Geschehen der Hitlerzeit zu bewältigen trachteten, koexistierten mit (qualitativ) so unterschiedlichen Autoren wie Wolfgang Bächler, Walter Höllerer, Johannes Poethen, Peter Härtling, Karl Guesmer, Walter Helmut Fritz, Christoph Meckel, Cyrus Atabay, Rainer Brambach, Max Hölzer, Peter Rühmkorf, Christa Reinig, Hilde Domin, Dieter Hoffmann und Ernst Meister, einem Dichter, der schon 1932 mit dem originären Versband *Ausstellung* hervorgetreten war, doch der auch jetzt noch keine rechte Beachtung fand, obwohl gerade einige seiner subtilsten Sammlungen herauskamen: Bücher voll vibrierender metaphysischer Unruhe, die noch nicht den monomanischen und trockenen Ton des sinnspruchhaften Spätwerks hatten.

Zwar gab es in der deutschen Poesie von Anfang an Richtungs- und Macht-kämpfe, und die rigorosesten und oft auch hinterhältigsten wurden auf den Sitzungstreffen der Gruppe 47 ausgefochten. Doch starre Positionen, regelrechte Fronten bildeten sich erst um 1960 heraus. Dabei erschien gerade zu dieser Zeit eine Anthologie, die das Gespräch über Dichtung und deren vielfältige Möglichkeiten hätte erweitern und vertiefen können: Hans Magnus Enzensbergers *Museum der modernen Poesie*.

Enzensberger, neugierig und belesen wie kaum ein anderer Dichter jener Jahre, stellte in seinem opulenten Werk eine Fülle von Poeten aus zahlreichen Ländern der Welt vor, doch gleichzeitig nahm er seine faszinierende Offerte wieder zurück: dadurch, daß er die gesamte klassische Moderne der Vergangenheit zurechnete und behauptete, sie sei bereits 1945 zu Ende gegangen, als Folge des Zweiten Weltkriegs, des Atombombenabwurfs auf Hiroshima, des

moralischen Nachbebens von Auschwitz und des „Zerfalls der Welt in feindelige Blöcke“.

Der Versuch Enzensbergers, die „Weltsprache der modernen Poesie“ für musical zu erklären, noch bevor sie in Deutschland überhaupt zur Wirkung gekommen war, hat für die Entwicklung unserer Dichtung eine verheerende Wirkung gehabt, die auch dadurch kaum verringert wurde, daß Enzensberger selber Auswahlbände von William Carlos Williams und César Vallejo übersetzte und – ein paar Jahre hindurch – für Suhrkamp die international orientierte Buchreihe Poesie edierte, eine anspruchsvolle Präsentation, die unter anderem mit den Werken des Chilenen Vicente Huidobro, des Türkens Orhan Veli Kanık, des Portugiesen Fernando Pessoa, des Griechen Giorgos Seferis und des Schweden Karl Vennberg bekanntmachte. Trotz solcher und anderer Eindeutschungsbemühungen bedeutsamer fremdsprachiger Dichtung brach man das Gespräch mit dem Ausland bald wieder ab und leitete eine Renationalisierung der Lyrik ein, eine (links)chauvinistische Umorientierung, die ebenso in Enzensbergers Annäherung an Brecht wie in Rühmkorfs parodistischem Rückgriff auf Benn, Claudius und Klopstock zum Ausdruck kam. Nach 1960 verlor die deutsche Poesie viel von ihrer Unschuld, ihrer ungebundenen Erkundungslust und ihrem zweckfreien Elan. Hatten sich die Autoren bis dahin gemäß ihrer Natur und ihrer Neigungen umtun und verwirklichen können, so gerieten sie jetzt in den Sog zweier dominant werdender Richtungen, die, wie unterschiedlich, ja wie verfeindet sie auch waren, doch eines gemeinsam hatten: eine starke Aversion allem Affektiven und Metaphorischen gegenüber.

Die beiden Strömungen, die fortan herrschten, waren die politische Dichtung und die konkrete Poesie. Beide waren diskursiv ausgerichtet. Das Gefühl, das seelische Interieur des Gesellschaftswesens Mensch, wurde mit Gefühligkeit und Innerlichkeit gleichgesetzt. Man verstand nun den Dichter als jemanden, der so etwas wie literarische Ingenieurskunst zu leisten hatte und der im verbalen Bereich entweder einen propagandistischen oder einen linguistischen Beitrag zu den Sachverhalten der technischen Zivilisation erbringen mußte. Poesie, bisweilen als Antikware, dann wieder als Gebrauchsgegenstand begriffen, schien nur noch in funktionalem Zusammenhang denkbar zu sein. Verunsichert durch die rasch zunehmende Macht der Gesellschafts- und Naturwissenschaften, überantworteten sich die Dichter jenem Verschleiß- und Denaturierungsprozeß, den sie zu bekämpfen vorgaben. Die sensibelsten Lyriker zogen sich damals in psychische Refugien zurück und entwickelten metaphorisch-symbolische Strategien, die man mit dem Terminus Hermetismus umschrieben hat. Die Autoren jedoch, die nicht ins Abseits des vermeintlich Esoterischen kommen wollten, folgten den Aufforderungen zur Diskursivität, und bei manchen Poeten kam es jetzt zu einer auffälligen Vergrößerung des Empfindens und der Darstellungsmittel.

Zusammen mit den affirmativen christlichen Dichtern wurden die Poeten der negativen Theologie, also „existentialistische“ Deuter wie Benn, Eich, Meister und Celan, zusehends verdrängt. Auch der Landschaftsdichtung wurde nun der Rang eines ernsthaften Sujets aberkannt. Unter Hinweis auf den – in der Tat ja obsoleten – Typus des naturmagischen Gedichts musterte man die Natur selber als eine Art fossilen Gegenstand aus, ungeachtet der Tatsache, daß zu jener Zeit die ökologischen Verwüstungen schon derart weit vorgeschritten waren, daß einige helllichtige Naturwissenschaftler sich anschickten, den globalen Raubbau an tellurischer Substanz aufs nachdrücklichste anzuprangern.

Das politische Gedicht und die konkrete Poesie waren, als wie progressiv sich ihre Repräsentanten und Fürsprecher auch verstehen mochten, in einem komplexeren Sinne nichts anderes als Anpassungschoreographien an die alles verflachende und anonymisierende moderne Massengesellschaft. Statt emotionalen Widerstand zu leisten und etwa die Metapher als Vokabel des Gefühls zu nutzen, verlangte man sich eine nüchterne Begriffssprache ab, in der kaum mehr mitteilbar war, als Soziologen, Linguisten oder auch Politiker, Journalisten und Computer-Programmierer längst vorformuliert hatten. Von manchem Autor, der zwischen 1960 und 1980, also bis zum Ende der so genannten Neuen Sensibilität, hervorgetreten ist, läßt sich sagen, was Heinrich Mann über Victor Hugo gesagt hat: „Er hatte nur die Gedanken aller Welt ... oft noch später als der Durchschnitt. Er hielt sich aber für einen Denker ... Er war nicht Denker, aber Darsteller von Gedachten.“ Diese boshaft-sentenz, bei der wohl jedem Sachkenner gleich eine ganze Reihe von Poetenamen einfällt, korrespondiert mit einer Einsicht des amerikanischen Lyrikers Wallace Stevens, der bemerkt hat: „Es ist leichter zu kopieren, als zu denken; daher Mode.“

Wann immer sich in der Literatur größere Kraftfelder herausbilden, ziehen diese Schwärme von Dilettanten und Mitläufern an. So kommt es zu konformistischen Gruppenbildungen, die eine gewisse Zeit hindurch alles verdunkeln, was es sonst noch – und womöglich an Bedeutsamem – gibt. Nicht selten wird der Geschmack einer ganzen Epoche von Leuten bestimmt, die selber keine oder, schlimmer noch, schlechte Poeten sind, die aber über Einfluß in den Redaktionen, in Lektoraten oder an den Universitäten verfügen. Solche Schlüsselfiguren der Meinungsbildung können, sofern sie künstlerischen oder literatur-dogmatischen Ehrgeiz besitzen, äußerst schädlich und hemmend wirken. Sie können Baudelaires Satz „Das Publikum ist eine Uhr, die nachgeht“ zusätzlichbrisant machen, allein dadurch, daß sie einer Art von Poesie das Wort reden, die altmodisch, trivial oder auch auf narrische Weise modernitätssüchtig ist. In diesem Zusammenhang möchte ich den Begriff Professorendichtung ins Spiel bringen ... zur Charakterisierung einer Lyrik, die keinesfalls auf der Höhe ihrer Zeit ist, doch die trotzdem immensen Einfluß ausüben kann, weil ihre Erzeuger die eigenen Elaborate vom Kastrator herab mit der Aura des Beispieldichten ausstatten.

Die Poesie ist seit längerem von zwei entgegengesetzten Gefahren bedroht. Die eine ist ein übertriebener Fortschritts- und Innovationsglaube, der gesellschaftspolitische und/oder linguistische Züge trägt. Die andere, neuerdings vorherrschende, ist ein Hang zu Traditionalismus, ja Restauration.

Beiden Tendenzen eignet die Abneigung gegen alles Psychische, Traumhafte, Metaphorische, auch, in formaler Hinsicht, eine zunehmende Aversion gegen den freien Vers, das wichtigste Ausdrucksmittel des autonomen Dichters.

In einer von der Aufklärung entzauberten Welt versuchen viele Menschen, durch Anpassung an die Mechanismen des diskursiven Denkens ein Gefühl der Sicherheit zu erlangen. Doch wie schon Günter Eich erkannte, bringt der Verzicht auf Affektivität keinen Gewinn: „Die Welt ist in ihrer Meßbarkeit erweitert, in ihrer Innigkeit verkleinert worden.“

Die Lyrik konnte keinen Vorteil daraus ziehen, daß man lange Zeit hindurch dem politisch-didaktischen Gedicht der Brecht-Nachfolge und dem (naturgemäß quasi emotionslosen) linguistischen Experiment den Vorzug gegeben hat. Auch die spätere Annäherung an die Objekte der Konsumgesellschaft, wie sie von der – an der amerikanischen Undergroundpoesie geschulten –

Brinkmann-Generation praktiziert worden ist, brachte der Dichtung keinen erheblichen sinnlichen Zugewinn.

Poesie, grundsätzlich gesagt, entsteht weder durch Gesinnungsbekundungen, noch durch verbal-syntaktisches Laborieren und auch nicht durch das Anhäufen von Natur- oder Zivilisationsingredienzen, sondern einzig und allein durch Erlebnisintensität und Erregbarkeit – in Verbindung mit sprachlichem Gestaltungsvermögen. Etwas Seelisch-Anthropologisches muß eine Fusion mit etwas Sprachlich-Strukturellem eingehen. Die pure politische Überzeugung schafft sowenig ein gutes Gedicht wie ein steriler formaler Avantgardeismus oder wie die Verwendung naturnmagischer oder technizistischer Reizwörter.

Nichts, auch kein noch so imposant zurechtgemachtes progressives poetologisches Postulat, kann einen Lyriker davon entbinden, selber eine emotionale Eigenleistung zu erbringen, ein psychisches Engagement zu wagen. Doch was den Fortschritts-Apologeten vorgehalten werden muß, ist auch den Traditionalisten ins Stammbuch zu schreiben, die Erkenntnis des englischen Empiristen John Locke: „Es gibt nichts im Verstand, was nicht zuvor in der Empfindung gewesen ist.“

Poesie, anders als Philosophie und Wissenschaft, führt die Erscheinungen der Welt im Zustand ihrer sinnenhaften Beschaffenheit vor, frisch, bildhaft, spontan, kurz: als Magma des Erlebens und nicht als begrifflich erstarre Lava.

Nun will ich hier nicht etwa gegen aphoristische oder andere gedankliche Lyrik polemisieren. Ich möchte aber betonen, daß Dichtung ihrem ureigensten Wesen nach seit je und in allen Sprachen und Kulturen *lyrische* Lyrik gewesen ist, daß es also recht fragwürdig war, wenn man sich in den letzten Jahrzehnten allzu bedingungslos den Gesellschafts- und Sprachwissenschaften untergeordnet hat.

Wie es eine poetische Prosa gibt, so gibt es eine prosaische Lyrik, und letztere war bei uns nach 1960 das Stilideal. Ähnlich wie im Zeitalter der Aufklärung, als der Eiferer Johann Christoph Gottsched – zusammen mit der Phantasie und dem ambiguent-vielschichtigen Werk Shakespeares – alles Wunderbare, Irrationale und Volkstümliche aus der Dichtung verbannen wollte, hat man auch bei uns während der Neo-Aufklärung das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und die Dichtung platt und fade gemacht. Während die experimentellen Poeten alles Lebendig-Welthaltige weitgehend ausklammerten und in verbissenem Umgang mit dem lingualen Material die Worte für die poetische Sache selber nahmen, versuchten die politisch intentionierten Dichter ihre Texte gegen Ende der sechziger Jahre dadurch aufzubessern, daß sie mehr Zivilisationsgut, mehr Bestandteile der Industriekultur, aufgriffen. Auch Poetologisches war längst ein beliebtes poetisches Sujet geworden. Doch dieses Dichten übers Dichten mußte eine Insider-Angelegenheit bleiben: zu langweilig war es für den normalen Leser, der von den lyrischen Tischlern nichts über deren Handwerk erfahren, sondern vielmehr Tische und Stühle sehen wollte.

Gerade am Erbringen anschaulicher Beispiele haperte es jedoch vielfach. Denn als die politische Dichtung unmerklich in die sogenannte Neue Sensibilität, die auch als Neue Subjektivität firmierte, überging, verschwand zwar manches Abstrakt-Thesenhaft. Doch die gängigen Inhalte waren meist von stereotyper Beschaffenheit und beliebiger Austauschbarkeit: Demos, Straßenschlachten, überquellende Aschenbecher, verbeulte Coladosen, Fritten-

buden und (das nächtliche Dunkel illuminierende) Kühlschränke – das waren die Motive und Objekte, die immer wiederkehrten, verbunden schließlich mit der Öko-Thematik, und alles grundiert von einer Polit-Haltung, die noch deutlich ihre Abkunft von Brecht, Enzensberger und Fried verriet.

Die Lyrik nach 1968, die als Protestbewegung begann, ist nach und nach ausgedörrt und abgeschlafft, und geblieben ist wenig: ein paar pfiffige Epigramme von Arnfrid Astel, einige kürzere Gedichte von Johannes Schenk, Klaus Konjetzkys *Poem vom Grünen Eck*, Roman Ritters Stimmungsbild *Einen Fremden im Postamt umarmen* und die Miniaturen aus Ralf Theniors Erstling *Traurige Hurras*, einem 1977 publizierten Band, der formvollendete Porträtdichtungen und zeitgemäße Genrebilder enthält.

Eine periphere Folge der Demokratisierungsbemühungen von 1968 war, von niemandem beabsichtigt, die Zerstörung der bis dahin zusammenhängenden Literaturszene. Als Folge der – zunächst überregional ansetzenden – Gegenkultur entstanden bald überall in der Bundesrepublik regionale Ableger, und in diesen provinziellen Dependancen dilettierte man nun ohne alle Normen und Maßstäbe vor sich hin – mit dem Ergebnis, daß es allerorts von lokalen Selbermachern wimmelte, die den Poesiebegriff, so wie er durch die Leistungen der klassischen Moderne geschaffen worden war, in kürzester Zeit inflationierten. Das Überangebot von in Selbstverlagen gedruckten und nicht selten von Stadt und Land subventionierten Do-it-Yourself-Bänden absorbierte in ihren jeweiligen Nahbereichen derart viel Kaufkraft von potentiellen – besonders jüngeren – Lyrikern, daß es für die qualitätsbewußten Verlage immer schwieriger wurde, Lyrik zu vertreiben.

Die einzigen Poeten, die von dieser Lage profitieren, sind jene vier, fünf Autoren, die regelmäßig in der weitverbreiteten FAZ vorgestellt werden, von Feuilletonchef Marcel Reich-Ranicki, einem eingefleischten Lukaćsianer, der auch in bezug auf die Lyrik einen retardierenden Geschmack hat.

Die FAZ betreibt eine systematische Renationalisierung der Poesie, wie sie sich allein schon aus der Dauereinrichtung der *Frankfurter Anthologie* ergibt (ausländische Poeten werden hier bereits durch die Titelassoziation Frankfurt = Deutschland ausgeblendet), und die FAZ drängt unsere Poesie auf die Positionen des neunzehnten Jahrhunderts zurück.

Hans Dieter Schäfers Nachweis, daß unter den seit 1974 wöchentlich in der *Frankfurter Anthologie* abgedruckten Texten noch nicht einmal fünfzehn Prozent von Autoren stammen, die nach 1930 geboren wurden, belegt die rückwärtsgewandten Absichten Reich-Ranickis ebenso deutlich, wie dessen Vorliebe für Sonette und Reime, die er mit einer solchen Ausschließlichkeit vorstellt, daß er hierdurch selbst den Eindruck vom Darstellungsstil seiner FAVORiten Günter Kunert und Ulla Hahn verfälscht: beide publizieren in ihren Büchern weit mehr Ungereimtes und in freien Versen Hergestelltes, als ein FAZ-Leser vermuten muß.

Der ins Gestrigé gewandte ästhetische Geschmack Reich-Ranickis korrespondiert mit gewissen akademischen Umkehrungstendenzen, und er fällt zusammen mit Ermüdungserscheinungen, die es bei deutschen Repräsentanten der klassischen Moderne ebenso gibt wie bei Vertretern der konkreten Poesie oder bei dem Pop-Star Wolf Wondratschek, der zuvor den Sound seiner Generation so genau zu treffen gewußt hat.

Auch politisch Engagierte sind, konfrontiert mit den deprimierenden Erkenntnissen von den Grenzen des Wachstums und beunruhigt durch die globale ökologische Misere, unversehens zu überholten Versschablonen zurückgekehrt. Hier sei nicht nur Peter Maiwald genannt; hier muß auch von Jür-

gen Theobaldy gesprochen werden, dem es plötzlich um ein „metrisch reflektiertes Schreiben“ geht, um ein Formalisieren, das nicht ganz unähnlich den Bemühungen Uli Beckers ist, der sein disparates Alltags- und Collagenmaterial à la Brinkmann dadurch zu gliedern versucht, daß er seine Wortmassen zu einer Unzahl gleichartiger „Strophen“ arrangiert, wobei allerdings kaum zu übersehen ist, daß hier lediglich ein Spiel mit dem Augenschein getrieben wird: die Zuordnungen sind von großer Willkürlichkeit, ihnen haftet keinerlei organische Plausibilität an, wie sie sich etwa durch Atemeinheiten, lyrisches Rubato oder die Zusammenfassung von Sinnbezügen ergäbe.

Das Herumtupfen von Trägern der Turnschuhgeneration auf alten Versfüßen wäre eigentlich nur als Persiflage denkbar. Es dient aber heute allen Ernstes dazu, sich von jenen unmusikalischen langen Versen zu distanzieren, die – in Nachahmung von US-amerikanischen Vorbildern – bei uns durch Brinkmann und dessen Adepten eingebürgert worden sind.

Die Pop- und Undergroundpoeten hatten sich kaum mit Stilproblemen befaßt. Ihr beliebtestes Mittel war die Collage: das Zusammenbringen von Dingen, die in der einen oder anderen Weise bereits existierten.

Der Mangel an metaphorunterfütterter Affektivität und an inhaltlicher Originalität wurde ersetzt durch spekulativ-kesses Wortmaterial, das dem Slang nachempfunden war und das substantiell mit der Warenwelt, der Comic-Sphäre oder alten Hollywood-Filmen zu tun hatte. Das meiste von dem, was durch seine flippige Aufbereitung zu schockieren versuchte, war nichts als lyrisches Recycling.

Ein Collagist, mag er noch so raffiniert vorgehen, ist nicht gar so verschieden von einem Computerfreak, einem Hacker, der sich in fremde Programme einschleicht und dies und das stibitzt, das er sich so zwar aneignet, das er sich selber aber nicht erarbeitet hat.

Es gibt in der Lyrik, wie überhaupt in der Kunst, nichts zu collagieren, zu imitieren oder zu paraphrasieren, was nicht zuvor von phantasiebegabten Schöpfern ins Leben gerufen worden ist. Dieser Hinweis widerlegt nicht nur eine Menge Pseudo-Avantgardismus; er mißkreditiert auch jene akademistische Poesie, die sich aufs bloße Nachstellen, aufs permutable Durchspielen von schon Geleistetem kapriziert.

Jeder Lyriker setzt sich in anstrengendem Ringen ein Ziel, das irgendwo zwischen Überlieferung und selbstverwirklichendem Neuansatz liegt. Unterwirft er sich ganz der Tradition, dann wird er zum Epigon oder – kreativere Variante – zum Formparodisten. Entfernt er sich jedoch zu weit von allen herkömmlichen Übereinkünften, so nähert er sich dem, was man Glossolalie, Zungenreden, nennt oder was in der Psychopathologie als das irre Sprechen der Schizophrenen bekannt ist.

Der Lyriker muß also ein Idiom finden, das sich nicht den bisherigen Regelungen fügt, doch das auch nicht, aus übertriebener Profilierungssucht, den Kontakt mit dem Gesellschaftlich-Kommunikativen abbricht.

Das Bildhaft-Schweifende, durch das sich die Dichtung vom begrifflichen Reden unterscheidet, ist zugleich ihr Vorzug und ihr Handicap. Da sich die meisten Menschen, und damit auch die Literatur-Konsumenten, eine diskursive Vorstellung von der Welt gemacht haben, und da sie sich nicht gern durch Affekte und irritierende Metaphern verunsichern lassen, geben sie entweder einer verstandsbetonten Dichtung den Vorzug oder sie goutieren eine Poesie, die ihnen schon – etwa von ihrer Schul- oder Universitätszeit her – vertraut ist. Die Schlüssefolgerungen liegen auf der Hand: man akzeptiert das Poetische nicht – oder doch nur widerwillig, nur zögernd –, wenn es sich in

einer ungewohnten Machart darbietet. Allein, wenn sich in einer neuen Ge-wandung ein schon bekannter Inhalt mitteilt, bleibt der emotionale Wider-stand, den man einem Kunstwerk entgegenbringt, gering. Man hält sich dann eben nicht an das Formal-Ästhetische, sondern ans Stoffliche. So konnte sich denn auch bei uns der freie Vers in Gestalt des diskursiv-didaktischen Gedichts der Brecht-Schule durchsetzen, nicht jedoch in Form des affektiv-metaphorischen Gedichts mediterraner Prägung.

Es ist dieser Beharrlichkeitsdrang des Publikums, der den Neo-Akademismus so gefährlich macht. Viele Menschen halten bestimmte Dichtungsgattungen, die sie von der Vergangenheit her kennen, für die Dichtung schlechthin. Sie suchen das Essentielle in der Wiederholung, wo es in Wahrheit um einen Neuansatz geht, um jene Öffnung der Erlebnis- und Sprachfähigkeit, die Wallace Stevens im Sinn hatte, als er sagte: „Realität ist ein Cliché, vor dem wir uns allein durch die Metapher retten können.“

Wenn in unsere Poesie künftig wieder mehr Lebendigkeit und Farbe gelangen sollen, muß das Begriffliche, das allzu lange dominierte, auf ein erträgliches Maß zurückgestutzt werden. Doch zugleich gilt es, dem Neo-Traditionalismus, dieser sterilen Ausstattungskunst, die Stirn zu bieten.

Das kann am besten geschehen, wenn wir die Auseinandersetzung dort erneut aufnehmen, wo Enzensberger und die Brecht-Epigenen sie einst vorschnell abgebrochen haben. Es genügt nicht, nur die deutsche Überlieferung zu nutzen oder sich – politischer Dauerbrenner – unentwegt mit der deutsch-deutschen Frage zu beschäftigen, in nationaler Nabelschau und auf rhetorisch leerlaufende Weise.

Unsere Lyrik braucht dringend Bluttransfusionen, Belebungsimpulse durch die moderne Poesie des Auslands. Von den vielen Dichtern, die nach dem Krieg ins Deutsche übersetzt worden sind, hat man nur die französischen Surrealisten und die jüngeren US-Amerikaner, die Beat-, Pop- und Underground-Autoren, hinreichend rezipiert. Nun wäre es an der Zeit, sich auch anderes anzuhören, etwa die spanische und die lateinamerikanische Dichtung oder, um nur ein besonders wichtiges Beispiel zu nennen, die erstaunlich reichhaltige Verskunst der Türkei.

In vielen Ländern der Dritten Welt ist in den letzten Jahrzehnten eine Poesie entstanden, der gegenüber sich fast alles, was im *Lyrik-Katalog Bundesrepublik* steht, wie das hilflose Gestammel eines geistigen Entwicklungslandes liest.

Die fortschrittlichsten Zivilisationen bringen, das liegt in der Natur der Sache, oft nur noch eine blutleere und frustrierte Begriffspoesie hervor, während in sozial und ökonomisch benachteiligten Kulturgebieten bisweilen Bahnbrechendes geschieht.

Natürlich läßt sich unsere heutige Lyrik nicht hinter den Horizont einmal gemachter Erfahrungen zurückdrängen. Und ich halte es für sehr problematisch, wenn man neuerdings nicht nur auf überlebte Formen, sondern auch auf allerlei Archaismen und Mythen zurückgreift: auf Bilder, die aus der Rumpelkammer der Romantik stammen.

Wir leben in einer Zeit nach Marx, Einstein und Freud, was allerdings nicht bedeuten darf, daß sich unsere Poeten ganz und gar als Duckmäuser vor den Wissenschaften zu verhalten hätten und sich nur noch in diskursiver Sprache verlautbaren dürften.

Die Lyriker wären schlecht beraten, wenn sie sich zu bloßen Erfüllungsgehilfen von Soziologen, Politikern, Sprachwissenschaftlern oder anderen Vertretern rationaler Eindimensionalität machen ließen. Ihnen kommt vielmehr die

Aufgabe zu, etwas von jener Gefühlskultur zu retten, die durch die instrumentelle Begriffskultur zerstört oder doch durch Agitation ausgeblendet, verdrängt worden ist. Nicht zu Unrecht haben Horkheimer und Adorno in ihrer *Dialektik der Aufklärung* darauf hingewiesen, daß Propaganda aus der Sprache eine Maschine macht: „Die Propaganda manipuliert den Menschen; wo sie Freiheit schreit, widerspricht sie sich selbst. Verlogenheit ist unabtrennbar von ihr. Die Gemeinschaft der Lüge ist es, in der Führer und Geführte durch Propaganda sich zusammenfinden, auch wenn die Inhalte als solche richtig sind. Noch die Wahrheit wird ihr ein bloßes Mittel, zum Zweck Anhänger zu gewinnen.“

Weil die Dichter es in den letzten beiden Jahrzehnten weitgehend versäumt haben, ihre Zeitgenossen auch auf der Ebene der Affekte anzusprechen, hat sich nicht nur der Neo-Konservatismus ausbreiten können, sondern zugleich eine lyrische Kitsch-Industrie, die, ähnlich wie die Schlager-Industrie, den Gefühlschaushalt der Leute mit Surrogaten versorgt, frei nach der Devise: je niedriger man die Latte hängt, um so mehr springen drüber.

Hier sei ein Name mit Stichwortcharakter genannt: Kristiane Allert-Wybranietz. Viele Leser nehmen die kalkulierten Frag-Miss-Lonelyhearts-Ergüsse dieser Poetin als Ersatz für das, was ihnen die seriöse Poesie bisweilen an emotionaler Substanz vorenthalten.

Nun soll hier nicht der Eindruck erweckt werden, die deutsche Nachkriegsdichtung der letzten Dezzennien sei überwiegend intellektuell überfrachtet, metaphorisch verlandet oder gar, am anderen Ende des Spektrums, verkitscht.

Unsere Poesie ist sehr reichhaltig, vielseitig und vielschichtig: eines der interessantesten dichterischen Felder überhaupt.

Es gibt zahlreiche Autoren, die abseits des Normativen und Sanktionierten tätig sind, und einige von ihnen haben bemerkenswertere Werke geschaffen als diejenigen, die jeweils Mademoiselle Mode, dem Genossen Trend oder auch den theoretisierenden Dogmatikern gefolgt sind, die zunächst – unter Hinweis auf Auschwitz – gar keine Gedichte mehr zulassen wollten und die danach den Typus des langen, materialüberfrachteten Eloborats angeordnet hatten, während sie jetzt, nachdem die Kursbücher mit den bequemen Verbindungen nach Utopia durchs Bewußtsein der Ökokrise außer Kraft gesetzt worden sind, ästhetisch Rückschrittliches durchzusetzen versuchen: alte Formen und abgeklapperte Reime, die sprachlich verklammern sollen, was in der Wirklichkeit längst in tausend Bruchstücke auseinandergefallen ist.

Authentische Dichter – das liegt ebenso in der Beschaffenheit ihrer seelisch-geistigen Natur wie in ihrer moralischen Integrität – lassen sich vom Zeitgeist keine Auflagen machen.

Sowenig wie sich ein politischer Poet mit dem Zensor befreundet, sowein wird sich ein unpolitischer Dichter mit einem Maulkorb versöhnen, der ihn daran hindern soll, von seinen Erlebnissen und Stimmungen zu sprechen.

Der nicht fremd-, sondern selbstbestimmte Lyriker schmückt weder das Schlachthaus noch eine Parteizentrale mit Geranien. Er folgt seiner ganz persönlichen Vorstellung und weist jede Art von Bestellung, Verlockung oder Drohung als etwas völlig Unzumutbares zurück.

Eich, Meister, Domin, Krolow, Bobrowski und Celan haben sich ebensowenig auf das poetische Nachstellen poetologischer Forderungen eingelassen wie – in jüngeren Jahrgängen – Bachmann, Piontek, Reinig, Grass, Fuchs, Fritz, Kunert, Enzensberger, Rühmkorf, Jürgen Becker, Meckel, Kunze, Sarah Kirsch, Aras Ören und Wondratschek.

Diese Autoren wurden alle mehr oder weniger bekannt, teilweise sogar populär. Doch andere, die weniger Fortune hatten, führen bis heute rechte Schattenexistenzen, obwohl sie teilweise überzeugende Individualstile ausgebildet haben. Einige Beispiele: Erich Jansen, Rainer Brambach, Carl Guesmer, Cyrus Atabay, Gerd Henniger, Dieter Hoffmann, Hans Dieter Schäfer, Rainer Malkowski, Dieter Leisegang oder, sehr junge Autoren: Bernd Jaeger, Gerhard Falkner, Eberhard Ortseifen, Anna Rheinsberg, Bernhard Nellessen. Es gibt vernachlässigte Dichter, von denen bisweilen nur eine Handvoll überliefertenwerter Verse vorliegt. Andere aber haben ein ganzes faszinierendes Œuvre geschaffen, und auch sie werden häufig nicht zur Kenntnis genommen, weil sie sich der marktgerechten Verfügbarkeit und der Schablonisierung entziehen und weil sich die Makler und Macher des Kulturbetriebes zur jeweiligen Stunde selten mehr Namen merken können oder wollen, als sie an einer Hand Finger haben.

Salim Kureishy löns, hermann

geb. 1866
gest. 1914

deutscher schriftsteller;
sein schaffen ist durch die liebe
zur lüneburger heide bestimmt;
volksliedhafte lyrik, romane und
tiergeschichten; u. a.

„mein grünes buch“ (1901)
„mein braunes buch“ (1906)
„mümmelmann“ (1909)

erster traum über einen dichter

hermann loens wandert kraeftigen schrittes hinaus in die kühle eines heranbrechenden morgens, welcher ein erstes rot in den himmel der daemmerung entsoendet.

hermann floetet ein froehliches liedchen, denn er liebt die natur gar sehr, und vor ihm liegt ein wunderschoener tag in der heide.
so wandert er einige stuendchen in den sonnenbestrahlten vormittag, die voegelein zwitschern und die baechlein murmeln leise, bis er ein großes gebluesch erreicht, das ihn wie mit warmen armen empfaengt. im duesteren dikkicht spaetet der hermann umher, und versichert, daß nur er allein ist, grabscht er ein schmalzgeschmiertes dunkles brot aus dem knappaekchen, entfernt die verpackung, und so weiter.
nachdem er nun sich gesaettigt, langt er gestaerk in seine rindslederne und holt seinen geschwollenen pimmel heraus. es dauert nur kurze zeit, und schon ertoent weithin sein herzhafter jodler.
aber das wird ja immer verschwiegen.

Dieter Arendt
 Till de Vos und Reinke Ulenspegel
 oder
 Kleine Diebe hängt man, die großen läßt man laufen

„Nur Narr, nur Dichter!“ – ein philosophischer Topos verächtlicher Desperation angesichts der vielversprechenden Akkorde der Kunst. Nietzsches Formel hat eine lange Tradition, sie stammt aus der Antike, möglicherweise war es schon die Weisheit schreibunkundiger, aber sprachgewaltiger Archaik. Narrenkappe und Karnevalsmaske waren schon immer sichere Garanten der Vorsicht, wenn das magische Auge der Kunst der Obrigkeit auf die Finger sah, auf die langen Finger. Wie würde die Obrigkeit in diesem unserem Lande reagieren, stieße sie in der Personalakte eines ihrer poetisierenden Beamten auf folgenden Hexameter:

Doch läßt uns
 Andre Dinge besprechen; es sind gefährliche Zeiten,
 Denn wie geht es von oben herab? Man soll ja nicht reden:
 Doch wir andern merken darauf und denken das Unsre.
 Raubt der König ja selbst so gut als einer, wir wissen's;
 Was er selber nicht nimmt, das läßt er Bären und Wölfe
 Holen und glaubt, es geschähe mit Recht. Da findet sich keiner,
 Der sich getraut, ihm die Wahrheit zu sagen [...].¹

Goethe ist es, der diese politisch anrüchigen Worte vom königlichen Raub und von den königlichen Raub-Geschenken spricht; sagen wir es genauer: er spricht sie natürlich nicht selbst, so kann nur ein Untertan sprechen, der nicht so leicht zu fangen ist: Reineke der Fuchs. Der elegante Räuber und Mörder, der verschlagene Höfling und heimliche Kanzlerkandidat macht mit solchen Worten seinem Herzen Luft, und zwar gegenüber seinem Oheim, dem Beichtiger Grimbart, auf dem Wege zum Gericht des Königs. Goethe aber hat seine Sympathie für den Schelm im Tierfell freimütig genug bekannt, allein schon dadurch, daß er die ebenso amüsante wie satirische Hof-und-Stände-Fabel zur Zeit der Französischen Revolution im Jahre 1793 dichtete, gleichsam um sich zu erholen von den schmutzigen und blutigen politischen Machenschaften und Ereignissen, die ihm als Begleiter seines Herzogs während der Campagne in Frankreich allzu deutlich vor Augen getreten waren.

Goethe hatte sein Kriegs-Tagebuch auf der Rückreise in Düsseldorf vernichtet; er wird seine Gründe gehabt haben; und als er dreißig Jahre später rückblickend vom Jahre 1819 auf die revolutionären und kriegerischen Ereignisse seinen abermals wie ein Tagebuch anmutenden Bericht *Die Campagne in Frankreich* schrieb, war längst die Heilige Allianz in Wien gegründet worden; der österreichische Kanzler Metternich hatte die hierarchische Ordnung nicht nur gesichert durch das Bündnis der mächtigen Imperatoren Europas, sondern durch weitreichende Beschlüsse zur Festigung der fürstlichen Macht in Deutschland. Goethes Rückblick gibt zwar eine genaue Entstehungs-Geschichte seines Reineke, aber man darf nicht vergessen, daß inzwischen eine ganze Generation abgetreten und eine neue Epoche angebrochen war, denn wenn man nun die Begründung für die Entstehung liest, dürfte man doch überrascht sein über den eigentümlichen Widerspruch zwischen Reinekes

scharfer Kritik am König und Goethes mäßigendem Plädoyer für das menschlich-allzumenschliche Königtum bzw. für das Schicksal eines schuldigen Königs. Es hat den Anschein, als rette er sich in die Rolle des unpolitischen Dichters, wenn er schreibt:

Ein König wird auf Leben und Tod angeklagt, da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königtum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hat. Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtwürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung *Reineke Fuchs* in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.²

Goethe hatte wohl das „Menschengeschlecht in seiner ungeheuchelten Tierheit“ zu erfahren gemeint, als Europa im Januar 1793 von der Nachricht aufgeschreckt wurde, die bürgerlichen Revolutionäre hätten den König von Frankreich Ludwig den XVI. hingerichtet. Daß er unmittelbar darauf mit seinem *Reineke Fuchs* begann, der in wenigen Wochen fast vollendet wurde, darf als Zeichen einer besonderen Anteilnahme an der Erschütterung der hierarchischen Ordnung gelten. Vom August bis Oktober des Vorjahres hatte er als Begleiter seines Herzogs Karl August an der Campagne in Frankreich teilgenommen, deren Strategie, die militärische Niederwerfung der Revolution, so kläglich gescheitert war; kaum mit der größten Arbeit an seinem *Reineke* fertig, beorderte ihn der Herzog im Mai wieder zu sich nach Mainz, wo er mit der Besserung und Glättung der Hexameter begann; das Epos erschien im Jahre 1793. An Charlotte von Kalb schreibt er am 28. Juni 1794 kurz nach der Drucklegung seines *Reineke*: „Hier, liebe Freundin, kommt Reineke Fuchs, der Schelm, und verspricht sich eine gute Aufnahme.“³ Goethes *Reineke Fuchs* fand in der Tat gute Aufnahme, nicht nur bei den intellektuellen Freunden wie etwa Herder, der schon am 1. Mai 1793 an Gleim schrieb: „Das Gedicht ist ein Spiegel der Welt“. Nein, auch sein Landesfürst, der Herzog Karl August, war literarisch gebildet genug, um Literatur angemessen verstehen zu können, ohne sie schnell fertig als Giftpflanze eines geistigen Klimas zu verdächtigen, dessen Sümpfe trockengelegt werden müßten. Goethes *Reineke Fuchs* aber hat bekanntlich ältere Vorläufer; sein Modell war der im Jahre 1498 in niederdeutscher Sprache erschienene *Rein de Vos*. Es dürfte interessant sein, nachzulesen, wie Goethes, Verzeihung! wie Reinekes bitterböse und nicht ungefährliche Anklage des Königs bei seinem literarischen Vorgänger lautet; die Überraschung ist groß, da man die Entdeckung macht, daß Goethe scheinbar nur wortwörtlich übersetzt hat. Wer das Plattdeutschen kundig, möge sich von der originalen Schärfe der Kritik überzeugen:

Lathet vns seggen van anderer rede!
 Id is nu eyne varlyke tyd;
 Wente de prelaten, de nu syd,
 Se ghan vns vore, so men mach seen.
 Dyt merke wy anderen, groet vnde kleen.
 We is, de des nicht enlouet,

Dat de konnynck ok nicht mede rouet?
Ja, ysset, dat he yd nicht en nympht suluen.
He leth yd doch halen by baren vnde wuluen.
Doch menet he al, he doet myt recht.
Neen is, de eme de warheyt secht [...].⁴

Goethes Reineke-Rede noch ein wenig länger zu hören, dürfte lohnend sein, denn sie gewährt tiefen Einblick in die politischen Verhältnisse vom Mittelalter bis zu seiner Zeit – oder soll man sagen: von Anbeginn der Geschichte bis zur Gegenwart?

Da findet sich keiner.
Der sich getraut, ihm die Wahrheit zu sagen, so weit hinein ist es
Böse, kein Beichtiger, kein Kaplan; sie schweigen! Warum das?
Sie genießen es mit, und wär' nur ein Rock zu gewinnen.
Komme dann einer und klage! der haschte mit gleichem Gewinne
Nach der Lust, er tötet die Zeit und beschäftigte besser
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort ist fort, und was einmal
Dir ein Mächtiger nimmt, das hast du besessen. Der Klage
Gibt man wenig Gehör, und sie ermüdet am Ende.
Unser Herr ist der Löwe, und alles an sich zu reißen,
Hält er seiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das Unsre, scheint es, gehört ihm [...].⁵

Aber bleiben wir bei der Sache: Goethe hat die Verse abermals der Vorlage entnommen; im niederdeutschen Gedicht lauten sie:

Edder de dor spreken: „yd is ouel ghedan“,
Nicht syn bychtfader, noch de kappellan.
Wor vmme? wente se ghetentens al mede,
All were yd ok men to eyne klede.
Wyl yemant kommen vnde wyl klagen,
Ja, he mach vuste nayagen,
He vorspyldet men vnnute tyd.
Watmen eme nympht, des is he quyd,
Syne klage wert nicht vele ghehord,
He dor int leste nicht spreken eyn word.
Wente desses is he stedes andechtich,
Dat em de konnynck is to mechtich.
Wente de lauwe is no vnse here
Vnde holt yd al vor grote ere,
Wat he to syk rapen kan. [...].⁶

Goethe kannte die aus der Antike dem Mittelalter überkommenen Fabeln vom Fuchs und vom Löwen sicherlich seit seiner Kindheit, nicht zuletzt aus der Überlieferungsgeschichte des ‚Reineke Fuchs‘; die Löschkopierdrucke der Volksbücher hat er – wie er selbst bezeugt – auf dem Frankfurter Trödelmarkt stets wohlfeil erstanden. Er schreibt in *Dichtung und Wahrheit*:

Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel *Volksschriften*, *Volksbücher* bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst, und sie wurden, wegen des großen Abgangs, mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschkopier fast unleserlich gedruckt. Wir Kinder hatten also das Glück, diese schätzbarsten Überreste der Mittelzeit auf einem Tischchen vor der Haustüre eines Bücherträdlers täglich zu finden,

und sie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der *Eulenspiegel*, *Die vier Haimonskinder*, *Die schöne Melusine*, *Der Kaiser Oktavian*, *Die schöne Magelone*, *Fortunatus*, mit der ganzen Sippschaft bis auf den *Ewigen Juden*, alles stand uns zu Diensten, sobald uns gelüstete, nach diesen Werken anstatt nach irgend einer Nächerei zu greifen. Der größte Vorteil dabei war, daß, wenn wir ein solches Heft zerlesen oder sonst beschädigt hatten, es bald wieder angeschafft und aufs neue verschlungen werden konnte.⁷

Goethe erwähnt zwar nicht ausdrücklich Reineke Fuchs, aber es darf als sicher gelten, daß er das Lübecker Volksbuch dort vorfand. Als der sechzehnjährige Frankfurter in Leipzig zu studieren anfing, traf er dort noch den fünf- und sechzigjährigen Literaturprofessor Johann Christoph Gottsched, der kaum mehr als zehn Jahre zuvor seine berühmt gewordene Übersetzung des niederdeutschen *Reinke de Vos* hatte erscheinen lassen; wir wissen, daß er die Übersetzung kannte, die er später als Vorlage benutzte für sein Hexameter-Epos *Reineke Fuchs*. Fast vermutet man im Blick auf die Tradition eine verschworene Gemeinschaft von intellektuellen Sympathisanten, deren Schar immer größer wird, wenn man weiß: Goethe kannte und schätzte auch die Reineke-Bilder des niederländischen Kupferstechers Allart van Everdingen aus dem siebzehnten Jahrhundert, die zu erwerben er stets bemüht war. Es war ein besonderes Glück für ihn, daß er zusätzlich zu den schon in seinem Besitz befindlichen Everdingen-Stichen dessen Reineke-Originalabzüge just im Erscheinungsjahre seines *Reineke Fuchs* erwerben konnte. Bezeichnend sein später Kommentar vom Jahre 1817 zu Everdingens Reineke-Bildern:

Ein heiterer Humor, eine heitere, leidenschaftslose Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, der das Thierische im Menschen hervorhebt, gemildert und für geistreiche Leser ein geschmackvoller Beigenuß bereitet wird.⁸

Da Goethe abermals auf die Tierheit im Menschen anspielt, fragt man sich: wen meint er eigentlich? Die blutigen Revolutionäre in Frankreich, die ihren König auf die Guillotine schickten? Oder gar die Raubtier-Könige? Reinekes Fürsten-Schelte jedenfalls entspricht jener historischen Praxis, die die volkstümliche Sprache mit der Redensart wiedergibt: Die Kleinen fängt man, die Großen läßt man laufen. Die geläufige Volksmeinung erscheint genauestens in den plattdeutschen Versen des *Reinke de Vos*:

De kleynen deve hengetmen wech,
De groten hebben nu starck vorhech,
De mothen vorstaen borghe vnde lant.⁹

Und Goethes Hexameter hält sich wörtlich an die Überlieferung:

Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen
Starken Vorsprung, mögen das Land und die Schlösser verwalten.¹⁰

Goethes bzw. Everdingens „heiterer Humor“ läßt die Zeichnung von der königlichen Würde in der Hofhaltung König Nobels in günstigerem Licht erscheinen; der scheinbar karikaturistische Strich ist nicht ohne respektablen Ernst. Goethe hat sich bei der Bearbeitung der alten niederdeutschen Vulpia-de zwar eng an die Übersetzung Gottscheds gehalten, aber wie von seiner eigenen Hand gemalt wirkt das die königliche Hofhaltung schildernde Eingangsbild:

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünen und blüthen
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken

Übten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
 Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
 Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.
 Nobel, der König, versammelt den Hof; und seine Vasallen
 Eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; da kommen
 Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden,
 Lütke, der Kranich, und Markart, der Häher, und alle die Besten.
 Denn der König gedenkt mit allen seinen Baronen
 Hof zu halten in Feier und Pracht; er läßt sie berufen
 Alle miteinander, so gut die Großen als Kleinen.
 Niemand sollte fehlen! und dennoch fehlte der Eine
 Reineke Fuchs, der Schelm!!!

König Nobels Hofstaat ist uns seit der Kindheit wohl in dieser grandiosen Schilderung bekannt, aber wir erinnern uns doch zugleich eines anderen Bildes:

Wilhelm von Kaulbach heißt der Schöpfer dieser uns aus Kinder- und Schulbüchern vertrauten Tierbilder; Kaulbach, damals bekannt als der „Heine unter den Malern“, illustrierte Goethes *Reineke Fuchs* etwa fünfzig Jahre später für die Cotta-Ausgabe von 1846. Es ist deutlich: die gewagten Bilder weisen in ein neues Jahrhundert, in ein neues Zeitalter, in dem die Dichter ungeniert und frei von der Leber, wenn auch nicht frei von Zensur, Verfolgung und Kerker, über ihre Fürsten spöttelten und über ihre Könige und Kaiser: König Nobels Diadem besteht aus Raubtierzähnen und auf seinem Zepter steckt eine Raubtierpranke und der grimmige Ausdruck seines Löwen-Antlitzes ließ wohl verstehen, warum die Tiere um ihn herum ihm so demonstrativ ihre devote und submissive Verehrung bezeigen: das kniende Häschchen Lampe, der heulende Wolf Isegrim, Braun der dienernde Bär und Grimbart der fromme Dachs ... Reineke aber fehlt, wir wissen, warum. Ein gesetzloser Wilddieb und Räuber fürchtet nicht ohne Grund den Zorn seines nicht minder räuberischen, aber gesetzlich geschützten Königs. Reineke aber weiß zuviel, und es kann ihm nicht lange schwerfallen, sich immer moralisch zu purgieren und politisch unentbehrlich zu machen. Das Ende vom Lied ist bekannt: Reineke wird des Königs Siegelbewahrer, wird Kanzler; und mit schneidendem Hohn schließt der Dichter sein Epos:

Sus is nu Reynke hoch gheeret.
 So hir myt korte is gheleret.
 Eyn yslyk schal syk tor wyßheyt keran,
 Dat quade to myden vnde de dogede leren.
 Dar vmme is dyt boek ghedycht,
 Dyt is de syn vnde anders nicht.
 Fabelen vnde sodaner bysproke mere
 Werden ghesath to vnser lere,
 Vppe dat wy vndoget scholen myden
 Vnde leren wyßheyt to allen tyden.¹²

Hochgeehrt ist Reineke nun! Zur Weisheit bekehre!
 Bald sich jeder und meide das Böse, verehre die Tugend!
 Dieses ist der Sinn des Gesangs, in welchem der Dichter
 Fabel und Wahrheit gemischt, damit ihr das Böse vom Guten
 Sondern möget und schätzen die Weisheit [...].¹³

Goethe lobte unter den Volksbüchern der „Mittelzeit“ nicht ohne Grund auch Till Eulenspiegel. Auch dieser Schelm leistete sich bekanntlich manche Unbotmäßigkeit gegenüber der Zunft-Ordnung und der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit.

Eulenspiegel hängt als kritischer Fürsten- und Stände-Spiegel im Schrank unserer Erinnerungen. Gewiß: Diebstahl ist es nicht, was er den hohen Ständen vorwirft, aber auch er verweigert ihnen nicht grundlos den schuldigen Respekt. Wer kennt nicht die Geschichten, da Eulenspiegel die ihn ausnutzenden Zunft-Meister an der Nase herumführt, indem er etwa durch wortwörtliche Ausführungen ihres Auftrags gleichsam einen schadenfrohen Dienst nach Vorschrift vollführt? (Goethe: „Eulenspiegel – alle Hauptspäße des Buches beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt.“) Wer kennt nicht die Geschichten, da Eulenspiegel die eitle Klugheit des regierenden Adels bloßstellt, indem er etwa dem Landgrafen von Hessen ungemaßte Bilder vorgaukelt mit dem bestechenden Hinweis, nur ehelich gezeugte Edelleute und keine Bastarde könn-

ten sie sehen? Wer kennt nicht die Geschichte, da Eulenspiegel die fromme Bescheidenheit der Pfarrer testet, indem er etwa seinen Beichtiger beschwört, nicht zu tief in den Schatz mit seinem hinterlassenen Geld zu greifen – mit dem er einen Topf voll Kot abgedeckt hatte. Aber kennt man auch die Geschichte, da Eulenspiegel sich vor dem Heiligen Vater in Rom, dem „Knecht aller Knechte“ – wie er sich gemäß der geläufigen Bescheidenheits-Anrede seiner Zeit ausdrückte –, mit dem Rücken zum Thron stehend verneigte und auf diese Weise jene Anspielung signalisierte, die Goethes Götz von Berlichingen seinem Kaiser unmißverständlich ausrichten läßt? Eulenspiegel interpretiert mit dieser Geste seinen plattdeutschen Namen Ul en Spegel, d. h. Feg mir den Spiegel, der im niederdeutschen Sprachraum die gleiche Bedeutung hatte wie der berühmte Götz-Spruch.

Über die Schelme Eulenspiegel und Reineke länger zu reden dürfte in Deutschland nicht nötig sein, da sie jedem Landeskinder bekannt sind – stehen ihre Geschichten doch (noch?!?) in jedem Schulbuch. Den Index, die Inquisition und manches Autodafé haben sie überstanden, und sie fanden immer wieder ihren großen Dichter und großmütigen Fürsten.

Fragen wir aber doch noch einmal nach ihren älteren Dichtern und nach deren fürstlicher Obrigkeit.

Es verstärkt sich mehr und mehr die Vermutung, daß das plattdeutsche Volksbuch *Reinke de Vos* von 1498 und das hochdeutsche Volksbuch *Till Eulenspiegel* von 1510/11 gar keine Volksbücher sind, sondern einen – und zwar den gleichen – Verfasser haben. Für den *Eulenspiegel*, der noch bis vor wenigen Jahren als anonymes Volksbuch galt, ist er unwiderleglich identifiziert.¹⁴ Es ist der bislang noch recht unbekannte niederdeutsche Dichter namens Herman Bote.

Wer war dieser unbotmäßige Bote? Der scheinbar aufmüpfige Schriftsteller war ein braver Zollschreiber, ein mittlerer Beamter der Stadt Braunschweig; seine im übrigen auch sonst nicht wenig scharfen Verse ertrug der patrizische Magistrat jener Hansestadt mit Gelassenheit, jener Magistrat, dessen Diener er war. Es gereicht diesem Magistrat um so mehr zum Ruhme, als es gerade die revolutionären Putschisten waren, die plebejisch-bürgerlichen Gildenmeister, deren Bildung nicht ausreichte, um literarische Satire verkraften zu können; als sie mit Gewalt für kurze Zeit an die Macht kamen, belegten sie den dichtenden Zollschreiber sofort mit Berufsverbot, stellten ihn durch Hausarrest unter Kuratel, zwangen ihn schließlich ins Exil, und es fehlte nicht viel, dann hätten sie ihn aufs Schafott geschickt. Herman Bote wird hinreichend Gründe gehabt haben, seinen Eulenspiegel mit anonymer Vaterschaft in die Welt zu schicken. Nun läßt sich die aufgeschobene Frage nicht länger unterdrücken: Sollte er etwa auch der anonyme Poet sein, der den *Reinke de Vos* freigelassen hat?

Die Frage ist nicht neu, fast alle Eulenspiegel-Experten haben sie einmal gedacht oder ausgesprochen, aber ebenso rasch niedergeschlagen haben sie eine voreilige Antwort. Die Indizien jedoch ließen sich nicht mehr aus der Welt schaffen; wissenschaftlicher Ehrgeiz und gelehrte Akkuratesse umkreisen bis zur Stunde das aufreibende Problem.¹⁵ Historisch wie biographisch wäre die doppelte Anonymität in der Tat zu erklären, denn in einem wie im anderen Falle hätten die prätentiösen Patrizier und Usurpatoren der Macht den biederen Zollschreiber aus der Stadt gejagt; die Ostfalismen im Lübecker Druck weisen zwingend nach Braunschweig, und es sind die gleichen, die als Rudimente im oberdeutschen Ulenspiegel noch durchschimmern; viele Tierna-

men stammen weder von der flämischen Vorlage noch aus Lübeck, sondern weisen ebenfalls, sogar biographisch verankert, nach Braunschweig. Aber wenn Herman Bote auch nicht der Autor bzw. Redaktor beider Schelmen-Bücher ist, beide Autoren sind Brüder im pikarischen Geiste. Herman Bote wäre ohnehin weder der Erfinder Reinekes noch Eulenspiegels, wie Reineke so hätte er auch Eulenspiegel aus der Mottenkiste der Volkstradition ausgekramt; beide Figuren sind durch Jahrhunderte getrennt, aber sie sind zur gleichen Zeit, zur Zeit des Braunschweiger Stadtschreibers, Vetter geworden, deren Namen austauschbar sind.

Till de Vos und Reinke Ulenspiegel – ihre Verwandtschaft hat nicht nur die Wissenschaft entdeckt, auch in der Kunst wurde sie geahnt.

Alfred Paul Weber stellte sie in einer seiner Lithographien gesellig nebeneinander; daß die Eule dazugehört, bedarf keiner Erklärung, und der Titel der Partie versteht sich von selbst: *Zu Dritt*. (Vgl. die Abbildung auf der Titelseite dieses *kürbiskern*.)

Till de Vos und Reinke Ulenspiegel – sind sie nicht seit alters her weitläufige Verwandte, entstammen sie nicht beide jener altehrwürdigen Sippe der Schelme, die international verzweigt ist: Der Araber Abu 'l-Ghusn Dudschajn ibn Thabit, genannt Dschuba, ist bei den Türken der Khodscha Nasreddin; bei den Chinesen ist er bekannt unter dem Namen Hsu Wan Kh'ang, bei den Indern als Muladeva, und in Nordafrika wird er Goha genannt; nicht zu vergessen ihre europäischen Verwandten: beispielsweise die spanischen Pikaros Lazarillo de Tormes und Guzmán de Alfrache, die französischen Espiegle Francion und Gil Blas, die englischen Fools Roderick Random und Peregrine Pickle, die deutschen Schelme Simplicius Simplicissimus, Schelmuffsky, Schnabelewopski und viele andere bis hin zu Felix Krull und Oskar Matzerath.

Die pikarische Schar ist groß; man belächelt sie wohl gerne, die närrischen Spaßmacher, aber unter der Schminke sind sie sehr ernst; auch unterschätzt man nicht ihren Stand, denn manche von ihnen stiegen auf zu hohen Staatsämtern, wie wir wissen: bis zum Kanzler.

Wenn es Zeit ist, der verrückten Politik aus der Schelmen-Perspektive den Vexier-Spiegel vorzuhalten, dann ist es höchste Zeit, denn der vergeblichen Versuche gibt es viele, seit langem, seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden.

Die Dichter haben das Abziehbild der Politik den nachkommenden Skribenten mit Eifer weitergereicht; der bekannteste Polit-Schelm aber hat einen höchst bedeutsamen Namen: Renart, Van den vos Reinaerde, Reinke de Vos, Reineke Fuchs.

Reineke – der Name meint den Ratgeber, vielleicht sollte man freimütiger übersetzen: Hofrat, Geheimrat, Regierungsrat, Ministerialrat, Staatssekretär, Kanzler; aber man bleibe eingedenk der ironisch-satirischen oder gar perversierenden Intention dieses Namens, der als verschlüsselte Kontrafraktur die offenbarende Karikatur dessen ist, was verschwiegene Wirklichkeit und Wahrheit ist in der Sozial-Struktur und Macht-Politik unserer menschlichen Gesellschaft.

Ob zu Füßen am Thron seines Königs, wie Yorik und Kyau, oder mit Ketten in seinen Verliesen – der närrische After-Politiker ist allemal ohnmächtig; ist es überhaupt recht und strategisch richtig, daß er auffallen muß, wenn er gehört werden will? In Konzentrationslagern, in Staatsgefängnissen und in sibirischen Strafkolonien verfault seine Botschaft zu nichts.

Eulenspiegel jedenfalls hat resigniert. Sein Name ist weniger anarchistische

Insurrektion gegenüber der Obrigkeit, denn vielmehr Menschenverachtung, Weltekkel. Er schafft sich mit der Ul-en-Speigel-Götz-von-Berlichingen-Geste den politischen Spuk vom Halse! Die Versuchung war schon immer groß, sich zurückzuziehen auf eine ferne Insel-Eremitage, oder als Patient ins weißlackierte Bett einer Nervenklinik, um von hier aus unauffällig seine Pfeile abzusenden. Was aber richten sie aus?

Als der Russe Ilja Ehrenburg im Jahre 1921 in einem in Moskau veröffentlichten Roman seinen mexikanisch gebürtigen, aber internationalen Eulenspiegel namens Julio Jurenito präsentierte, gab er ihm ein an die Adresse der jungen Republik gerichtetes Vorwort mit, das ein halbes Jahrhundert später besonderer Aufmerksamkeit würdig scheint – in allen Republiken. Dort sagt der eulenspiegelnde Fuchs Julio Jurenito:

Der Provokateur ist der große Geburshelfer der Weltgeschichte. Neun Monde sind verstrichen, und wenn ihr mich, den Provokateur mit dem friedlichen Lächeln auf den Lippen und dem Füllfederhalter in der Tasche, nicht aufnehmt, so wird ein anderer kommen, um den Kaiserschnitt vorzunehmen, und die Erde wird erzittern.

Gewiß: aber er möge doch lieber vorsichtig anklopfen, denn er kann nicht sicher sein der versprochenen Gastfreundschaft. Bertolt Brecht dichtete zur Ehrung des im faschistischen Deutschland verfolgten und eingekerkerten Sprachkomikers Werner Fink die anspielungsreichen Verse:

Eulenspiegel an der Wand
Wer ist der Dümme im ganzen Land?

Antwort: Der Frager natürlich, denn wenn es für die Intelligenz schon immer ratsam war, sich dummmzustellen, sollte sich wenigstens herumsprechen, daß es Dümme und Dümme gibt – hinter den Bergen bei den sieben Zwergen; der Dichter-Narr aber wohnt überall in der politischen Metropole.

Anmerkungen

- 1 Hamburger Ausgabe II, 369. (HA)
- 2 HA X, 359.
- 3 HA Briefe II, 178.
- 4 Reinke de Vos. Lübeck 1498. Hrsg. v. Friedrich Prien. Halle 1887. S. 138–142 (= Altdeutsche Textbibliothek Nr. 8).
- 5 HA II, 369 f.
- 6 Reinke de Vos a.a.O. S. 139.
- 7 HA IX, 36.
- 8 HA Briefe I, 421.
- 9 Reinke de Vos a.a.O. S. 142.
- 10 HA II, 369.
- 11 HA II, 285.
- 12 Reinke de Vos a.a.O. S. 233.
- 13 HA II, 436.
- 14 Peter Honegger: Ulenspiegel. Ein Beitrag zur Druckgeschichte und zur Verfasserfrage. Neu-münster 1943 (= Forschungen hrsg. im Auftrage des Vereins für niederdeutsche Sprachfor-
- 15 Heinz-Lothar Worm: Reinke de vos. Ein Beitrag zur Verfasserfrage. Diss. Gießen 1984.

David Chotjewitz Die Niederkunft des Zettelkastens

Über Literatur von Jugendlichen

„bei dem gedanken, daß die bewegung der 80er wirklich vorüber ist bzw. auch nur eine bewegung war, wirds mir einfach nur noch schlecht. dann brauchen wir uns ja um nichts mehr zu kümmern, alles bleibt beim alten, und die nächste generation wirds schon machen, den aufstand und die revolution, und wesentlich härter als wir, natürlich, weil dann sind auch die lebensbedingungen härter, welch ein glück, endlich kann ich mich der kunst widmen und beruhigt in die zukunft schaun.“

Aus: Stark sein, Stärker werden, München 1984

I

Fast ein Jahrzehnt Jugend als Schlagzeilenfüller. Was schwappte nicht alles über?

Die Drogenwelle (76–79). Der Punkshock (77–80). Das No-Future-Gerede, dokumentiert durch unzählige Fotos, auf denen eine schwarze Lederjacke mit Sprüchen wie „Schieß doch, Bulle“ oder „Deutschland verrecke“ und sonst nichts zu sehen war (78–83). Besetzerflaggen über Restberlin (79–82). Die Neue Deutsche Welle, die zum ersten Mal die große Absahne mit Deutscher Avantgardemusik ermöglichte und gleichzeitig den deutschen Schlager revolutionierte (79–82). Jugendarbeitslosigkeit, Jugendselfstmord, Jugendkriminalität, und endlich Dialog-mit-der-Jugend – nur seltsam: all das scheint vorbei. Der Pillenknick regiert, und die Presse reagiert kaum noch, und tatsächlich ist das, was läuft, weniger spektakulär geworden oder: die Gewöhnung macht es erträglich. Zum Beispiel: Die Zersplitterung der Jugend in Gruppen (Poppers, Punks etc.), vor Jahren voll Erstaunen registriert, weicht, da unerklärt und unverstanden, in den Köpfen Erwachsener der ignoranten Resignation, und – noch besser – wird durch das Herbeireden der „positiven Jugend“ geleugnet.

II

In diesem Moment nimmt die Jugend ihre Geschichte selbst in die Hand, durchbricht die Mauer der Sprachlosigkeit, erzählt. Beginnt zu schreiben, zu veröffentlichen. Nicht vereinzelt und im großen Stil. Da ist die ehrliche Meinung, die gelebte Erfahrung in *Jugend vom Umtausch ausgeschlossen*, ganz unliterarisch und der *rororo*-Sachbuch-Werbeschwerpunkt im Frühjahr 1984. Da sind die jungen Berliner im *Abschnappuniversum*, die Wortungetüme, schaurige Endzeitvisionen und Satzlawinen zu Papier bringen.

Da ist die „Stimme einer neuen Generation“, Saskia Marloh, mit ihren mal treffenden, mal echten, mal schlicht langweiligen Liebesgedichten. Da ist die Trendsetteranthologie *Kawumm* von Glaser, da ist die Anthologie *Fröhreif*, die ich herausgegeben habe, und da ist noch eine ganze Menge mehr. Ich habe im Anhang versucht, diese Neuerscheinungen der letzten drei Jahre einigermaßen komplett aufzulisten, das ist sie: die Neue Deutsche Welle der Literatur. Der Trend ist da. Die Verlage sind eingestiegen, das Publikum fordert Zugabe, die Druckerpressen rotieren – natürlich nicht.

Als lehrreiche Beispiele ein paar Auszüge aus Verlagstexten:

Das Abschnappuniversum

Achtzehn neue deutsche Erzähler

Alle Autoren dieses Bandes – die jüngsten sind Anfang zwanzig, die ältesten Anfang dreißig – zählen zur „ausgeschlossenen Gesellschaft“, hier wie dort, dort wie hier. Die meisten sind in der Provinz geboren, alle leben in der alten Hauptstadt abseits, die wirkliche Mauer vor der Nase, die wirkliche Mauer im Rücken. Berlin ist ihr Hexenkessel und die hoffnungslose Ruhe vor dem Sturm, ist die Einöde, der Aberwitz, die Auflösung und längst mehr als das und nur diese Stadt: im Abschnappuniversum einer der Orte, in dem das große Aus schärfere Schatten wirft, Ohnmacht und Willkür besonders sorgfältig geordnet und aufgeräumt sind. (...)

Geschichten erzählen diese Enkel, diese Flagellanten, Säulenheiligen und Parasiten doch, ein paar Sätze versuchen sie trotzdem. (...)

Alle Geschichten entwickeln Zweifel und Widerstand, Erbitterung, Zorn und einen Witz, der nur böse sein kann, aus der immer noch gemeinsamen Muttersprache. Sie ist eine Art Sonde, die die Wahrnehmungen prüft: die bewußtlosen Bekenntnisse, Erlebnisberichte. Verständigungstexte fehlen ganz. Für die Autoren dieses Bandes ist Sprachlosigkeit „straffällig“. Jeder hat – vor allem anderen – seine eigene „Sprachprozeßordnung“.

(Luchterhand)

Saskia Marloh

Die Liebe ist eine schwarze Frucht

Die Gedichte der Saskia Marloh vermitteln auf sehr eindringliche Weise authentisches Lebensgefühl der jungen Generation. Ein noch sehr junger Mensch schickt sich an, „erwachsen“ werden zu wollen. Das heißt Abschied von den Eltern, auch von der Großelterngeneration. Abschied auch als Hinwendung zum Freund und Geliebten. (...)

„Ich konnte nicht reden über mich, da hab' ich angefangen zu schreiben, habe mich so den Freunden mitgeteilt“, sagt Saskia lapidar. So entstand über Jahre eine ungewollt eindrucksvolle Poesie.

Saskia Marloh ist die Stimme einer neuen Generation. Noch einmal gewinnt durch sie das Liebesgedicht eine längst schon verlorenglaubte Qualität zurück, durch eine Sprache, die das Lebensgefühl ihrer jungen Generation ausdrückt.

(Hoffmann und Campe)

Frühreif

Texte aus der Plastiktüte

Ob Popper, Punks, ob Hausbesetzer oder Körnchenfresser – die Fülle der Ausdrucksformen Jugendlicher scheint unbegrenzt zu sein, und dementsprechend groß ist auch das Unverständnis, auf das sie stoßen. Es heißt, sie sprächen – wenn überhaupt – eine Sprache, die niemand mehr verstehen könne.

Daß das nicht so ist, beweisen David Chotjewitz und die von ihm versammelten Autoren von *Frühreif*. In Kurzgeschichten, Gedichten und Prosatexten zeichnen sie ein ungeschminktes Bild von sich, ihrem Lebensgefühl und ihrer Umwelt. Dabei zeigen sie Phantasie, Selbstironie und Sprachkraft, die beim Leser das Gefühl hinterlassen, daß da Leute schreiben, die sich wenig mehr vormachen lassen.

(Weismann Verlag)

Jugend vom Umtausch ausgeschlossen

Eine Generation stellt sich vor

Jugend ist vom Umtausch ausgeschlossen!

So beginnt einer der 15 000 Beiträge, die uns zum Aufruf Jugend '83 vom Sommer letzten Jahres zugeschickt wurden. Gedacht war dieser Aufruf als Vorbereitung zur nächsten Studie des Jugendwerks der Deutschen Shell. Doch die Reaktion der Jugendlichen war so groß und die Beiträge so bemerkenswert, daß uns eine eigenständige Veröffentlichung notwendig erschien.

Lebensentwürfe, Zukunftsbilder, Alltagskulturen: das Spektrum – in Wort und Bild – ist breit genug, um die Ansätze derer, die nicht erst morgen ernst genommen werden wollen, in ihrer ganzen Vielfalt sichtbar zu machen.

(rororo Panther)

III

Trotzdem: warum hocken die nicht alle vorm Fernseher? Irgendwas läuft da schief. Seit wann ist Sprache, wie auch immer gehandhabt, Ausdrucksmittel junger Menschen (um das „Jugendliche“ mal zu lassen). Was ist das: Ausdrucksformen Jugendlicher? Körner fressen? Buttons tragen? Haare färben? Lärm machen, prügeln, schreien, ficken? Oder anders: wozu Sprache, wenn ein Irokese noch schockiert, säusliche Geschichten nicht? Daß Jugendliche anfangen zu schreiben, überrascht zunächst, wird mit großem Aufatmen wahrgenommen, und wahrscheinlich wird sogar toleriert, daß das, was da geschrieben wird, vielen nicht paßt: Gott, sie reden wieder. Sie schreiben wieder. Klar – verschlüsselt, kodiert, aber sie erzählen uns wieder, was sie so treiben, Gott, ich wußte ja gar nicht, daß die auch ... Natürlich. Zu weit gehen sollten wir nicht.

Eins, zwei, in extrem guten Zeiten (und die haben wir weiß Gott nicht) auch drei Junggenies kann, will die Literaturszene durchfüttern. Aber die sucht sie sich selbst aus. Und nie so viele auf einmal. Nicht umsonst ist die Poesie Saskia Marlohs zwar „eindrucksvoll“, aber eben „ungewollt“.

IV

„Nachdem die Öffentlichkeit 1968 der Studentenbewegung vorgeworfen hatte, ihre Sprache sei unverständlich, wird an den heutigen Jugendprotesten kritisiert, sie hätten überhaupt keine Sprache. Der beabsichtigte Effekt war in beiden Fällen derselbe: Es sollte überflüssig sein, hinzuhören. Die Gegner der heutigen Unruhen wollen die beteiligten Jugendlichen zu entwicklungs gehemmten Kindern machen, die nicht einmal deutlich sagen können, was sie wollen. Mit der Pathologisierung der Angst der Jugendlichen verbindet sich die Infantilisierung ihrer Absichten und Aktionsformen (...).“ Schrieb Jörg Bobb 1981 im *Kursbuch 65 (Der große Bruch)*. 1983 schreibt Peter Seewald im *Spiegel* unter dem Titel *Meine Ratte ist riesig*:

„(...) Hexe aus Frankfurt ist mit dem Auto angereist. Ihr ‚stinken die Spießer‘, und sie findet es ‚toll‘, daß man einfach nur dazustehen braucht, um die Leute zu provozieren. Hexe ist Puppenstubenpunk, adrett, mit ultrakurzem Rock und schwarzen Netzstrümpfen. Eigentlich studiert sie Pharmazie und hat Kontaktprobleme.“

Seewald läßt „Hexe aus Frankfurt“ gestutzt zu Wort kommen, beschreibt sie in Szenekennerton, um sich sofort altväterlich zu distanzieren, recht hem-

mungslos auf Kosten der Beschriebenen. Der offensichtlich nicht gelungene Blick unter die schwarzen Netzstrümpfe wird durch den Blick unter die schwarze Lederjacke, tief in die Seele des Mädchens, ersetzt. Die Pädagogie ist ekelhaft und symptomatisch.

Ein stern-Artikel über Saskia Marloh, der unwillkürlich an das Hollywood-Märchen von dem Landmädchen, das sich durch alle Betten bis zum Star hochbumst, erinnert, und kaum etwas über ihre Texte sagt, auch eine Rezension des *Abschnappuniversums* in der *Süddeutschen* (Beilage zur Buchmesse '84) gehen denselben Weg. Die Fähigkeit, sich selbstständig, gewollt und sicher auszudrücken, wird Jugendlichen abgesprochen. Dann sollen sie es doch lieber gleich wie der *Playboy* halten: der stellte im Dezember '84 die bislang unveröffentlichte Jungprosaistin Britta Hoppe vor. Nicht mit ihren Texten, sondern mit Nacktfotos. In allen Stellungen und vierfarbig, versteht sich.

Wer Materiallieferant für Soziologen ist, wird mit offenen Armen empfangen. Wer rührseliges Leben aufweisen kann, ist schon gemacht. Wer Literat sein will, hat verspielt. Denn der Materiallieferant ermöglicht soziologisches Hirngewichse und bestätigt die Überlegenheit der Etablierten. Er ist schutzlos offen und auswertbar (und arbeitet nachts als Kellnerin, wenns geht. Wie heißt denn die Kneipe?) Der jugendliche Literat will gleichwertig sein, anerkannt, wenn nicht mehr. Er fordert. In der *Süddeutschen* stand, die Texte im *Abschnappuniversum* seien „vordergründig“ – Irrtum bei der Wortwahl, Druckfehler, was auch immer – vorzuwerfen ist ihnen höchstens ihre gewollt und verkrampt wirkende Tiefgründigkeit. Aber in die Tiefe gehen können ja nur Akademiker im 25. Semester, und nicht Menschen, die nebenbei auch noch leben.

Die FAZ rezensiert *Kawumm*, das *Abschnappuniversum* und ein Buch aus dem Oberbaumverlag, *Einst war ich Fänger im Schnee – Neue Texte und Bilder aus der DDR*, und sucht seitenlang nach literarischen Vorbildern, findet den Expressionismus (bei der *Süddeutschen* war es Underground), dessen Vorzüge hoch gelobt werden, beschäftigt sich aber kaum mit den Texten.

Vorbilder werden sowieso gerne gesucht, überall, wo sich die Kulturcamorra mit dem Nachwuchs beschäftigt. Daß der Nachwuchs die Vorbilder oft selbst nicht kennt, stört nicht. Was das soll? Nun ja: wozu Nachwuchs lesen, wenn es das alles vor fünfzig Jahren schon einmal besser gab.

V

Weg von der Rezeption, hin zum Inhalt.

Seit es Rockmusik gibt, tauchen immer wieder blutjunge Musiker auf, die sich trotz musikalischer Schwächen wegen ihrer Energie, wegen ihres Auftritts durchsetzen.

Das freut nicht nur die Schallplattenkonzerne, das freut auch die Kids, deren Lebensgefühl von Leuten ihres Alters, von Leuten, die so fühlen wie sie, umgesetzt wird. Und dabei wird kräftig Vergangenes kopiert. Was die Sessel-pfurzer der Kulturkritik davon halten, hat nie interessiert. Ist das im sprachlichen Bereich so nicht möglich? Hat deshalb die Literatur ihren Einfluß verloren?

Es gibt eine Entwicklung, die dagegen hält. Sie hat sich an Deutschlands Wänden abgespielt: die Graffiti. Ich nenne die Graffiti mal Literatur, was sicher kein Sprayer machen würde. Auch Graffiti sind keineswegs „neu“: die politische Parole an der Wand ist so alt wie die Wände. Die Kürze und

Schärfe hat der Graffito beim Aphorismus geklaut. Trotzdem ist der Graffito kein politischer Aphorismus, an eine Wand gesprüht. Er lebt, wie jeder Text, auch von dem Material, auf dem er erscheint. Er lebt von dem Hauch der Illegalität, er ist, immer wieder, öffentliches Ereignis und gemeinsames Erleben aller Passanten. Gleichzeitig ist der Graffito unabhängig. Unabhängig von den Institutionen Literaturkritik und Verlag.

Es hat also ein Umgang mit Sprache stattgefunden, es ist sogar eine neue Form gefunden worden – von Jugendlichen beiderseits des Atlantiks. Eine aufdringliche Form: Graffiti können nicht in Schubladen verstauben, wie die Werke so vieler Genies vor uns. Einen Nachteil hat der Graffito: Seine Kürze kann nicht umgangen werden. Man kann keine Erzählungen an Wände sprühen.

Vieles von dem, was in dieser Flut der Neuerscheinungen herausragt, erinnert an die Graffiti. Die Gedichte Inka Bachs aus *Frühreif* sind ein Beispiel:

Wer erwachsen wird, hat verloren.
Das Spiel beginnt immer nachts.
Benzingeruch im Haar, verbrannte Finger,
atemlos glücklich.
Es ist gegückt.
Die Nacht belohnt uns mit Kindheit. Oder:
Sie spricht mit ihm über Gewalt
er ist gegen das Steineschmeißen
sie hat eine sanfte Stimme
er schreit sie an.

Jeder dieser Sätze könnte knallrot auf grauen Beton gesprüht sein. In bester Manier werden die Widersprüche unserer Sprache, auch die Widersprüche der Sprache, die uns von Oben vorgestanzt geliefert wird, aufgezeigt.

VI

Das No-Future-Gerede stieß auf entnervtes Verständnis, nun scheint es vorbei zu sein, obwohl sich an den Realitäten nichts geändert hat. Nach einigen Jahren der Klage findet eine Fortentwicklung statt. Die einen wenden sich der eifrig apostrophierten „Neuen Spießigkeit“ zu, und die anderen? Sie suchen ihre Zukunft zwischen Anpassung und Schädelbasisbruch nach Schlängereien mit Bullen. Das manchmal selbstzerstörerische Auftreten existenziell betroffen wirkender junger Demonstranten für ihre Ziele hat ein Ende, doch was folgt? Wenn noch Engagement stattfindet, dann nur auf einem Weg, den vor allzukurzer Zeit keiner gegangen ist. Und es sind viele gegangen worden: mit Bomben durch die Mauern hindurch, meditierend über sie drüber, auf dem Marsch durch die Institutionen als kleiner Buddler unter ihnen durch. Hunderttausende versuchten ein Leben vor den Mauern erträglich zu gestalten, zogen sich in den eigenen Bauch zurück oder zumindest in ihre Szene. Die Friedensbewegung mobilisierte Millionen, nichts brachte Änderungen, die einigermaßen zufriedenstellend sind, Versuche ich jetzt, dem Leser das literarische Erwachen der Jugend als politische Morgendämmerung zu verkaufen – ich würde es gerne. Nur leider stimmt es nicht.

Beziehungskisten spielen eine große Rolle, die Zurschaustellung der eigenen Existenz auch, es wird viel phantasiert, nur politische Essays sind dünn gestreut in den Neuerscheinungen der jungen Dichter.

Um ein wenig Ordnung in den Wirrwarr der Bücher zu schaffen, wird nun der alte Göthe zitiert, der sich 1827 unter der Überschrift *Neueste Deutsche Poesie* beschwerte:

Teils unmittelbar von Verfassern und Verlegern, teils durch die Aufmerksamkeit freundlicher Literatoren gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken aufregt, mich auch wohl im allgemeinen irgendeinen Begriff von ihr fassen läßt; aber die Anzahl ist zu groß, als daß es mir möglich wäre, ins einzelne zu gehen. Man sieht manch schönes Naturell, das sich von herkömmlichen Recken befreit hat, sich nach eigener Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemüht ist, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und in den von der Natur gezogenen Kreis zu beschränken. Auch hält es schwer, in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. Möge nachstehende Tabelle verdeutlichen, wie ich mir den Wert von dergleichen Produktionen anschaulich zu machen suche. (. . .)

Würdigungstabelle poetischer Produktionen der letzten Zeit

Naturell	Stoff	Gehalt	Behandlung	Form	Effekt
1. Leicht	Alltäglich	Gewöhnlich	Bequem	Im Einzelnen gut	Ephemer
2. Ernst und elegisch	Lokal und sittenfrei	Durch die Zeit gegeben	Mit Leichtigkeit	Der Absicht gemäß	Vorübergehend
3. Begabt	Vergangene Zeiten und' Sitten	Menschlich begründet	Geübte Hand	Schließt sich nicht zusammen	Unbefriedigt
4. Wohlbegabt	Verneinend	Schwer zu entdecken	Überfrei	Kaum zu entziffern	Abstoßend
5. Besonnen	Neuere Sitten	Phantastisches Leben im Widerstreit mit dem Stoff	Mit Bedacht und Sorgfalt	Abgeschlossen	Zweifelhaft wegen jenes Widerstreits
6. Rein	Natürlich	Gemütlich	Zart	Geistreich	Anmutig
7. Kräftig	National	Tüchtig	Männlich	Rhetorisch-poetisch	Ermüdend
8. Nicht ausgezeichnet	Tagtäglich	Verständig	Gewandt	Nicht abgeschlossen	Immer beim Alten
9. Klar und empfänglich	Studiert	Historisch	Verständig	Überdacht	Unwirksam
10. Reinlich	Halbwahr	Erzwungen	Empirisch	Unrein	Beunruhigend
11. Bedeutend	Vielseitig	Tiefgefäßt	Frei und frank	Mannigfaltig	Auffordernd
12. Weiblich	Träumerisch	Bodenlos	Weich	Verschwebend	Täuschend
13. Facil	Vielerartig	Nach Befund	Frisch	Geschickt	Eigenartig
14.	Bedeutend, aber bedenklich	Dichterisch, glücklich gesteigert	Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend	Untadelhaft	Abzuwarten

Aus: J. W. Goethe, *Schriften zur Literatur 1. Teil*, München 1962

Wo lassen sich nun die Texte der Jungen von heute einordnen?

A) Beginnen wir bei Saskia Marloh. Den Klappentext kennen wir. Nun ja, das passiert. Peinlich zwar, aber: was ist mit den Gedichten? Aha. Die sind weiblich:

Mitten auf dem trüben Wasser
Im Regen
Ein weißer Schwan

Das erinnert schwer an romantisches Zeugs. Nur gehts dann weiter mit:

Tropfen an der Fensterscheibe der Straßenbahn
Auf dem Trottoir ein junger Mann einen Kinderwagen schiebend

Also kommt da die Realität, nur sicher nicht „bedeutend aber bedenklich“ sondern „tagtäglich“ und in der Behandlung wohl höchstens „verständlich“, sieht man vom Schluß ab:

Auf seinen Ohren
Kopfhörer

und Schluß.

Da wirds dann leider halbwahr, das Dingen heißt nämlich Walkman. (Und wenn ich so die Kopfhörer *auf den Ohren* sehe . . .) Wer in der Öffentlichkeit Kegel schiebt, muß sich von jedem sagen lassen, wie viele Punkte er geworfen hat (Tucholsky), also sagen wir: Effekt „unwirksam“, Form „nicht abgeschlossen“, Behandlung „verständlich“, Gehalt „schwer zu entdecken“, Stoff „tagtäglich“ und Naturell „Klar und empfänglich“. Okay? Nein. Schwankungen innerhalb des Buches, sogar innerhalb der Texte lassen das nicht zu. Saskia Marloh wird gut, wird greifbar, nachführbar, wenn sie ihrer Verzweiflung freien Lauf läßt – auch, wenn es teilweise abschreckend ist:

(. . .) farblos die gewebszellen und zitterig
die nervenfasern die schreien
schreien schreien schreien
schreien
nach stille und wärme
mit gierigen blicken sauge ich
sie in mich die wärme jede faser und
starre in das seifige badewasser.

Sie wird langweilig, wo sie sich nicht traut.

B) Z. B. *Das Abschnappuniversum*

„(. . .) Um jüngste Dichtung schimmert eine Aura von Mystischrot. Es ist der Widerschein von Gottes Wange. Färbe sie sich rosig vor Freude ob der menschlichen Ingenien, die ewiges Licht besonders rein zurückspiegeln? Oder glüht sie, weil Apachen des Geistes ihr ein paar runtergehauen haben. (. . .)“

Aus: Polgar, „Literatur“, Reinbek 1984

Man fragt sich: Wie kann das sein? Polgars wohlgewählte Worte scheinen prophetisch das *Abschnappuniversum* zu erahnen. Das Buch hat elf Vorworte, Nummer drei mag als Beispiel dienen:

Ich habe davon geträumt, daß ich eine Raupe inmitten vieler Würmer bin. Wir trieben in verklärten, honiggelben Schleusen einem großen, dämmernden Ei entgegen. Elektroschocks trieben uns nach vorn. Nadeln drangen in unsere Köpfe, und dann bildete sich langsam ein organischer Schlamm und trübte die Membran, in der eine große Hornisse in einem gelbschwarzen Zittern heranwuchs. Mit Löchern in unseren Köpfen da, wo die von den Nadeln zerstanzten Augen waren, trieben wir unaufhaltsam an den Leib der Königin und spürten ihr betäubtes, lichtempfindliches Siechtum. Außer unserer Trostlosigkeit besaßen wir keine Eigenschaften mehr und schwammen der Widersacherin entgegen wie unserer Versöhnung und ließen uns in dem Meer von Leichen unter ihr nieder. Alles war von unseren Körpern brechend voll.

Hier bricht der Traum plötzlich ab. Ein Schwall widerwärtigen Geruchs schlägt mir aus der Handfläche entgegen, die sich am Stamm der Zimmerpalme festklammert und sie im hohen Bogen vom Tisch stößt. Überall wälzt sich irgendein Leben.

Ich kann die Dichte dieser Nacht nicht ertragen. Ich wache zu Unrecht auf, erinnere mich zu Unrecht. Ich könnte raus und Nummernschilder von Autos zählen

bis zum nächsten großen Platz. Es würden auch ortsfremde Nummernschilder dabei sein; ich könnte auch schauen, wie viele Telefonzellen kaputt sind und wie viele Betrunkene im Karree herumpilgern.

Dann wird der Kopf wieder gestaltlos, sackt langsam ab, dann wieder Schritte vor der Haustür, langsamer werdend. Der Kopf ist die Spitze einer Sonde, die aus den eigenen Adern gezogen wird. Der Kopf ist eine blinde, nach außen hin völlig gesichtslose Form und der Traum ein gläsernes Adernsystem, in dem die Königin weiter auf beunruhigende Weise schläft. „Wir können nicht schlafen, denn wir liegen im Uhrwerk der Schwermut. Die Zeiger schnellen wie Ruten zurück und peitschen die Zeit bis aufs Blut.“

Ich wünschte, ich wäre fort aus der einseitigen Auslegung meines Zustands.

Kein überragend schlechter Text. Sicher, Reuths Mystischrot auf den Wänden stammt von einer Ohrfeige der Apachen des Geistes – nur, er hat dieses Völkchen selbst gerufen, ihn zu schlagen, wahrscheinlich mit Hilfe von Drogen, und es macht ja Spaß, mit den Rothäuten zu kämpfen, oder eben auch nicht.

Aber auch kein überragend guter Text. Reuth, der in Wirklichkeit Röhler heißt und somit Sohn des Luchterhand-Cheflektors ist, schreibt mir nicht ehrlich genug. Er verbarrikadiert sich hinter Sprache, und das ertragen seine Worte nicht. Er will Kunst machen, das Wollen dringt durch, färbt die Seiten preußischblau. Er will auftürmen, umschichten, umstoßen, und beeindruckt mich gar nicht. Er scheint sich an einem Wettbewerb zu beteiligen: zu eilig, zu gehetzt kommen die schiefen Bilder dahergewackelt und erschlagen sich am Ende gegenseitig.

Beeindruckend hingegen die Beschreibung jugendlicher Subkultur von Harry Hass in *Der Komplize (Abschnappuniversum S. 39)*:

Die jungen hellen Körper – bleiche Haut, wirres Haar, tote Augen treiben im alpträumhaften Wegsein – lungerten vor dem U-Bahnschacht herum. Der Zwang nach Betäubung hatte sich alle Zellen ihres Körper-Ichs erobert. Einer nach dem anderen: Hinüber wie ein weggeworfenes Handtuch. Mit denen ist nichts mehr anzufangen. Die Spur endete im toten Geleise + dazwischen stand immer so ein Spitzel in glänzender Lederjacke, mit nervös bekacktem Gesicht. Dort, wo sein Schwanz lag, war eine kleine Falte in der Hose aus schwarzen Stoff. Er saugte an seiner Filterzigarette + starnte in die Leere einer Bande Halbtoter. Ihre Erde ist tot. Nichts als Schrott, in dem sie faulen und fressen und schlafen und warten und warten auf den großen roten Hund, der es ihnen auf Kredit macht.

„Schrottypen“, sagte ich, „Schrottypen“ + warf einen kurzen verstörten Blick in dieses Loch, in dem sie hockten – hungrig wie Ratten in der Falle, wie Ratten, die ihre letzten Kraftreserven an den kleinen Tod verhökerten.

Ein geschminktes Mädchen glitt mit leichten Schuhen an mir vorbei. Sie grinste und winkte mit einer Hand in den Nachmittag, der weiterhin seinen Striptease abzog.

Also auch beim *Abschnappuniversum* Licht und Schatten eng beieinander. Nur überwiegt das Überzogene, kaum noch Lesbare. Vielleicht bin ich auch einfach zu primitiv: beim Lesen interessiert mich immer, was mir jemand erzählen will. Wenn ich aber spüre, daß jemand gar nichts erzählen will ...

Die Abgeschnappten haben immerhin zwei Vorzüge: sie betrachten Sprache als Experimentierfeld – es besteht die Chance, daß einmal etwas rauskommt. Und sie fordern. Sie stehen absolut nicht in der Ecke und drucksrum.

Die Texte waren gut, wo Ideen dosiert wurden, sonst hat die im Klappentext erwähnte Sprachprozeßordnung denselben Effekt wie die StPO: verhindert Entfaltung.

C) Z. B. *Jugend vom Umtausch ausgeschlossen*

Es heißt im Untertitel: *Eine Generation stellt sich vor*, und das will was heißen. Es handelt sich um eine „Anthologie aus Beiträgen zum Aufruf Jugend '83, zusammengestellt von der Arbeitsgruppe Jugend '83 im Auftrag des Jugendwerks der Deutschen Shell“. Während die Autoren des *Abschnappuniversums*, von *Frühreif* und all den anderen Anthologien studiert haben oder mindestens Gymnasiasten sind, sich auch selbst Autoren nennen, kommen in *Jugend vom Umtausch ausgeschlossen* ganz andere Jugendliche zu Wort, in erster Linie Schüler.

Dieses Buch ist interessant, weil die vorhin beobachteten Qualitätsschwankungen hier gewollt sind. Dieses Buch ist interessant, weil es einen dokumentativen und repräsentativen Anspruch hat. Dieses Buch ist interessant, weil es von einem Mineralölkonzern gesponsert wurde und dennoch literarische Qualitäten aufweist. Interessant vielleicht auch, weil viele Texte unbehauen, unbedarfzt daherkommen:

Es gleicht sich alles wieder aus

Okay, die Neonazis werden immer mehr, die Punks werden älter, die Hausbesetzer verlieren ihre Häuser, die Friedensbewegung wird immer resignierter und wütender (das berühmte Schlagwort vom heißen Herbst), Kinder werden noch genauso gezeugt, wie letztes Jahr (nämlich mit dem herkömmlichen Koitus, sieht man mal von den paar Reagenzglaszeugungen ab, die für die Fünfzehn- bis Sechzehnjährigen sowieso nicht in Frage kommen), die Zeugnisse werden auf Computerpapier gedruckt, Dr. Korff beantwortet immer noch alle Fragen, Susanne hat noch dieselbe Telefonnummer, Kohl konnte sein Wahlversprechen nicht halten (aber das wußte man schon immer), ein paar Freaks mehr lassen sich die Haare schneiden, dafür denken andere, daß sie sich ihre einmal wachsen lassen müßten (weil „Cochise“ immer noch schöne Musik macht und sowieso jeder Hauchisch raucht), und ich versuche nun endlich und schnell noch Orwells „1984“ zu lesen (ich habe mir sagen lassen, das sei notwendig, obwohl mich das „1985“ von Burgess mehr interessiert); gut, gut, aber ich weiß wirklich nicht, ob das alles was verändert. So wie ich mich dieses Jahr fühle, wie ich schreibe, denke, handle, so hat es Karl P. aus Buxtehude vielleicht letztes Jahr schon gemacht. Mein letztes Jahr macht nun eventuell der Hans-Dieter in Bullerbü durch. So verschiebt sich alles ein bisschen. Ein paar tendieren mehr in Richtung Bürgertum, so wie ich selbst oft, andere versuchen zum erstenmal den Pflasterstein mit dem Schraubenzieher zu lösen, und so gleicht es sich wieder aus. Nur 'ne Meinung, schreibt was dazu.

Andreas Allgayer

In *Jugend vom Umtausch ausgeschlossen* wird auch, unter der Überschrift *Briefe an die Redaktion*, die Frage gestellt, ob solche Mammutprojekte mit anschließender Publikation in dieser Form überhaupt sinnvoll sind:

Liebe Leute!

So auf den ersten Blick fand ich das ja ganz gut mit Eurem Projekt und wollte eigentlich auch einen Beitrag schicken. Mittlerweile habe ich aber ziemliche Bedenken gekriegt, und zwar aus dem Grund, daß solche Studien, wie Ihr sie grad macht, hervorragend geeignet sind, um unseren Protest zu kanalisiieren und unsere Kultur zu vermarkten (Schlagwörter, aber 's ist was dran), wenn sie nur von

den „richtigen“ Leuten ausgewertet werden. Nicht nur die Werbefachleute in den Jeans- und Cola-Konzernen werden sich die Finger danach lecken ...
Weil ich dazu keine Lust hab, gibt's keinen Beitrag.

Tschüs Ulrich

Noch härter urteilte ein Rudi Piwko:

Werte Soziologixe!

Wann begreift Ihr endlich, daß Jugend nix ist, worüber man Doktorarbeiten schreibt. Oder empirische Untersuchungen, die möglichst interessant in Buchform rausgebracht werden. Und dann könnt Ihr Euch zusammen mit den grauen Eminenzen, die die Knete zu dem Spektakel liefern, über den Ergebnissen — unsere pluralistische Jugend, so divergierend — ach, je, ganz stolz einen runterholen.

Jugend passiert — nix Passives zum drüber Referieren — keine Frage von Alter. Wenn Ihr was Gutes tun wollt, dann spendet die Kohle, die für dieses Selbstbefriedigungsprojekt der ‚Verwachsenen‘ eingeplant ist, nach Nicaragua oder an ’ne gute Initiative (wenn’s doch was mit ‚Jugend‘ sein soll). Da habt Ihr der ‚Jugend‘ sicher mehr gedient, als mit Fragestellen an Politiker. (Und bitte kriegt nicht den Moralischen — Ihr wollt nur das Beste, ganz progressiv — das kann jeder nur für sich wissen, kämpfen gegen die Einschränkungen!) Ey, was erwartet Ihr eigentlich bei so ’ner ankotzenden Aufmachung: Preisaus schreiben — Gewinn — und dann noch das Fünf-Märker-Stück.

Forget it.

Rudi Piwko

Sicher ist *Jugend vom Umtausch ausgeschlossen* das einzige Buch unter all den vorgestellten, das auswertbar ist. Aber diese Schwäche gereicht ihm auch zur Stärke. Das Buch lebt von der verwirrenden, jeden Lesefluß zerstörenden Vielfalt: Neben Lobgedichten auf die Bundeswehr von einem 14jährigen stehen sentimentale Tagebucheintragungen einer Heidelberger Studentin über ihre Entjungferung; neben einem knalligen Vierfarbpunker in Kunstdruck stehen hilflose Artikulationen, die mir nichts sagen außer: Da ist Papier ver gesetzt, und das kann wohl schlecht der Sinn von Bücher sein. Was dort steht, kann in jeder Disco authentisch gehört werden, nur eben dort mit der Qualität des Authentischen. Und da liegt die Gefahr des Buches. Sicher werden nach der Lektüre allzu viele Ältere denken, sie wüßten jetzt Bescheid. Und selbst, wenn es nicht so weit kommt. Was sollen Texte wie:

Doof

Im Moment finde ich mein Alter doof, weil meine Eltern noch meinen, ich wäre wohl noch ein Kind.

Torsten Treue, 15 Jahre.

Wieviel Information wird da transportiert?

Null. Nun ja, das ist der Fluch der Repräsentanz.

VIII

Nun zähle ich ja selbst zu diesen jungen Menschen (Jahrgang 64), die Literatur machen wollen. Da ich *Frühreif*, mein eigenes Buch, nicht rezensieren will, gebe ich dem Leser abschließend noch einen tiefen Einblick ins Dekolleté seiner Entstehungsgeschichte:

Das Hauptproblem von Anfang an: wo krieg ich die Schreiber her. Sie sind dünn gesät, die jungen Genies, und sie setzten kaum sichtbare Zeichen. Kom

missar Zufall und viel Zeit waren die einzigen Gehilfen. Tatsächlich brauchte ich fast ein Jahr, bis ich genügend brauchbare Texte hatte, um dem Verlag das Projekt vorzuschlagen. Ein Jahr und fast 200 Briefe von meiner Seite. Briefe an Literaturgruppen, Literaturzeitungen, Freunde, Kumpels, Bekannte, Kleinanzeigen, Reisen durch die BRD, lange Gespräche, teilweise tagelange Gespräche, Streitgespräche, Feindschaften und schließlich Literatur. Mehrere Kilo Literatur von Jugendlichen. Und keine Ahnung, wie daraus ein Buch werden sollte.

Für *Frühreif* gab es lange Zeit kein Konzept, nur eine Idee: Literatur von Jugendlichen. Und eine Vorstellung von den Texten: schnell, aggressiv, spannend, notfalls mit Blut und Tränen, immer noch besser als gekünstelt und langweilig. Am Zeitgeschmack vorbei, ohne Bekenntnisdrang, so, wie Jugendliche leben, Jugendliche, die kapiert haben, daß der Kopf zu wichtig ist, um Bullen draufhaun zu lassen, die Fantasie zu schade, um sie wegzuküffen und zu saufen, was auch ich, angesichts der ständigen, modern soften Knebelung durch Stoffpläne, Milliardenrüstung, durch Glotze und Rotze, fast getan hätte. Übrigens ist das ein Hauptthema in den Texten von *Frühreif*.

IX

Aufhören zu lesen und anfangen zu schreiben ist wie aufhören zu sitzen und zu stehen, ist wie aufhören zu sterben und zu leben, ist der einzige Weg aus der Einbahnstraße: ist der Weg gegen den Strom. Das war für mich so, die ganze Zeit über, und manchmal ist es noch heute so.

Neulich hatte ich eine sehr geile Idee für den Schluß. Sie ging mir tagelang durch den Kopf, aber ich habe sie nicht aufgeschrieben. Inzwischen habe ich sie vergessen.

Saudauf.

Verwendete Literatur

- Kursbuch 65, Der große Bruch — Revolte 81. Berlin 1981
- Jugend von Umtausch ausgeschlossen — Eine Generation stellt sich vor. Herausgegeben vom Jugendwerk der Deutschen Shell. Reinbeck 1984
- Das Abschnappuniversum — 18 neue deutsche Erzähler. Herausgeber: Oskar v. Reuth. Darmstadt 1984
- S. Marloh: Die Liebe ist eine schwarze Frucht — Gedichte. Hamburg 1984
- Frühreif — Texte aus der Plastiktüte. Herausgesucht von David Chotjewitz. München 1984.

Weitere Literatur von jungen Menschen

- Ulm, Franz Josef: ... stolpert ein Zungenschlag — Gedichte. Berlin 1984
- Heberbosch (Hg.): Mauerechos — Junge Literatur auf gut Deutsch. Berlin 1984
- Amani, Kim: Auf der Suche nach Träumen. Göttingen 1984
- Amani, Kim: Manchmal denke ich im Traum. Göttingen 1983
- König/Straube (Hg.): Kalte Heimat — Junge Ausländer in der Bundesrepublik. Reinbek 1984
- Döbler (Hg.): Körperkanonen — Neue Deutsche Prosa. München 1983
- Glomb u. a. (Hg.): Geschlitztes Ohr im Himmel — Jahrbuch für junge Lyrik 1984. Berlin 1984

- Rathenow (Hg.): Einst war ich Fänger im Schnee – Neue Texte und Bilder aus der DDR. Berlin 1984
- Glaser (Hg.): Rawums. Texte zum Thema. Köln 1984
- Autoreninitiative 83 (Hg.): Die frühen 80er. Köln 84
- Kahl (Hg.): Schule überleben – Handbuch für Unbelehrbare. Reinbek 1983
- Böseke (Hg.): Der (un)demokratische Alltag – Jugendliche melden sich zu Wort. Köln 1982
- Werkkreis Literatur der Arbeitswelt (Hg.): Knackpunkt – Jugendliche in der Bundesrepublik. Frankfurt 1981
- Winter/Gerhard: Haßfüllt! Schwalbach 1981
- New Herb: Frogkillers. München 1983

Ich hoffe, nicht allzu viele wichtige Publikationen übersehen oder vergessen zu haben.

Dagmar Scherf

Dialektische Qualen beim Schreibtischschreien oder: Zwischen allen Stühlen ist Ruh

„Wenn wir zu hoffen aufhören, kommt, was wir befürchten, bestimmt.“
(Christa Wolf: Kein Ort. Nirgends)

Was heißt „Hoffen“ im Jahr 1985?

„Nur wer das Absurde versucht, ist fähig, das Unmögliche zu vollbringen“?
(Gudrun Pausewang: Etwas lässt sich doch bewirken. Ein Roman aus der Friedensbewegung)

Können wir es uns überhaupt noch leisten (gönnen), zu schreiben statt zu schreien?

Oder gibt es eine beruhigende Synthese: schreibendes Schreien, das Wort als Barrikade, mein Gedicht ist mein Messer (aber wollen wir Messer sein oder weiches Wasser)?

Hildesheimer schreibt nicht mehr, das heißt: er hofft nicht mehr.

Das krampfhaften Anklammern an die Hurra-Hoffnung („Der Widerstand gegen die Aufrüstung ist ungebrochen“) wird den berühmten drei Äffchen (nix sehen, hören, sagen) immer ähnlicher (und doch habe ich ein ungutes Gefühl bei dem Vergleich).

Gratwanderung eins. Nein, ich will nicht zu hoffen aufhören, ich kann es nicht. Es muß einen Weg geben, einen Seiltanzweg, zwischen Hurra und Verzweiflung.

Aber: ist der Schreibtisch schmal und breit genug für diese gefährliche Akrobatik?

„They also serve, who only write and wait“? (John Milton, abgewandelt)
Angstlicher Rechtfertigungsversuch für etwas, was nach Rückzug aussieht: Millionen teilen mit mir die Erfahrungen der Friedensbewegung / der Gewerkschaftsbewegung, aber nur wenige können das literarisch aufarbeiten. Also bin ich dazu „berufen“, es aufzuschreiben, damit es nicht verlorengingeht?

Gratwanderung zwei: Fangt ich an, „toter Fisch“ zu werden, mit dem Strom schwimmend (Michael Schneider), wenn ich ausgerechnet jetzt ein Stück konkreter politischer Kärrnerarbeit anderen überlasse, der Ideenflut nachgebe, schreibe, um nicht in der Flut zu ertrinken? Bin ICH das, was jetzt ins Schreiben geraten ist, oder schwimme ich damit im Trend einer Entpolitisierung (Zurück zur Literatur) – und muß das überhaupt Entpolitisierung sein? Aus Elfenbein ist mein Schreibtisch, mein Zimmer nicht („Elfen-bein“ – welch schönes Wort, wenn man hineinhorcht . . .).

Gratwanderung drei: Ich bin kritischer geworden, skeptischer gegen vordergründige „Hurras“, gegen Dogmatismus. Will nicht mehr immer weiter schön brav Bretter über die Abgründe legen, geradeaus, vorwärts, nur nicht nach unten starren. Aus den Abgründen, dem Zulassen von Zweifeln wäre vielleicht mehr zu erfahren als aus dem krampfhaften Absuchen des Horizonts.

Aber: Wieviel Zweifel und Abgrund-Durchwandern bringt die Menschheit voran, ist wirksam gegen die zunehmende Unterdrückung (Schlagworte – auch die müßten neu benannt werden, um nicht vorbeizuschlagen) – wieviel davon ist wirksamer als das stramme Voranmarschieren – und wo ist die

Grenze, wo diese Haltung zum nörgelnden, selbst – und andere quälenden Sich-in-den-eigenen-Schwanz-Verbeißen wird, wo man jedem notwendigen solidarischen Handeln hemmend, heulend, Wunden lecken im Weg hockt, oder das Zwischen-alien-Stühlen-ist-Ruh zelebriert?

Standhaltend flüchten – Fetzen einer abgründigen Phantasie

Flüchten oder standhalten – Das bequeme Entweder-Oder dialektisch aufheben: Flüchtend standhalten. Aber nicht verwechseln mit dem ebenso bequemen Zwischen-alien-Stühlen ... Flüchten, um anzukommen, „zugrunde gehen“ (sehr wörtlich genaugenommen: hinuntersteigen in die Abgründe, z. B. von Mythos, Märchen, Phantasie), um sich neu und anders mit dem Leben und der Politik einzulassen.

Sich fallenlassen, um standhaft zu bleiben.

Phantasie nicht zu Fantasy verkommen lassen.

Die Angst davor verlieren, man könnte sich (und die Welt, die Politik, unsere große Aufgabe ...) in der Phantasie verlieren.

Aber auch hier die Gratwanderung: Die stinkenden Fische vorbeitreiben lassen auf den Oberflächen, dem Trend-Wenden-Sog widerstehen, zugrunde gehen, den Trend kopfunter kehren.

Aufstauchen, wenn es Zeit ist.

Das alte, vergessene Wort „mitsammen“ (Celan nennt es ein „freiwerdendes Zeltwort“) könnte mit uns auftauchen aus den Abgründen, es könnte mehr bedeuten als „Solidarität“ oder „Schulterschluß“, könnte eine Alphabetisierungskampagne einläuten, einen Kampf des weichen Wassers gegen die Sterbenswörter.

„Kein Sterbenswort, ihr Worte“ (Ingeborg Bachmann). Vielleicht gibt es dann einen Weg.

Undine 85

Undine geht nicht – Undine kommt. Flatternden Tang wie Fahnen im Haar, eine offene Muschel im Ohr, entschlossen züngelnde Seesterne in den Augen, einen Fisch, sehr lebendig, widerspenstig, in den Händen und Sand, viel Sand für die Getriebe der Welt zwischen den Zehen. Sanft, wie eine Katze ihr Junges, trägt sie ein Wort zwischen den Zähnen, es ist noch feucht, wie neu geboren und heißt: „Mitsammen“.

Undine wandert eine staubige Bundesstraße entlang, auf Mutlangen zu. Dort steht eine Menschenmenge mitdürren Fähnchensprüchen auf grautrettem Gras. Undine kommt auf sie zu. Sie legt das Wort der Menge in Mutlangen zu Füßen, mitten zwischen die dürren Fähnchen.

Jetzt langt ihr Mut –
nicht nur in Mutlangen.

JAMES MATTHEWS

Schatten tage

Peter Schütt

Das Kreuz des Südens

Eine Reise ins neue Afrika
216 Seiten
12,80 DM

Peter Schütt's literarische Reportage über fünf Länder Zentralafrikas schildert die allen gemeinsamen und doch ganz unterschiedlichen Folgen kolonialer Unterdrückung. Aber auch das zähe Ringen um sozialen und kulturellen Fortschritt. Er bemüht sich um eine neue und vorurteilsfreie Darstellung afrikanischer Völker und Kulturen und erzählt von vielen Begegnungen und Erfahrungen mit Afrikas Menschen.



James
Matthews
Schatten-
tage
Roman
176 Seiten
9,80 DM

Die letzten drei Tage im Leben der Maria Williams: Vor dem Hintergrund des unmenschlichen Systems der Apartheid wird die Geschichte einer schwarzen Familie im Getto erzählt, die durch die tödliche Erkrankung der Mutter in eine tiefe Krise gerät.

Literarisch überzeugend zeichnet der südafrikanische Schriftsteller James Matthews das Bild einer Gesellschaft, die durch Resignation und Widerstandswillen gleichermaßen gekennzeichnet wird.



Gesamtverzeichnis anfordern.
Weltkreis-Verlag, Postfach 789,
4600 Dortmund 1

Franziska Sellwig

Autorin am Stand oder Ein Schinkenbrot mit Gurke

Wenn Sie sowieso auf der Messe sind, dann kommen Sie doch einmal an unseren Stand. Am Freitag bin ich den ganzen Tag anwesend, das heißt, ich bin jeden Tag da, aber am Freitag bin ich als Autorin am Stand anwesend, Halle 6, Reihe F, Kabine 102. Am Dienstag war ich auch schon auf der Liste, aber da waren Sie noch nicht in Frankfurt.

Das war ein schlimmer Tag, dieser Dienstag, kann ich Ihnen sagen. Mein Großfoto, welches mein Herr Verleger in der Kabine aufgehängt hat, ist sehr, wirklich sehr schön.

Ich saß, mal das rechte Bein über das linke geschlagen, mal umgekehrt, fein zierlich in der Kabine, dem Foto gegenüber. Denn es konnte passieren, daß Besucher, die achtlos vorbeigehen wollten, stehenblieben, sich heimlich anstießen, auf das Bild deuteten und dann abwägend einen Blick auf die Person warfen, die dort in einem Klappstuhl, schwarz, Marke Ikea, saß. Dann unterbrach ich augenblicklich die Unterhaltung mit unserem jungen Verlagsangestellten, der seinerseits so unauffällig wie möglich versuchte, die Whiskyflasche in dem Regalschränkchen zu verstauen, und eine Liste zur Hand nahm und grüblerisch mit dem Bleistift da und dort etwas anmerkte. Ich meinerseits setzte mich mit einem Ruck gerade, wuschelte mein Haar leger durcheinander, öffnete den Mund halb rundlich und schaute leer über alles hinweg: Die Autorin am Stand!

Vor der Buchmesse hat es im Verlag eine Diskussion gegeben. Es ist, müssen Sie wissen, ein kleiner, kein großer Verlag, aber er macht schöne Bücher, das sagen alle. Mein Gott, was machen Sie für schöne Bücher – sagen alle und schnalzen mit der Zunge. Es hatte also Diskussionen gegeben und einige ungute Ausrufe: eine Frau schreibt ein Buch, aber jetzt sind wir schon soweit, denn, was ist auf dem Cover?: Ein nacktes Paar!

Aber das allein war nicht das Kriterium, das Kriterium war: wie beim „stern“ schrien alle: typisch, die Frau von vorn: Busen, Möse, und der Mann: nur die halbe Arschbacke – typisch, typisch – ihr werdet sehen, das gibt was auf der Messe.

Sie können sich nicht vorstellen, wie aufgeregt ich war. Ich sah 'ne Menge Leute an unseren Stand kommen, Sachen hin und her werfen, höhnen, mit Fingern zeigen – du willst 'ne Frau sein, Pfui Deibel! Aber es blieb ruhig, es blieb sogar sehr ruhig. Nur einmal kam ein Jüngling und fragte: sacht mal, wenn ihr hier abbaut, kann man dat Poster haben, gefällt mir so, dat von dem Cover, echt geil. Nein, nein, sagte unser junger Verlagsangestellter, der mit dem Whisky, das ist ein Originalfoto, das brauchen wir im nächsten Jahr wieder. – Oh, schade, meinte der Typ, gefällt mir, echt geil, wirklich, na dann. Der Tag, den Dienstag meine ich, als Sie noch nicht in Frankfurt waren, der fing übrigens schon gut an. Die Sache ist die, ich hatte nämlich schon einmal eine Kritik, eine wirklich gute, meines ersten kleinen Bändchens in einer großen kulturellen Wochenzeitung, ich erwähne es, falls Sie diese nicht gelesen haben, könnte ja sein. Also an diesem Vormittag ist unser junger Verlagsangestellter allein am Stand und frühstückt. Es gibt in der Kabine nur zwei Wände, da sind die Bücherregale angebracht, darunter Bänke mit kleinen schwarzen Kissen drauf, passend zu dem schwarz lackierten Klappstuhl, Marke Ikea. Von den Bänken fallen winzige Vorhänge zu Boden. Dahinter liegen unsere Mäntel, Schirme, Prospekte, Thermosflaschen, Pappbecher,

Plastiktüten und die Aktentaschen von Freunden, die dieselben vor ihrem Messerundgängen bei uns abstellen.

Unser junger Verlagsangestellter saß also auf dieser Bank unter der Bücherwand und dem Poster und frühstückte. Vor sich den Strom der Besucher im Sonntagsstaat. Eine schicke junge Dame löste sich aus der Menge, trat an das Bücherregal und blätterte in einem Buch, sah dann von den Seiten auf und stellte sich vor: ich bin Manuela R. von der berühmten kulturellen Wochenzeitung. Unser junger essender Verlagsangestellter sah kurz auf – das Schinkenbrot war mächtig groß geraten, er hatte es doppelt geklappt und noch eine Essiggurke dazwischengeschoben. Das Ding brachte er so schnell nicht runter, außerdem befand sich in der anderen Hand der heiße Kaffee-Pappbecher, um ein Haar hätte er sich noch die Finger verbrannt. – Ja, grüß dich, Manuela, quetschte er durch die Brotmasse heraus, zu der ihm bis dahin unbekannten Besucherin, tschuldige, eß nur grade.

Ach, lassen Sie sich nicht stören, ich bin Kritikerin von einer großen kulturellen Wochenzeitung, nun, ich komme dann ein andermal, sagte die Besucherin und verschwand für immer. Es war, Sie werden es mittlerweile schon erraten haben, es war besagte Rezessentin von dieser großen kulturellen Wochenzeitung, die mein erstes Bändchen gelobt, ja, gelobt hatte. Als unser Herr Verleger erschien, war er entsetzt über das Vorkommnis. So was darf einfach nicht passieren, schrie er aufgebracht, so was kann und darf nicht passieren, ist doch unmöglich, und wie kommen Sie dazu die Dame zu duzen, eine Ihnen völlig Unbekannte. – Ihr duzt doch alle hier, maulte der noch nach und blätterte in Listen. Als ich dann erschien, packte mich unser Herr Verleger am Arm: kommen Sie, kommen Sie, lassen Sie sich erst gar nicht hier nieder, ich gehe jetzt sofort mit Ihnen zu dem Großverlag, mit dessen Lektorin ich bereits telefoniert habe. Sie nehmen Ihr Buch und das neue Manuskript mit und ich stelle Sie vor. Ich kenne die Dame auch noch nicht persönlich, aber ich als Verleger stelle Sie vor, jetzt auf der Stelle. Also ich Lippenstift und Puderdoze, Buch untern Arm, Manuskript untern Arm und hinter ihm her.

Am Großverlag Gedränge. Herren von klassischer Würde und Schnitt eilten, Damen exquisit – schick, schmal – schwirrten, dazwischen Schaulustige. Mein Herr Verleger erkundigte sich nach der betreffenden Lektorin. Sie ist nicht da, muß aber jeden Moment kommen, oder auch nicht, lautet die liebenswürdige Antwort. Wir zurück – ich war vorsichtshalber im Gang in der Menge stehengeblieben. Na also. Wir wiederholten das Ganze so vier- bis fünfmal, und plötzlich: Sie haben Glück, jetzt ist sie da. –

Ich stellte mich schnell mit dem Rücken zum Gang an die Bücherwand. Auch Großverlage haben Bücherwände, ich schätzte jedoch die Ausmaße, so zehn Meter auf ca. sechs Meter, was meinen Sie? Und natürlich gibt es dort kuschelige Sofas, Teetischchen, Teppichböden aus Velours und geschlossene Kabinen, wo sich die Mitarbeiter des Großverlages erholen. Ich nahm also aus der Wand ein Buch heraus und schielte seitwärts. An meinen Herrn Verleger trat eine junge Dame, schlank, groß und superb gekleidet, einen wunderschönen blonden Wuschelkopf auf und ein hübsches, nein, ein geradezu wunderhübsches Gesicht über der Seidenbluse.

– Kommen Sie doch bitte, Frau Sellwig, so kommen Sie doch, zischte mein Herr Verleger, dann lässig zu der Hübschen: ich habe Ihnen unsere Autorin mitgebracht, ja, ja, ach, und hier ist das Buch, wovon ich am Telefon gesprochen habe – und hier das neue Manuskript. – Geben Sie es Frau M., aber so geben Sie es doch. Mein Herr Verleger sah mich wutentbrannt an und nahm mir das Manu weg. Jetzt hatte ich nichts mehr zum Festhalten.

Die Schöne lächelte meinen Herrn Verleger an: das Buch ist aber schön gemacht, sehr schön sogar, und die beiden unterhielten sich über das Buch machen – und was nicht alles so geschrieben wird, und wer, es ist nicht zu fassen, man würde es nicht glauben, wenn man sich nicht mit eigenen Augen überzeugen könnte, aber ja!

Ich bin etwas kleiner als die beiden Leute vom Fach, ich stand so dazwischen, also ich stand so da und schaute, mal rechts, mal links, immer auf diejenige Person, die gerade sprach, ich hatte nichts mehr in der Hand, also stützte ich einmal die linke, dann die rechte Hand in die Hüfte und bog mich so, je nachdem. Plötzlich richtete die junge Dame den Blick auf mich, legte den Kopf auf eine Schulter und sagte mit weicher, warmer Stimme: ich versichere Sie, die Stimme war wirklich weich und zart, sie sagte: und was machen Sie jetzt? Nun ist die Frage für mich so oder so schwer zu beantworten. Sie kennen mich doch, das heißt ich befürchte, Sie kennen mich nicht, also manchmal schreibe ich, manchmal auch nicht, ich male ab und zu ein Bild, dann wieder nicht, es ist verschieden. Ich bin beispielsweise eine, welche liebt, wenn sie Kunst macht, das soll aber wieder nicht heißen, daß ich beim „Liebe machen“ male oder schreibe. Nein, nein, nein, das nicht. Ich merkte nun mit Entsetzen, daß meine modischen roten Strumpfhosen Falten schlügen. Ich habe das Problem, meine Beine sind zu dünn. Sonst im allgemeinen bin ich nicht zu dünn – aber die Beine. Die Strümpfe schlügen Falten. Ich versuchte, unauffällig zu ziehen, durch den Rock hindurch, versteht sich, an der Hüfte entlang, dann am Oberschenkel. Die Hübsche beobachtete mich, weiterhin lächelnd: nun, was machen Sie jetzt? Ich wechselte das Standbein und nahm die linke Hand an die Schläfe. – Ich schreibe einen Roman, ich fang jetzt an.

Die junge Dame warf den Kopf zurück und lachte klingend: aber, aber, das müssen Sie nicht, nein, nein. Mein Herr Verleger wandte sich ab und lächelte verquält. Das müssen Sie nicht, fuhr sie, immer noch strahlend, fort: ein Haus bauen, ein Kind zeugen, einen Roman schreiben! Ich scherzte auch nur, es sollte ein Scherz sein. Ich weiß das doch, ach, ich weiß es wohl, versuchte ich, meine Selbstachtung wiederzugewinnen. Mein Herr Verleger warf mir einen vernichtenden Blick zu und lud die Hübsche dann zum Essen ein. – Ach danke, gerne, aber meine Verpflichtungen, wissen Sie. Doch da fällt mir etwas ein, ihr perlendes Lachen nahm mich nun auch gefangen und ich versuchte, mitzumachen, verstehen Sie, meine Existenz hing doch davon ab – es ging um Tod oder Leben. Unser Großverlag hat in der Stadt einen Club gepachtet, kommen Sie doch, kommen Sie dorthin, ich bin auch da, es ist ein bißchen laut, aber es gibt auch ruhige Ecken. Man trifft sich, man kann über alles reden, einfach über alles, dann also abgemacht. Sie gab mir und meinem Herrn Verleger die Hand und wandte sich einer sehr wichtigen berühmten Persönlichkeit zu. Wir machten eine Kehrtwendung und verteilten uns im Besucherstrom.

An unserem Stand angekommen, machte ich mir ein doppeltes Schinkenbrot mit Gurke dazwischen, und unser junger Verlagsangestellter goß mir dazu einen Pappbecher voll Whisky ein.

Florian Lordick Die neun Stationen im Leben des Roman Schawinsky

1.

Roman Schawinsky ist dummkopf, von Geburt an. Es ist nicht heilbar, sagt der Arzt. Aber es ist ein Mensch, sagt der Pfarrer. So wurde der Entschluß gefaßt, daß Roman Schawinsky am Leben bleibe.

2.

Mit zwei Jahren fällt Roman Schawinsky das Treppenhaus herunter. Frage des Vaters in unbestimmtem Tonfall: „Wer hat das Netz da unten aufgespannt?“

3.

Roman Schawinsky spricht seine ersten Wörter mit fünf. Eltern strahlen. Er verlernt es wieder mit sechs. Fortan wird er schweigen, da helfen keine Schläge.

4.

Roman Schawinsky wird einem katholischen Haus anvertraut. Seine erste Pflegerin, Mitglied des Vereins „Frauen kämpfen für Jesus“, leitet seine Taufe ein. Roman Schawinsky ist Christ.

5.

Keine nennenswerten Veränderungen, außer daß Roman Schawinsky eines Weihnachtsabends einen Fluchtversuch unternimmt. Er läuft in den Wald. Ausgerechnet Weihnachten.

6.

Mit fünfzehn wird Roman Schawinsky einer Werkstatt zugeordnet. Er klebt Tüten. Keine erfüllende Aufgabe, aber immer noch besser als Stahlrohrsägen.

7.

Auf Grund der intensiven Bemühungen der Ärztin verbessert sich Roman Schawinskys Zustand im Alter von achtzehn Jahren. Die Ärztin erwägt seine Entlassung. Er sieht jetzt dümmer aus als er ist.

8.

Bei der abschließenden Untersuchung findet Roman Schawinsky Gefallen am Mund der Ärztin. Spürt eine bislang unbekannte Regung in seinem Körper. Er versucht sie zu küssen und scheitert. Roman Schawinsky verbleibt nun doch im Heim.

9.

Roman Schawinsky verstirbt überraschend für alle während eines Besuchs bei seinen Eltern. Er stürzt das Treppenhaus herunter. Der Tod trat sofort ein. Es war wohl besser für ihn.

Martha Grünter Die Frau am Bildschirm

Heute beginnt der erste Tag an meiner neuen Arbeitsstelle. Ich bin aufgereggt und habe die Nacht schlecht geschlafen. Jetzt sitze ich im Werkbus, der mich täglich diese zehn Kilometer hin- und zurückbringen wird. Meine Gedanken wandern. Erst die Volksschule. Einen Beruf erlernen? Nein, so was kam in erster Linie für Jungen in Frage. Mädchen würden sowieso heiraten! Für ein Taschengeld von 20 Mark, frei Essen und Trinken, lernte ich die „leichte“ Tätigkeit als Hausgehilfin kennen. Was nutzten mir diese Kenntnisse später? Erst, wie üblich, Heirat, drei Kinder, und eines Tages ging alles zu Ende. Scheidung, Neuanfang, später dann die Umschulung zur Kontoristin. Ich mußte mich als Geschiedene ohne fundierte Berufsausbildung durchschlagen.

Was wird mich jetzt erwarten? Als Phonotypistin soll ich den ganzen Tag für Wissenschaftler nach Band und Vorlage schreiben. Versuchsweise stünde seit einem Jahr ein moderner Schreibautomat mit Bildschirm zur Verfügung. Frau H. und ich sollten uns halbtags daran abwechseln. Ob ich es wohl schaffe? Ich bekomme fast 300 Mark weniger als vorher, aber ich habe Arbeit. Ein kurzes Gespräch, ich werde vorgestellt. An meinem Arbeitsplatz im Schreibzimmer steht eine elektrische Schreibmaschine, ein Bandgerät mit Kopfhörer. „Ich habe schon auf Sie gewartet“, sagt Frau H., meine zukünftige Mitarbeiterin. „Sehen Sie, körbeweise unerledigte Arbeiten. Mir ist die Arbeit einfach über den Kopf gewachsen.“

Mutig mache ich mich an die Arbeit. Leicht ist das nicht. Zu oft kommt die Stimme undeutlich durch den Kopfhörer. Diese verflixten Nebengeräusche auf dem Band. Können die Kollegen im Hintergrund nicht leiser sein? Unbekannte Fremdwörter. Die Schriftform muß genau beachtet werden. Wehe, es steht ein Komma zuviel oder gar nicht. Ich bin aufgereggt, verkrampt; vertippe mich häufig. Bekomme Magenschmerzen, Brechreiz plagt mich.

Immer wieder kommt Herr M., bringt Frau H. einige Seiten Papier, will sie geändert, umgeschrieben haben. „Es ist doch nur eine Kleinigkeit für Sie“, beschwichtigt Herr M., obwohl Frau H. energisch protestiert: „Wissen Sie überhaupt, was es heißt, immer wieder diese Seiten hervorzusuchen, auch wenn es auf dem Band oder der Karte gespeichert ist? Wie soll ich die Seite auf den Bildschirm bringen, abändern und wieder neu einspeichern?“

Ihr zwölfjähriger Sohn ruft an. Er ist allein zu Hause, gerade aus der Schule gekommen. Unwirsch fertigt sie ihn ab, obwohl es ihr im gleichen Moment leid tut. Sie weiß, sie wird am Abend zu erschöpft sein, um mit ihm die Hausaufgaben durchzusehen. Eine neue Kollegin kommt. Uns bleibt nicht viel Zeit, um uns kennenzulernen. Sie hat einen Zeitvertrag für drei Monate, der später verlängert wird. Hektik ergreift uns.

Am zweiten Arbeitstag „durfte“ ich an den Schreibautomaten. Es sieht alles so einfach aus. Wohl die übliche Tastatur, aber rechts und links zusätzliche Knöpfe – ein Druck, schon geschehen geheimnisvolle Dinge. Kopfschmerzen stellen sich ein, es flimmert vor den Augen. Nur ruhig bleiben! Es ließe sich herrlich darauf schreiben, korrigieren, schnell ganze Sätze und Abschnitte hinzufügen, wenn, ja wenn ich es beherrschten würde. Verwechsle ich die Kombination oder nehme ich den falschen Buchstaben mit einer Code-Taste, schon ist der Bildschirm leer. Ich will ein Wort unterstreichen, der Automat unterstreicht mir jedoch den ganzen Text. Oder der Bildschirm verschiebt

sich seitlich. Mir stehen die Tränen in den Augen. Ich habe Angst, nehme eine Beruhigungstablette.

Schließlich mache ich doch Fortschritte. Spüre aber auch mein Alter, bin eben schon über vierzig, nervlich nicht mehr so belastbar, erschöpft und müde, wenn ich abends nach Hause komme. Ich habe Depressionen, weine grundlos. Wieder macht sich dieses lästige Lidzucken bemerkbar. Schlafen kann ich schon seit Monaten nicht mehr richtig, muß mir unbedingt Schlaftabletten verschreiben lassen. Dieser Brechreiz und die Magenschmerzen gehen auch nicht mehr weg. Wenn ich diese Arbeit nicht mehr machen kann, was soll dann werden? Ich muß es schaffen!

Sonnenlicht kann ich nur noch mit dunkler Sonnenbrille ertragen, ich bin überreizt, habe Alpträume. Der Arbeitsvertrag ist auf zwei Jahre befristet, was, wenn er nicht verlängert wird? Immer öfter arbeite ich die Mittagspause durch. Frau H., als gelernter Bürokaufmann, fühlt sich durch das monotone Schreiben unterfordert. Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten verkümmern.

Nach einem Jahr werden zwei zentrale Schreibcomputer eingerichtet. Ein neuer Schreibcomputer mit Drucker wurde gekauft, Frau H. zieht um. Alle vier Sekretärinnen bekommen einen Schreibcomputer. In einigen Abteilungen gibt es weniger und weniger zu tun. Umbesetzungen werden vorgenommen, schaffen Unruhe. Aus der Finanzbuchhaltung werden viele Arbeiten an den Schreibdienst gegeben, Formulare werden eingespeichert, Kolonnen von Zahlen ebenso wie Finanzierungspläne. Das Erstellen von Listen entfällt. Der Schreibdienst und die Sekretärinnen, die immer mehr zu Schreibarbeiten herangezogen werden, klagen über steigende Arbeitsbelastung.

Meine Rückenschmerzen werden stärker. Im Hüftgelenk spüre ich häufig einen schniedenden Schmerz. Ohne Brille kann ich nichts Geschriebenes mehr lesen. Ich gehe zum Orthopäden.

Nach einer Besichtigung der Textverarbeitungsautomaten durch das Gewerbeaufsichtsamt und den Betriebsrat bekomme ich einen blendfreien Bildschirm und, wie alle Schreibkräfte, einen Spezialstuhl, der die Rückenschmerzen erträglicher machen soll.

Die Arbeit am Bildschirm ist öd und monoton. Den ganzen Tag sitze ich allein im Büro, höre nur die Stimmen vom Band und den ohrenbetäubenden Lärm des Druckers. Alles ist eilig. Unterhaltungen fallen weg. Frühstückspause: Ich stelle mir eine Tasse Kaffee neben den Bildschirm und arbeite weiter.

Die verschriebenen Spritzen, Bäder, Massagen und Packungen helfen kaum noch. Kopfschmerz- und Beruhigungsmittel gehören zu meiner Standardausrüstung. Nach einem Jahr überweist mich der Arzt zur Universitätsklinik. Es zeigt sich eine deutliche Abnutzung im Halswirbelbereich und eine Arthrose des linken Hüftkopfes. Mir fällt ein, daß ich am Computer die Beine nicht nach vorne und nach rechts ausstrecken kann. Entlastende Bewegungen sind nur nach links möglich, denn rechts neben dem Fuß steht der Anlasser fürs Bandgerät. Dabei muß es zu diesen vorzeitigen Verschleißerscheinungen kommen sein. Ich muß mich operieren lassen.

Normalerweise könnte man 4 bis 6 Monate nach der Operation wieder arbeiten, inzwischen sind aber eineinhalb Jahre vergangen. Krankengeld bekomme ich nicht mehr, sondern eine sehr kleine Erwerbsunfähigkeitsrente, zu der ich Sozialhilfe beantragen mußte.

Da ich im öffentlichen Dienst beschäftigt bin, habe ich meinen Arbeitsplatz noch nicht verloren. Ich bin 90 Prozent schwerbehindert, und in diesen Fällen muß die Zustimmung der Hauptfürsorgestelle vom Arbeitgeber eingeholt

werden. Da aber in meinem Fall begründet Aussicht auf Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit besteht, zögert diese Stelle mit der Zustimmung zur Entlassung.

Wo sollte ich auch wieder einen Arbeitsplatz finden?

Jürgen Kuczynski

Sind alle Maschinenstürmer heute reaktionär?

In seinem Artikel „Einbahnstraße Technik? Das Verhältnis der Gewerkschaften zu den ‚neuen Technologien‘“ (*Blätter für deutsche und internationale Politik*, 2/1984, S. 188 ff.) hat Franz Steinkühler, zweiter Vorsitzender der Industriegewerkschaft Metall, sich über die Haltung der Gewerkschaften zur modernen Technik geäußert. Die Wirkungen der neuen Technik in der BRD schildert er so:

„Die Bilanz des Technikeinsatzes in den Betrieben für die abhängig Beschäftigten ist in der Regel negativ:

- drastischer Arbeitsplatzabbau,
- Verlust traditioneller Qualifikationen und langjährig erworbener Berufserfahrung,
- Gefährdung der Einkommen,
- Gesundheitsverschleiß durch Erhöhung des Arbeitstemos und der Leistungsverdichtung,
- Einengung des Dispositions- und Handlungsspielraums der Arbeitnehmer oder, anders ausgedrückt: Zunahme von Kontrolle durch die neuen EDV-Systeme.“

Doch das sind eben nur die Auswirkungen der modernen Technik in der BRD, das heißt unter den Bedingungen der Herrschaft des Kapitals. Steinkühler, einer berühmten Passage im ersten Band des „Kapitals“ (MEW, Bd. 23, S. 465) folgend, formuliert daher:

„Ich will es einmal vereinfacht ausdrücken: Die Möglichkeiten der Technik könnten – an sich betrachtet –

- die Arbeitszeit verkürzen – kapitalistisch angewandt verlängern sie den Arbeitstag (zum Beispiel durch Schichtarbeit);
- sie könnten die Arbeit erleichtern – kapitalistisch angewandt steigern sie die Arbeitsintensität;
- sie könnten ein Sieg der Menschen über die Natur sein – kapitalistisch angewandt zerstören sie Lebens- und Arbeitschancen und machen Menschen zu Anhängseln von Maschinen;
- sie könnten den Reichtum der Produzenten, der Arbeitnehmer, vermehren – kapitalistisch angewandt wird die Kluft zwischen Kapitalanhäufung in den Händen weniger und dem großen Heer derjenigen, die im Grunde nur ihre Arbeitskraft besitzen, immer größer.“

Und dann fährt er fort und dringt noch tiefer in die Problematik ein:

„Ich finde es zunehmend unerträglicher, daß die Aussage ‚Die Gewerkschaften sind keine Maschinenstürmer‘ zu einer Ausrede geronnen ist, zu einer Art Verteidigungshaltung, mit der wir jede kritische Betrachtung der Technikentwicklung meinen einleiten zu müssen. Liegt dieser Beflissenheit nicht ein völlig verkehrter politischer Ansatz zugrunde? . . .“

Wir werden in Zukunft weniger Bemühen darin verwenden, den verbalen Beweis dafür anzutreten, daß wir keine Maschinenstürmer sind, als vielmehr offensiv und präzise zu formulieren, was wir unter technologischem – und das meint in unserem Verständnis auch immer gesellschaftlichem – Fortschritt verstehen. Wir müssen anders gewichten.

Unsere bisherige Positionen, neue Technik ja, aber sie darf nicht zu negativen Auswirkungen auf die Beschäftigten führen‘, greift zu kurz. Sie muß durch die politische Grundhaltung: „Es darf nur solche Technik entwickelt und eingesetzt werden, die gesellschaftliche und menschliche Existenz erleichtert“ ersetzt werden. Diese andere Gewichtung hat, konsequent weitergedacht, bedeutende Auswirkungen auf unser Verhältnis zur Technikentwicklung insgesamt und darüber hinaus für eine gewerkschaftliche Strategie in der konkreten gesellschaftlichen und betrieblichen Auseinandersetzung.“

Also doch Maschinenstürmer – und nicht mit vollem Recht?! Technik, die nicht „die gesellschaftliche und menschliche Existenz erleichtert“, soll bekämpft werden. Wieder so richtig bemerkt Steinkühler: „Je kritischer und differenzierter wir an die Bearbeitung von Technik herangehen, um so wahrscheinlicher werden jene Fälle, in denen wir Widerstand leisten müssen und werden. Widerstand gegen technische Maßnahmen, die ideologisch ummantelt mit dem Begriff ‚Fortschritt‘ Menschen zu mathematisch berechenbaren, bis in das Innerste ihrer Gedanken und Bedürfnisse kontrollierten, der Organisation von EDV-gestützten Arbeitssystemen angepaßten, aller Möglichkeiten kreativer Tätigkeit und selbständiger Arbeitsausführung entnommenen ‚Funktionen‘ degradieren und damit ihres Menschseins beraubten!“ Merkwürdigerweise fährt Steinkühler jedoch fort: „Das ist keine Maschinenstürmerei, das ist der berechtigte und gesellschaftlich notwendige Kampf gegen die Unmenschlichkeit der nur auf Gewinnmaximierung basierenden Kapitallogik.“ Natürlich ist das Maschinenstürmerei, und zwar durchaus berechtigte.

Warum haben sich Marx und Engels gegen das Maschinenstürmen gewandt? Weil die Maschine objektiv Fortschritt für die Zukunft der Menschheit brachte, auch wenn sie bei ihrer Einführung zunehmend materielles und geistiges Elend für die Werktätigen bedeutete. Der Kapitalismus muß die gesamtgesellschaftliche Position der Werktätigen erniedrigen. Und wenn die Werktätigen unter Führung der Arbeiterklasse gegen diese Erniedrigung ihrer gesellschaftlichen Position kämpfen, dann mit dem taktischen Ziel, diese Erniedrigung möglichst gering zu halten, und mit dem strategischen Ziel, diese Erniedrigung durch Sturz des Kapitals abzuschaffen und eine ständige Erhöhung ihres gesellschaftlichen Niveaus in einer sozialistischen Gesellschaft zu sichern.

Wissenschaftlich-technischer Fortschritt in einer Ausbeutergesellschaft geht stets auf Kosten der Werktätigen vor sich. Und solange es nur Ausbeutergesellschaften gibt, ist jede Maschinenstürmerei gegen den Fortschritt gerichtet. Daher auch die Haltung von Marx und Engels gegen die Maschinenstürmer. Heute aber, so ganz im Gegensatz zu den Zeiten von Marx und Engels, gibt es eine Gesellschaftsordnung, in der der wissenschaftlich-technische Fortschritt nicht auf Kosten der Werktätigen, sondern zu ihrem Wohl vor sich geht, die sozialistische. Heute ist der wissenschaftlich-technische Fortschritt nicht mehr auf den Kapitalismus angewiesen. Kann darum die Menschheit nicht auf den wissenschaftlich-technischen Fortschritt im Kapitalismus verzichten? Richtet sich darum Maschinenstürmerei im Kapitalismus nicht mehr gegen den Fortschritt, der in den Händen des Sozialismus auf das Beste und zum Wohle der Menschheit gesichert ist? Ich glaube, so ist es.

Wenn – so ganz im Gegensatz zum 19. Jahrhundert – wissenschaftlich-technischer Fortschritt zu all den alten Übeln für die Werktägigen, wie etwa die steigende Intensität, ja Hektik der Arbeit, die Marx und Engels aufgezeichnet haben, auch noch die Schaffung einer ständigen großen Arbeitslosenarmee hinzufügt, ist dann nicht ein Maschinensturm wahrhaft berechtigt? Der DGB-Bundeskongreß in Berlin hat bereits einen ersten und wahrlich nicht unwichtigen Schritt zu einer Neuregelung des Verhältnisses der Gewerkschaften zur Technik getan, als er mit großer Mehrheit das Verbot von Personalinformationssystemen beschloß. Der Gewerkschaftstag der IG Metall Anfang 1984 hat die Einführung von Heimarbeit am Bildschirm grundsätzlich abgelehnt. Ist das nicht wahrlich Maschinenstürmerei, und doch wohl sehr berechtigte?

Natürlich gibt es einzelne Gebiete, auf denen man sich auch im Kapitalismus nicht gegen den wissenschaftlich-technischen Fortschritt wenden wird, wie etwa das der Medizin.

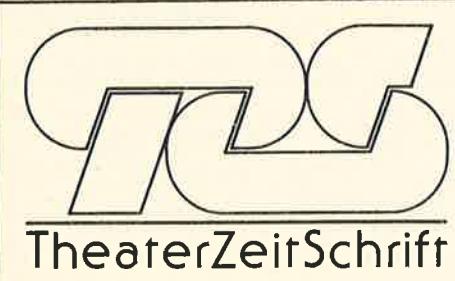
Natürlich gibt es ein Gebiet, auf dem die Menschheit sich schon seit längeren ganz offen gegen wissenschaftlich-technischen Fortschritt wendet, insbesondere die Welt des Sozialismus, und das ist die Herstellung immer „effektiver“ Rüstungen. Hier gibt es seit langem ein einträchtiges Bemühen aller friedliebenden Menschen, zu einem globalen Abkommen über die Begrenzung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zu kommen, ja sobald wie möglich seinen Rückschritt, etwa durch Abschaffung der nuklearen Waffen, einzuleiten.

Die große Frage für die fortschrittlichen Kräfte, für alle Werktägigen in der Welt des Kapitalismus im Zusammenhang mit dem hier von uns behandelten Problem ist: Inwieweit kann es den Werktägigen gelingen, den ihnen so schädlichen, auch ständig die Arbeitslosigkeit erhöhenden wissenschaftlich-technischen Fortschritt aufzuhalten?

Sicherlich kann das punktuell geschehen; Siege können hie und da errungen werden. Aber ein wirklich ernster Erfolg kann zunächst nur durch Zähmung der Rationalisierungswut des Kapitals erreicht werden. Den Endsieg bringt der Sturz des Kapitals.

Man soll sich auch folgendes überlegen: Wenn wir in der DDR so oft und mit so viel Recht in unseren Analysen der wirtschaftlichen Lage des Weltkapitals auf die Verflechtung von allgemeiner und zyklischer Krise hinweisen, insbesondere auf die steigende Arbeitslosigkeit in Zeiten steigender Produktion und Profite, dann ist diese Erscheinung fast ausschließlich auf die Rationalisierung mittels wissenschaftlich-technischen Fortschritts zurückzuführen. Der mit der Zuspitzung der allgemeinen Krise verbundene depressive Charakter der monopolkapitalistischen Produktion verhindert eine höhere Steigerung der Produktion als der Produktivität und muß zu steigender Arbeitslosigkeit führen. Das heißt, die steigende Arbeitslosigkeit durch wissenschaftlich-technischen Fortschritt ist ein Charakteristikum der Verschärfung der allgemeinen Krise des Kapitals. Maschinenstürmerei heute ist also zwar in allerster Linie ein Kampf für den Frieden, doch auch ein Kampf gegen die steigende Arbeitslosigkeit.

Der wissenschaftlich-technische Fortschritt aber schreitet gleichzeitig ständig zum Wohle der Menschheit voran in den sicheren Händen der Welt des Sozialismus – doch dieser Fortschritt ist, wir sagen es offen, unserer Meinung nach noch nicht schnell genug.



Über die
Tagesaktuallitäten
hinaus:
eine
Alternative
zum
schwatzhaften
Feuilleton

Beiträge zu THEATER, MEDIEN, KULTUR- POLITIK.

Heft 11
Klassiker
Frühjahr 85

Heft 12
Theaterkritik
Sommer 85

Heft 13
Spektakel
Herbst 85

Heft 14
**Gegenwartsthemen/
Gegenwartsstoffe**
Winter 85

Heft 15
Theatermarketing
Frühjahr 86

Coupon: Bitte senden Sie mir 1 kostenloses Probeheft aus dem letzten Jahrgang. — Ich bestelle ___ Ex.
TZS Nr. ___ zu je 9,50 DM gegen Rechnung.

Name und Anschrift: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____
Ausschneiden und einsenden (oder einfach Postkarte) an:
TheaterZeitSchrift, Großeberenstraße 13 A, 1000 Berlin 61

Problesen!

Arendt Dieter, sh. *kürbiskern* 2/77 und 1/82.
Bächler Wolfgang. Die beiden hier abgedruckten Gedichte sind dem Band „Die Erde bebt noch – Die frühe Lyrik“ (Bechtle Verlag, 1982) entnommen.
Barthelmes Donald. Unsere Texte dieses behutsamen Neuerers in der amerikanischen Erzähkunst sind Vorabdrucke, die uns freundlicherweise der Klett Cotta Verlag aus dem Erzählband „Tolle Tage“ zur Verfügung stellte.
Bogdan Britta, sh. *kürbiskern* 4/84.
Böhlaender Gerhard, sh. *kürbiskern* 3/84 und 4/84.
Chotjewitz David, geb. 1964, lebt in Hamburg, Schulabbruch 1981; ab 1982 Ausbildung im Verlagswesen. 1983 Heirat und Geburt der Tochter. Die Anthologie „Frühreif“ erscheint beim Weismann-Verlag, München.
Dahl Stan (Pseud.), geb. 1954, Beverungen/Weserland, Kaufmannslehre, Soldat; Kriegsdienstweigerer. Veröffentlichungen: „Van Gogh und das Feld“, Erzählungen 1984; „Das Brot der Träume“, Roman 1984. Die Geschichte „Der Riß“ entstammt dem in Arbeit befindlichen Erzählband „Die anderen Leute“.
Gardein Uwe, „Ruth“ ist eine Vorarbeit zu der Erzählung gleichen Titels. Das Buch erscheint im Herbst beim Weltkreis-Verlag, Dortmund.
Godor Günter, geb. 1939 in Heilsbronn, lebt in Neufahrn bei München, im Winter in Kenia. Gymnasiallehrer, jetzt Grünther Martha, sh. *kürbiskern* 1/82.
Heise Hans-Jürgen, sh. *kürbiskern* 4/79, 2/80 und 2/81.
Herholz Gerd, sh. *kürbiskern* 2/83.
Höfer Adolf, geb. 1935. Studium der Germanistik, Anglistik und Geschichte in Erlangen und Edinburgh. Mehrere Jahre Lektor für Deutsch an den beiden Universitäten Singapores und gleichzeitig dort Lehrbeauftragter des Goethe-Instituts. Nach der Rückkehr aus Asien an verschiedene Goethe-Institute und Gymnasien tätig. Veröffentlichungen: „König Detlev“, Autodidakt, lebt in Hamburg. Arbeitet zur Zeit mit einer Druckgrafik-Gruppe der IG Druck und Papier zusammen. Mitarbeit in der Hamburger Werkstatt schreibender Arbeitsloser.
Kuczyński Jürgen, sh. *kürbiskern* 1/81, 3/82 und 4/83.
Kureishi Salim Akhtar, geb. 1960 in Al-Khoran in der Saudi-Arabischen Wüste. Deutscher und pakistanischer Staatsangehöriger. „Vagabund in Südost-Asien, Nordafrika und ganz Europa. Verheiratet und stolzer Vater eines wunderschönen Babys. Keine Ausbildung, aber Holzfäller, Gärtner, Himbeerplucker, Bauarbeiter, Koch, Wilderer, Wandmaler und Dichter.“ Veröffentlichungen: Gao-A. Herz/S. Kureishi, Lemke-Schwieringer-Verlag, 1984: Prosa, Lyrik und Briefe. Lyrik in „Gegenwind – ein Lesebuch“, Anthologie der Autoreninitiative Köln, 1983.
Lauw Jörn, geb. 1953 in Bremen. Ausgebüttete Tätigkeit u.a.: Therapeut für Suchtkranke, Kindergartenleiter, Maschinenführer und Buchhändler. Studiert zur Zeit Geschichte in Göttingen. Herausgeber der Literaturzeitschrift FLATTERSATZ und der Anthologie „Göttinger Sudelalmanach“. Im Herbst 1985 erscheinen als Buch „Münchhausen armer Bürger“, ein G. A. Bürger-Lesebuch; „Eine Stadt im Schatten von Ruinen“, ein Traktat über Burghenschaften – beides EDITION ZERBEROS.
McLaughlin Donal. Promoviert über Alfred Andersch an der University of Strathclyde in Glasgow (Schottland).
Lehmke Marion. Landessekretärin der VVN Bayern. Der hier abgedruckte Text war ein Diskussionsbeitrag auf dem Kulturpolitischen Forum der DKP in Bochum, Juni 1985.
Lordick Florian, lebt in Zorneding bei München. Hat gerade sein Abitur bestanden: herzlichen Glückwunsch!
Ritter Roman, sh. *kürbiskern* 4/83.
Rubinstein Hilde, sh. *kürbiskern* 1/78 und 1/79 (u.a.) 1983 erschien beim Verlag Harald Schmid, Berlin: „Tellurische Nachrichten“. Gedichte und Berichte.
Sayer Walle (Walter), geb. 1960 in Bierlingen bei Tübingen, lebt dort. Bankkauffmannslehre. Praktikum in einem Kindergarten, Zivildienst in einer Heimeinrichtung; seit 1982 arbeitslos. Mitarbeit im Projekt „Zukunft e.V.“, das im heimatlichen ländlichen Raum neue Lebensformen und selbstbestimmte Arbeitsplätze zu verwirklichen sucht. Veröffentlichungen: Gedichte (Selbstverlag, Starzach-Bierlingen, 1983); „Die übriggebliebenen Farben“, Gedichte, Verlag Klaus Gasseleder, 1984.
Sellwig Franziska, lebt in Schwifting bei Landsberg. Veröffentlichungen u.a.: „Ich bin eine Negerin – weiß“, Gedichte 1982; „Die mit den langen Mänteln“, Gedichte 1984; „Orangen auf dem Gefängnishof“, Prosa 1980; „Der Gra-Schert Dagnar, sh. *kürbiskern-Reihe Zeit-Gedichte*, 1985.
Stöppeler Erika, sh. *kürbiskern* 1/81, 2/81 und 1/84.
Troppmann Artur, sh. *kürbiskern-Reihe Zeit-Gedichte*, 5/1978; Reihe Kleine Arbeiterbibliothek „Die Leute aus dem 30er Haus“, „Besichtigung“ und „Bräuhaus-Gäste“. Soeben erschienen: 20 Postkarten mit ARBEITERPOESIE. Zu beziehen bei: Artur Troppmann, Nibelungenstraße 7, 8000 München 19.
Ungváry Tamás, geb. 1930 in Budapest. Studium der englischen Philologie und der Philosophie bei Georg Lukács. Redakteur der „Budapest Rundschau“. Seit den 70er Jahren Professor an der Hochschule für Theater und Film in Budapest. Dreimalige Gastprofessor in Cambridge, England (1968, 1972, 1981), Gastprofessor an der Harvard-University (1976). Zahlreiche Essays (englisch und deutsch), u.a.: „Theorie der Verfremdung“, Amsterdam 1982; „Ungarische Literatur in literaturhistorischer Sicht“, Hamburg 1972. Hauptwerk: „Höllekreise“, Budapest 1978; dem das hier abgedruckte Kapitel entnommen ist.
Wessolek Horst, geb. 1939 in Essen-Rellinghausen, lebt in Westberlin. Gelernter Kohlen-Bergmann. Arbeit seit 9 Jahren im Schild-Vortrieb oder im Tunnel-, Straßen- oder im Groß-Rohr-Verlegebau; in einem Brief an die Redaktion: „Das Schreiben ist die mir noch einzige verbliebene Leidenschaft!“
Zollersheim Bert, sh. *kürbiskern* 4/84.
Zierau Jochen, sh. *kürbiskern* 1/85.
Korrektur zu kürbiskern 2/85:
Aufgrund eines Mißverständnisses zwischen Redaktion und Carlos López Rivero, dem Übersetzer des Neruda-Gedichts „Gesang gewidmet der Roten Armee...“, wurde auf der 4. Umschlagseite angegeben, es handle sich hierbei um eine Erstveröffentlichung in deutscher Sprache. Die Erstveröffentlichung stammt von Erich Arendt.
Der SPD-Landesverband Berlin, Kreis Charlottenburg, vergibt zum 8. Mal den Preis DAS ROTEN TUCH. Mit dem Preis, der mit 3000,- DM dotiert ist, werden Werke ausgezeichnet, in denen der deutsche Faschismus kritisch dargestellt, demokratisches Handeln der jungen Generation gefördert und zur Immunisierung der Jugend gegen antideutschdemokratische Tendenzen in unserer Republik beigetragen wird. Die Vorschläge müssen bis 30. 9. 1985 bei der Jury eingehen: Otto-Suhr-Allee 100, 1000 Berlin 10.

Liebe Leser!

„In einer Zeit, die Geschichte mit Vergessen gleichsetzt, werden eure Hefte von Mal zu Mal unentbehrlicher, dringlicher. Kein Wunder, wenn euer aufrechter Gang, „Kopf oben, frei umherblickend“, einer verkrümmten, geduckten Majorität, schwindelerregend erscheinen muß“, schrieb uns Werner Dürrson, Träger des diesjährigen Bodensee-Literaturpreises, vor wenigen Wochen.

Damit die geduckte Majorität den aufrechten Gang lernt, braucht es – auch – mehr Leser des *kürbiskerns*. Die Literaturvermittler in den Massenmedien helfen uns nicht, sie zu gewinnen; wir wissen – aus den Feuilletonredaktionen großer bürgerlicher Zeitungen selbst –, daß der *kürbiskern* dort sehr ernst genommen wird, doch zugleich die Anweisung besteht, ihn nicht zu erwähnen.

Und doch lebt der *kürbiskern* jetzt schon 2 Jahrzehnte; mit der vorliegenden Ausgabe geht er in sein 21. Jahr. Wir möchten, daß daraus noch viele weitere werden: im Dienst einer Literatur, die kein Luxus ist, die mit dem Leben und den Kämpfen unserer Zeit zu tun hat, Vorschläge macht – und, so hoffen wir, auch zu Widerspruch herausfordert.

Dazu brauchen wir Ihre Hilfe. Durch kritische Begleitung, durch Ermutigung (Jürgen Kuczynski neulich: „*kürbiskern* 3/85 ist eingetroffen. Er ist wirklich ganz besonders gut – nein mehr: großartig. Begreift man bei Euch eigentlich, was solch eine Nummer für eine Leistung darstellt?“), vor allem aber auch, wie gesagt, durch die Gewinnung neuer Leser und Abonnenten.

Deshalb unsere Bitte: Machen Sie im Freundes- und Kollegenkreis auf den *kürbiskern* aufmerksam, nennen Sie uns Adressen von Bekannten, die an Probeheften interessiert sind, empfehlen Sie Ihrem Buchhändler, den *kürbiskern* in sein Sortiment aufzunehmen, werben Sie Abonnenten, werden Sie selbst Abonnent.

Jedes neue Abonnement, das durch Ihre Vermittlung zustande kommt, wird von unserem Verlag mit Büchern Ihrer Wahl aus seinem Programm im Wert von bis zu 30 DM honoriert. Ende September liegt das neueste Gesamtverzeichnis des Dammitz Verlags mit rund 150 lieferbaren Titeln vor; wir schicken es Ihnen auf Anforderung gerne zu.

Mit freundlichem Gruß,
Redaktion *kürbiskern*

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co
Druck und Verlag GmbH
Xantener Straße 7
4040 Neuss 13
Postvertriebsstück / Gebühr bezahlt

2006875 D1 85.004 4269 200
SCHUH JUERGEN

F 2484 F

HARDTSTR. 119

5600 WUPPERTAL 1

Ljubomir Levčev: *Die Zeit ist Hoffnung*

Oskar Neumann: *Die Rechtswender sind aufhaltbar*

LYRIK: Britta Bogdan, Gerhard Bolaender,
Gerd Herholz, Detlef König, Salim Kureishy,
Florian Lordick, Roman Ritter,
Walle Sayer, Artur Troppmann, Horst Wessolek,
Bert Wollersheim, Jochen Zierau

PROSA: Wolfgang Bächler, Donald Barthelmes,
Stan Dahl, Uwe Gardein, Günter Godor, Jörn Laue,
Franziska Sellwig, Erika Stöppler, Tamás Ungváry

Adolf Höfer: *Verstehen oder verurteilen. Das Dilemma der Faschismusdarstellung in moderner Dichtung. Eine Studie zu Werken von Hans Werner Richter und Heinrich Kipphardts*
BRUDER EICHMANN

Marion Lehmicke: *Antifaschismus als Motiv kulturellen Schaffens*

Donald McLaughlin: *Zum Nachleben von Alfred Andersch*

Hans-Jürgen Heise: *Lyrik zwischen Selbst- und Fremdbestimmung*

Dieter Arendt: *Till de Vos und Reinke Ulenspiegel oder*

Kleine Diebe hängt man, die Großen lässt man laufen

David Chotjewitz: *Die Niederkunft des Zettelkastens.
Über Literatur von Jugendlichen.*

Dagmar Scherf: *Dialektische Qualen beim Schreibtischschreiben*

Martha Grünter: *Die Frau am Bildschirm*

Jürgen Kuczynski: *Sind alle Maschinenstürmer heute reaktionär?*

DM

8,50

Bitte
freimachen

Postkarte

Bitte senden Sie kostenlose Probeexemplare des
kürbiskern (k) bzw. der tendenzen (t) an folgende
Adressen:

1.

2.

3.

4.

5.

Damnitz Verlag
im Verlag Plambeck & Co
Hohenzollernstraße 146
8000 München 40

Bestellkarte für kürbiskern und tendenzen

Ich bestelle

- Abonnement kürbiskern DM 32,-
- Studentenabonnement kürbiskern DM 27,-*
- Abonnement tendenzen DM 32,-
- Studentenabonnement tendenzen DM 27,-*
- Doppelabonnement kürbiskern und tendenzen DM 54,-

(* Studien-, Schüler- oder Lehrlingsnachweis erforderlich)

4 Nummern jährlich ab Nr. _____

Gewünschtes Abonnement bitte ankreuzen,

Kündigungen jeweils zum 31. 10. für das nächste Jahr. Nicht gekündigte Abonnements verlängern sich um ein Jahr.

- Hiermit erteile ich – bis auf Widerruf – die Genehmigung zur Abbuchung der Abgebühren von meinem Girokonto.

BLZ

Konto-Nr.

Name und Sitz des
Kreditinstituts

- Ich zahle nach Rechnungserhalt.

Meine Anschrift:

Name, Vorname: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Ort: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Widerrufsbelehrung. Besteller haben das Recht, ihr Abonnement innerhalb einer Woche beim Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co, Hohenzollernstraße 146, 8000 München 40, zu widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung (Datum des Poststempels) des Widerrufs. Die Kenntnisnahme der Widerrufsbelehrung bestätige ich hiermit durch meine Unterschrift.

Datum: _____ Unterschrift: _____

Ich bin der Werber:

Name, Vorname: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Ort: _____

und möchte als Dankeschön einen Bücherutschein über 30 DM, den ich nach Eingang der Abgebühren beim Damnitz Verlag gegen Bücher aus seinem Programm einlösen kann.

Bitte schicken Sie mir

- das Damnitz-Verlagsprogramm
- ein kostenloses Probeheft der Literaturzeitschrift kürbiskern
- ein kostenloses Probeheft der Kunstzeitschrift tendenzen